Princeton University
32101 068391026

Library of

Princeton University.

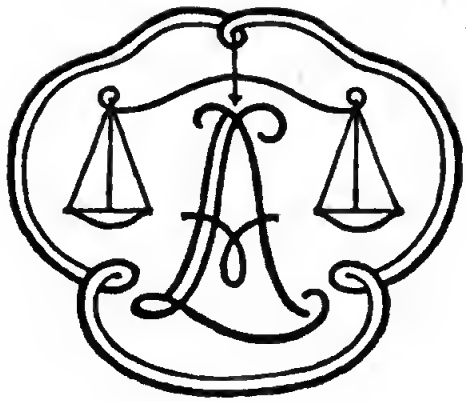
BLAU MEMORIAL COLLECTION

Korfiz Holm

Thomas Kerkhoven

Roman

Albert Langen Verlag München



Digitized by Google

Von Korfiz Holm erſchienen bei Albert Langen:

Schloß Übermut, Novelle 5. Tauſend
Arbeit, Schauſpiel in drei Akten
Mesalliancen, Zwölf Liebes- und Ehegeſchichten 3. Tauſend
Die Könige, Dramatiſches Gedicht in vier Akten
Die Sünden der Väter und andre ironiſche Geſchichten
3. Tauſend

Digitized by Google

Thomas Kerkhoven

Roman

Von

Korfiz Holm

München
Albert Langen
1906

Digitized by Google

Erſtes Buch

(RECAP)
3459
.63
.39
545491

Selbviert übernachteten ſie in der Kabine, wo ſich zwiſchen den Kojen und allem Handgepäck, das am Boden lag, nur einer zur Zeit notdürftig bewegen konnte. Da dauerte das Aufſtehen morgens lange; und Thomas Kerkhoven, als der jüngſte mit ſeinen einundzwanzig Jahren, mußte bis zuletzt warten. Ihm war das ſchließlich lieb: denn die Ungeniertheit, die der alte Konſul Weſſelbeck bei ſeiner Toilette an den Tag legte, däuchte ihn im höchſten Maße verwunderlich. Wie er ſo — „kühlpfeifend", dachte Thomas — die Zahnbürſte aus einem ſchmutzigen Stück Zeitung wickelte und ſie in die aufgeſammelte Aſche ſeiner Morgenzigarre tunkte, um ſich unter ausführlichem Krächzen, Gurgeln und Spucken die Zähne zu putzen, — darin lag ein beneidenswertes Bewußtſein von der Richtigkeit des eignen Tuns. Mit dem Waſchen nahm der alte Herr es weniger genau; es drängte ſich einem die Frage auf, wann wohl zum letzten Mal ein Tropfen Waſſer hinter ſeine Ohren gekommen ſein mochte.

Thomas Kerkhoven drehte ſich mit einem Seufzer zur Wand. Wer von Natur ſchüchtern iſt, hat immer eine melancholiſche Bewunderung für Leute, die ſich bis zu den Naturlauten ihrer Morgentoilette breitſpurig geben, wie ſie ſind. —

Thomas lebte ſeit zwei Tagen in einem ſonderbar zwieſpältigen Traumzuſtande. Ihm war, als ſei er von einem Vorhang umgeben, durch den Licht und Schall von draußen nur gedämpft hereindrängen; aber zugleich ſah er tauſend Einzelheiten des gewöhnlichen Lebens ringsum, die er ſonſt nie beachtet hatte, gleichgiltige

Dinge, die ihn jetzt vielleicht noch fremder däuchten, und die er dennoch in einer dumpfen Verwunderung muſterte, weil er ſie heute zum erſten Mal entdeckte, — muſterte, ohne ſich von ihnen losreißen zu können.

War es Angſt, an das andre zu denken?

Er ſollte an das Sterbebett ſeines Vaters treten. Ein Telegramm hatte ihn aus Berlin heimberufen. Am Ende fände er ſchon einen Toten?! Wünſchte er ſich das vielleicht? — Nein, er fieberte doch vor Angſt, daß er ihn nicht mehr lebend antreffen könnte; er mußte noch mit ihm ſprechen, er mußte dieſem ſtreng ſchweigenden Munde ſein Geheimnis entreißen, bevor es für immer zu ſpät wäre, — dieſes Geheimnis, das irgendwie mit ſeiner Mutter zuſammenhing, die Thomas nie geſehen hatte, von der auch nur zu ſprechen im Hauſe ſeines Vaters wie in der ganzen Verwandtſchaft von jeher verpönt war. — In Thomaſens Kindheit hatte dieſes Rätſel eine eigne Stimmung getragen und ihn vor der Zeit ernſt gemacht und zu einem Beobachter der Menſchen. Jetzt mußte er ſeinen Vater darnach fragen, und der mußte antworten; darauf hatte er ein Recht.

Und doch, — wenn er in ſich hineinſchaute: ob da im dunkelſten Winkel nicht die Hoffnung kauerte, es möchte ſchon alles vorbei ſein, wenn er käme?! Er hatte es ſich gewiß nicht ſo überlegt, — aber war das nicht auch der verſteckte Grund für ihn geweſen, mit dem Stettiner Dampfer zu fahren, ſtatt mit der Bahn, die ihn zwölf Stunden früher nach Riga gebracht hätte? War das Feigheit: die Angſt davor, den Vater ſterben zu ſehen? Nein, Angſt eigentlich nicht. — War es

nicht viel mehr ſeine alte Schüchternheit, das nervöſe Zittern vor Situationen, die er noch nicht kannte, — das ewige Vorausdenken: Wie wird es ſein? Wie werde ich mich benehmen? Wie muß man ſich in einem ſolchen Falle benehmen? Und nachher wurde es immer viel einfacher, als er ſichs gedacht hatte: es ergab ſich alles von ſelber. So oft hatte er das ſchon erfahren, hatte geſehen, daß er ſich, einmal Aug in Auge mit den Thatſachen, leichter in ihre Forderungen fand, als mancher andre, der in gedankenloſer Zuverſicht auf die Dinge losging. Leichter, als ihm ſelbſt lieb war ... Denn warf das nicht ein ſchlechtes Licht auf ſeinen Charakter, ſeine Perſönlichkeit?

Und dann noch das: eigentlich ſtand ihm der Gedanke an ſeinen Vater hinter andern Gedanken zurück. Was ſich immer wieder vordrängte, ſo ſehr er ſich bemühte, es zu bannen, waren die Folgen dieſes Todes: daß er jetzt frei würde und ſein eigner Herr. — Annemarien heiraten und Maler werden! — Er brachte ſo wenig Schmerz um ſeinen Vater auf. Er dachte über ſein Ende hinaus. War das nicht unnatürlich und häßlich?

So lag er, und ſann, und zergliederte ſich ſelber und ſeine Gefühle, während ſeine Kabinengenoſſen ſich einer nach dem andern anzogen und an Deck hinaufgingen. Er war allein; aber noch immer lag er und ſtarrte zur blankweiß geſtrichnen Decke, an der Wellenreflexe wie zerfaſerte Silberſpinnen hin und her liefen. Er ſah ihnen müßig zu, und alle Zweifel nahm das Bewußtſein weg, daß er jetzt keine Eile hatte, daß er im Augenblick nichts ändern konnte, — was auch geſchähe.

Der Fatalismus der Seereiſe war wieder da und wiegte ihn auf elaſtiſchen Armen ...

Auf einmal wurde der Rhythmus langſamer, in dem das Schiff heute ſchon den dritten Tag unter dem Gang der Schraubenwelle zitterte. Thomas fühlte es wohl, aber es kam ihm nicht zum Bewußtſein; auch nicht, als die Maſchine ganz verſtummt war und das Waſſer auf einmal ſonderbar laut an die Schiffswand gluckſte, wie die Stimme einer Quelle bei Nacht. Aber dann klangen ſchwere Schritte über ihm, es wurde etwas über das Deck geſchleift; das polterte an der Wand hinunter und fiel klatſchend ins Waſſer. Eine Strickleiter! Thomas ſah durch das runde Fenſterchen über ſeinem Bette hinaus. Das erſte, was ihm ins Auge fiel, war ein kleiner Kutter, deſſen Segel gerade geborgen wurde. Nun griff die Bemannung zu den Riemen und ruderte auf das Schiff zu. Der Kutter tanzte auf den Wellen, von denen der große, ſchwer beladne Dampfer kaum etwas merkte; nun lag er längsſeit, und ein alter Seemann mit weißem Barte, auf dem Kopf einen ſchwarzen, ſteifen Hut mit ſilbernem Abzeichen, kletterte die Treppe hinauf: der Lotſe.

Thomas ſchaute noch immer hinaus, als die Maſchine ſchon wieder dröhnte und der Kutter ſchnell zurückgeblieben war. Hinter dem Meere, das heute eine ganz andre Farbe hatte, als die Tage vorher — ſtatt des tiefen Graugrüns ein warmes, ſchmutziges Gelb — hob ſich, ſoweit der Blick reichte, ein weiß von der Sonne beſchienener Dünenſtreifen, gekrönt von dunſtig blauem Föhrenwalde. Und dort vorn, — er mußte dazu den Hals recken — ſah er den weißen Leuchtturm über den Feſtungswällen von Dünamünde.

Sonderbar, wie ihm das Herz ſchlug!

Ueber ein halbes Jahr war er fort geweſen, zum erſten Mal im Leben; viel Sehnſucht hatte er in dieſer Zeit gehabt, aber nur nach Annemarien, — das hatte er wenigſtens geglaubt. Wie konnte man ſich auch in dem Mittelpunkt einer neuen Kultur, in Berlin, nach der Heimat und in ihre kleinen Verhältniſſe zurückwünſchen? Aber als ihn jetzt der Anblick eines Stückchens Heimaterde ſo mächtig ergriff, daß er ſich zuſammennehmen mußte, um die Tränen nicht heraufkommen zu laſſen, da merkte er, daß auch eine Sehnſucht nach dem Lande ſelbſt die ganze Zeit geduckt und heimlich in ihm gelegen hatte. Er ſtreckte ſich noch einmal aus und ließ dies Gefühl, das ſeinem jungen Verſtande rätſelhaft war, auf ſich wirken ... Ein Ahnen kam ihm, daß die jungen Bilderſtürmer mit den Götzen, die ſie ſelbſtbewußt und ungeduldig in den Staub werfen, vielleicht auch immer den unbekannten Gott entthronen, der hinter allen Fetiſchen iſt. Konnte es wie mit der Heimatliebe nicht auch ſonſt mit tauſend Dingen ſein, die er und die andern denkenden jungen Leute ſeiner Generation zu den überwundnen Vorurteilen gelegt hatten? Vielleicht lag da Gold auf dem Kehricht, und man hatte es leichten Herzens weggeworfen, weil ſchlechte Lyriker der älteren Generation es in ſo üble Cuivrepolihülſen verſteckt hatten, daß man es nicht mehr ſah und erkannte.

Doch dieſe Gedanken ſtrichen nur flüchtig durch Thomaſens Kopf. Was Gold war, verroſtete und verging ſowieſo nicht. Heute galt es auf- und auszuräumen, und dabei wollte er helfen. — Ein Kämpfer wollte er ſein — und fing doch beinah zu heulen an,

als er ein Endchen von dem ſandigen Lande wiederſah, in dem er zufällig geboren war.

„Nee!“ ſagte er laut und ſprang aus dem Bette.

Aber beim Anziehen kam eine fahrige Haſt über ihn. Was ihn in den nächſten Stunden erwartete, war auf einmal wieder da, und drängte und arbeitete in ihm.

Jetzt konnte ſeine Angſt es nicht mehr hinter Betrachtungen zurückdämmen.

Als er nach oben kam, fand er auch dort eine ganz andre Geſellſchaft als ſonſt. Geſtern alles noch ſo friedlich und ruhig; kaum ein Menſch, der dem Konſul Weſſelbeck nicht zugeſtimmt hätte, als er dem Kapitän herablaſſend ſeine Anerkennung ausgeſprochen und hinzugefügt hatte: bei dem Wetter und den „Eß- und Trinkverhältniſſen“ könne ſeinetwegen die Reiſe noch acht Tage dauern. Heute früh aber war alles unruhig wie eine Schar Zugvögel vor der Abreiſe.

„Ach, die Paßreviſion in Dünamünde! Die Leute beanſpruchen immer eine Zeit . . .!“

„Und dünaaufwärts fährt das Schiff ſowieſo ſo furchtbar langſam.“

„Wenn in Riga nur nicht wieder ſon ekliger Zollbeamter iſt. Letztes Mal, wie ich gekommen bin, war einer da, der hat das letzte Stück aus jedem Koffer umdrehen laſſen. Zwei Stunden hab ich in der ſchrecklichen Sonnenhitze warten müſſen.“

„Nu, die rußſchen Zollfritzen kann man doch beſtechen,“ meinte ein Berliner Handlungsreiſender.

„Da können Sie furchtbar hereinfallen. Probieren Sies lieber nicht.“

„Ach Gott, ach Gott, meinen Sie, daß ich den

Zug um zwölf Uhr fünf nach dem Strande noch erreiche?"

„Um zwölf Uhr fünfundvierzig geht ja wieder einer."

Thomas lächelte ein bischen krampfhaft über das veränderte Bild und ging in den Speiſeſaal, wo er einſam an der langen Tafel ſeinen Thee trank, umgeben von ſchmutzigen Taſſen, angebiſſenen Zwiebacken, zerknüllten Servietten und Tellern mit vermatſchten Butterreſten. Eſſen konnte er nichts. Am anderen Ende des Tiſches begann auch die Stewardeß ſchon abzuräumen. So ging er wieder hinauf.

Man war in der Flußmündnng. Die Dampfwinde raſſelte hart, die Ankerkette quietſchte. Dann wurde es ſtill, der Strom drehte das Schiff noch ein wenig, dann lag es regungslos vor Anker. Ein paar Ruderboote brachten eine Schar von Gensdarmen, Beamten und Zollſoldaten in weißen Uniformkitteln. Es dauerte wohl eine Stunde, bis die Päſſe abgeſtempelt, die Ladungspapiere geprüft und die Luken plombiert waren.

Während deſſen wanderte Thomas unabläſſig auf und ab: die Erwartung hatte ihn mit aller Gewalt gepackt. — Werd ich ihn lebend treffen? fragte er ſich immer wieder. — Eine Möve ſtrich auf grauen Hakenflügeln vorbei. Die Walze ihres Leibes blitzte ſilbern in der Sonne. Plötzlich ließ ſie einen unendlich traurigen Schrei hören und ſtieß aufs Waſſer hinunter. Thomas mußte an den Homer denken: weisſagender Vogelflug! Die Möve war von links gekommen.

Er fand es kindiſch und wollte darüber lachen, vermochte es aber nicht. Von dieſem Augenblick ſtand es in ihm feſt, daß ſein Vater tot wäre.

„Ja, er iſt tot," ſagte er vor ſich hin und blieb einen Augenblick ſtehen, „ich hab das ſichre Gefühl."

Jedoch ſeine Unruhe wich nicht; unwillkürlich ſetzte er einen Fuß vor, der andre folgte zögernd, und dann war er wieder auf ſeiner haſtigen Wanderung. Die Beamten verließen das Schiff, es wurde Anker gelichtet, und dann ging es ſtromaufwärts.

Thomas rannte Leute an, er mußte ſich durchdrängen und über herumliegendes Handgepäck ſteigen; er tat es mechaniſch und ſah alles nur wie von weitem.

Einmal ertappte er ſich darauf, daß er die Reling mit beiden Händen ergriffen hatte und daran zog, als könne er dadurch die Fahrt beſchleunigen. Er ſtrich ſich erſtaunt über die Stirn und nahm den Marſch ohne Ziel wieder auf.

Endlich legte das Schiff an. Während der Zollreviſion glaubte Thomas manchmal faſt, er würde verrückt: er mußte an ſich halten, damit er den Beamten keine Szene machte.

Dann ſaß er zuletzt doch in einer Droſchke. Er verſprach dem Kutſcher einen Rubel, wenn er ſchnell führe. Und der ſchlug auf ſein ruppiges Pferdchen los, daß es den kurzen Weg im Galopp zurücklegte. Jetzt bogen ſie in die enge Geſchäftsſtraße ein. Thomas konnte ſchon das lange Schild über dem Erdgeſchoſſe ſehen. Wie Flammen leuchteten die Goldbuchſtaben in der Sonne:

THEODOR AMADEUS KERKHOVEN WWE SOHN
EX- & IMPORT.

Der Wagen fuhr an den Kontorfenſtern vorüber, hinter denen, weiß auf dunkelblauen Drahtgittern,

wieder die lange Firma in ſeltſam abgeteilten Wörtern zu leſen war.

Thomas zuckte zuſammen: Kein Menſch im Kontor, und die eiſerne Tür geſchloſſen! — Ach ſo, Mittagspauſe, dachte er dann. — Der Wagen hielt noch nicht, als er ſchon aufs Trottoir ſprang: ein Zettel klebte an der Tür.

In langgeſchwänzter Kaufmannſchrift ſtand da: Wegen Todesfall geſchloſſen.

Er wollte es ja längſt gewußt haben; aber wie traf ihn jetzt die Gewißheit! Nebenan bei Kubinsky wurden eiſerne Träger auf einen Laſtwagen geladen. Ihm fuhr jedes Dröhnen reißend wie ein ſtumpfes Meſſer durch die Eingeweide.

Langſam ſtieg er die Treppe hinauf und ſtand lange vor der Tür, ehe er ſich entſchloß, an dem Porzellangriff der Glocke zu ziehen. Ein tonloſer, fremder Klopflaut antwortete. Der Klöppel war wohl noch umwickelt.

„Nein, ich danke dir wirklich sehr, Onkel Albert, aber es ist ganz unnötig," sagte Thomas Kerkhoven, „ich wache allein, ich brauche niemand."

„Ich hätte es sehr gern getan, lieber Thomas. Du bist der einzige Sohn meines Bruders und — ja, häm! — Soll ich dir denn aber nicht vielleicht Harry schicken?"

„Danke sehr; aber wozu? Es ist wirklich nicht nötig."

„Ich kann ja auch verstehen, daß du allein sein möchtest mit deinen Gedanken. Also dann leb wohl, und Gott gebe dir gute, fruchtbare Gedanken! Es ist eine ernste Stunde für dich, der Ernst des Lebens tritt wohl zum ersten Mal an dich heran. Gott gebe dir ernste Gedanken — ja, häm . . ."

Hofrat Kerkhoven ließ die langen, grauen Bartkoteletten, die zu beiden Seiten des sauber ausrasierten Kinnes herunterhingen, mit einer gewohnheitsmäßigen Bewegung durch seine Hände laufen, weiße, zu oft gewaschne Arzthände, schmal, aber etwas schwammig, mit langen Fingern, an denen ein paar alte Ringe prahlten.

„Aber sonst, wie gesagt . . ."

Thomas dankte noch einmal, höflich, aber schon ein wenig ungeduldig und durch den lehrhaften Ton gereizt.

Dem Hofrat war das im Grunde recht, weil er diesen Neffen eigentlich nicht leiden und in kein richtiges Verhältnis zu ihm kommen konnte; und dann war so eine Nachtwache in seinen Jahren und bei der großen Praxis, die seine Tage — und auch manche Nacht — in Anspruch nahm, etwas sehr Anstrengendes. Er hätte

das aber um keinen Preis zugegeben und wiederholte ſein Angebot noch einmal.

Thomas war froh, als er endlich die Tür hinter ihm verſchloſſen und die Sicherheitskette eingehängt hatte. Aber als er auf den Stuhl ſtieg, um die Gasflamme auszudrehen, die das Vorzimmer und den Gang erleuchtete, hielt er, die Hand am Hahn, plötzlich inne. Es packte ihn, daß es hier gleich dunkel ſein würde; und dann die lange Nacht, allein mit dem Toten . . .!

„Lächerlich!“ ſagte er halblaut vor ſich hin und drehte mit einem energiſchen Ruck das Gas aus.

Schwarz legte ſich die Dunkelheit um ihn. Er ſtand auf dem Stuhle und ſtarrte und horchte in ſich hinein, atemlos. Er mußte ein Streichholz anzünden, bevor er ſich getraute, hinunter zu ſteigen und auf den Zehenſpitzen durch den Korridor zur Saaltür zu ſchleichen.

Er öffnete ſie zögernd. Schwer ſchlug ihm der Geruch des Wachſes und der bittern ſüdlichen Pflanzen entgegen, vermiſcht mit einem ſüßlichen Verweſungshauche, der noch kaum zu ſpüren war; aber er würde ſtärker werden, noch im Laufe dieſer Nacht, ſagte ſich Thomas.

Er ſchloß die Augen und ſtand eine Weile ſo. Dann ging ein Zucken durch ihn, wie ein Auffahren aus einem Traum; er trat in die rote Helle der dreißig Wachskerzen, die in ſechs Armleuchtern am Sarge Spalier ſtanden.

Die Flammen rauchten unruhig im Zugwinde. Thomas ſchloß die Tür und trat an den Sarg und vertiefte ſich in das Geſicht ſeines toten Vaters. Es wurde ihm wohl nicht bewußt, aber er wollte ſich an dieſen Anblick gewöhnen, ihn feſt ins Auge faſſen, ihn ſich ſo zu eigen

machen, daß ihm nicht mehr graute vor dem einſamen Zuſammenſein die ganze Nacht hindurch.

Sonderbar, wenn man es von der einen Seite anſah, war dies Geſicht grämlich und ſorgenvoll wie früher im Leben. Auf der andern Seite hatte die Leiche ein fremdes Geſicht. Der Mundwinkel hatte ſich abwärts verzerrt, am Auge klaffte ein ſchmaler Spalt, aus dem der Augapfel beinah hämiſch hervorblinzelte. Etwas wie befriedigter Hohn ſah Thomaſen daraus an.

Vielleicht kann einem ein toter Vater mehr ſagen als ein lebendiger, dachte Thomas. Und er ſtand regungslos und ſtarrte. Leiſe klirrten die offnen Fenſter an ihren Haken. Die Lichter flackerten und ließen die Schatten auf dem kalten Geſichte tiefer werden und wechſeln, ſo daß es manchmal einen beinah diaboliſchen Ausdruck annahm. Ein ſtärkerer Luftzug faßte die weißen Haare, daß ſie ſich über der Stirne ſträubten. Thomas hörte ſein Herz hoch oben in der Bruſt klopfen. Auf dem Korridor draußen knarrten die Dielenbretter. Er fuhr zuſammen. — Unſinn! Das war ja nichts ungewöhnliches. Aber dann kamen Schritte den Gang herauf, taſtende, ſchlurfende Schritte.

Er drehte ſich um und heftete ſeine aufgeriſſenen Augen auf die Tür. Und plötzlich drehte ſich die Klinke, wie unter einer unſichtbaren Hand.

Thomas ſtieß einen Schrei aus.

„Hab ich Ihnen erſchrocken, Jungherr?“ fragte der alte Diener, der eintrat, in der Hand eine Küchenlampe, auf deren Meſſingreflektor das Licht in gelben Kreisabſchnitten ſchwamm.

„Ach, Sie ſinds, Janne!“ ſagte Thomas, noch immer

atemlos, unwillkürlich mit einem heiſern Lachverſuch. „Was wollen Sie denn?“

„Ich, Jungherr? — Nichts nich. — Ob Jungherr nichts nötig hat?“

„Nein, Janne, dank ſchön.“

Der Alte kam zögernd herein und drückte die Tür hinter ſich zu. Dann ſtand er und ſah zweifelnd zu Thomaſen hinüber. Dem war die Anweſenheit eines lebenden Menſchen wie eine Befreiung, aber er fragte:

„Wollen Sie ſonſt noch was, Janne?“

„Nein, Jungherr, nichts. — Bloß ſo ſelbſtig! — — Und denn, Jungherr, wollt ich fragen: darf ich nich mit Jungherr wachen?“

„Nein, Janne, gehn Sie ſchlafen.“

„Ach Jungherr, altes Menſch brauch nich ſo viel zu ſchlafen. Is beſſer, wenn Jungherr nich ſo alleinig is bei die Leiche.“

Thomas hätte den Alten gern da behalten, wollte aber nicht zeigen, daß er Angſt hatte.

„Laſſen Sie mir, Jungherr,“ bat Janne, „ich werd ganz ſtill in ein Eckchen ſitzen und kein Wort nich ſagen!“

„Nu, meinetwegen,“ ſagte Thomas, „ſetzen Sie ſich alſo dahin!“ Er wies in die fernſte, dunkelſte Ecke des Zimmers. Janne ſtellte ſeine Lampe vorſichtig auf den Fußboden und nahm in ſteifer Haltung auf der Kante eines Stuhles Platz.

„Nein, dort auf den Lehnſtuhl!“

„Dank ſchön, Jungherr, ich brauch nich,“ wehrte Janne ab, ſetzte ſich aber gehorſam auf den großen Stuhl mit den Ohrklappen und blieb zunächſt in derſelben unbequemen Stellung wie zuvor.

Thomas trat ans Fenſter und atmete erleichtert und tief. Schwermütig hell lag draußen die nordiſche Juninacht. Hier und da ein erleuchtetes Fenſter, ſonderbar rot in dieſem kalten Geſpenſterlicht, das nicht von außen zu kommen, ſondern in und an den Gegenſtänden ſelber zu ſein ſchien. Thomas beugte ſich hinaus und ſah nach dem Hauſe ſeines Onkels hinüber, das einen rechten Winkel mit ſeines Vaters Hauſe bildete. In Annemariens Schlafzimmer brannte Licht. Er ſchaute angeſpannt auf die helle Fläche des Rouleaus, über der tiefblau das Fenſterkreuz lag. Jetzt erſchien, kommend und gehend, ſich bückend und wieder aufſtehend, ein unförmiger Schatten, der bald das ganze Fenſter erfüllte, bald wieder, dunkler und kleiner, die unklaren Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt auf den weißen Stoff zeichnete.

Das mußte Annemarie ſein. So ſah er ſie zum erſten Mal wieder, als ſchwimmenden Schatten, heute, wo alles, was mit ihr zuſammenhing, feſte Umriſſe für ihn gewonnen hatte, wo ſeine Träume Geſtalt und Rundung bekamen . . . Sein Herz jubelte auf.

Und wie eine Antwort auf ſeine Gedanken war es, daß der Schatten jetzt ſcharf und deutlich wurde. Annemarie mußte ſich dicht ans Fenſter geſetzt haben. Er erkannte das Profil ihres Kopfes. Sie ſchien einen Augenblick ernſt und aufmerkſam vor ſich hin zu ſehen. An den Bewegungen ihres Kopfes merkte er, daß ſie irgend etwas muſterte, wohl ihr eignes Bild im Spiegel; denn gleich darauf begann ſie die Nadeln aus dem Haarknoten zu ziehen.

Thomas trank den Rhythmus ihrer nackten Arme mit Augen, in denen er das Blut klopfen fühlte; aber dann ſtach ihn auf einmal die Scham vor ſeinem toten Vater. Er warf noch einen langen, zärtlichen Blick hinüber und trat vom Fenſter zurück. Janne, der ſichs bequemer gemacht hatte, fuhr wieder in die ſteife Haltung.

„Ach, laſſen Sie nur!“ ſtammelte Thomas und fragte nach einem Schweigen: „Sie, Janne, nicht wahr . . .? Sagen Sie mal, Sie waren ganz allein dabei, als mein Vater ſtarb?“

„Ja, ja, Jungherr, ganz alleinig. Herr Hofrat war grade zu Mittag jegangen. Und die Rotekreuzſchweſter hat der gnädje Herr ja nich hereinjelaſſen. Herr Hofrat hat nichts nich machen können. Keine Frauenzimmer kann er nich brauchen, hat er jeſagt. Nu, Jungherr weiß ja . . . Und ſo bis zuletzt auch.“

„Und wie war es denn? Was hat er denn zuletzt geſagt?“

„Seine Füße frieren, hat er jeſagt, und ich ſoll die Laden aufmachen, hat er jeſagt, weil ſo dunkel is. Aber war ganz ſchön hell in Schlafzimmer, und Sonnchen hat auf Fußende vons Bett jeſcheint. Und denn hat nichts mehr jeſagt, und denn hör ich, er knirſcht ſo. Nu, denk ich, will ich mal Herr Hofrat rufen, und jeh raus und ſchick die Rotekreuzſchweſter, ſie ſoll Herr Hofrat holen. Und wie ich wieder hereinkomme, liegt er ganz ſtill. Und ich denk, er is vielleicht einjeſchlafen, und ich jeh wieder raus und bleib bei die Türe ſtehn. Und wie der Herr Hofrat gekommen is und ihm beſehn hat, ſagt er, — er is ſchon tot. — Ja, ja, ja,“ fuhr

Janne fort und ſchnäuzte ſich gerührt, — „achzehn Jahr bin ich bei ihm jeweſen, und jetzt mit einmal is tot.“ Er erhob ſich ſchwerfällig aus ſeinem Stuhle. „Scheen liegt er in den Sarg,“ ſagte er leiſe, „ſcheen ruhig liegt er ſchon! Aber ſehn Se, Jungherr, da an Halſe kriegt er ſchon Flecken. Ach ja, un jeſtern hat er noch geſagt, er hat mir nich verjeſſen in ſein Teſtament.“

Der Alte ſchluchzte in zitternden Stößen, und Thomas hatte noch keine Träne um ſeinen Vater geweint; das kam ihm jetzt zum erſtenmal zum Bewußtſein, und er fühlte ein dumpfes Staunen, denn er hatte die Empfindung, als ſäßen ihm Tränen in Mengen angeſammelt in der Kehle, und nur irgend eine Hemmung, die er ſich nicht zu erklären vermochte, ließe ſie nicht herauf.

Janne ſchüttelte betrübt den Kopf und trocknete ſeine Augen.

„Ja, und hat Ihnen mein Vater nichts für mich geſagt, bevor er . . .“ fragte Thomas.

„Nein, Jungherr, vielleicht hat jeglaubt, Sie kommen noch. Er hat Ihnen jewartet und jewartet.“

Thomas fühlte ſein Gewiſſen ſchlagen. Wäre er mit der Bahn gefahren, dann wäre er vielleicht noch zur letzten Stunde ſeines Vaters recht gekommen.“

„Um wieviel Uhr genau iſt er denn geſtorben?“

„Fünf Minuten über vier muß jeweſen ſein, oder kann ſein zehn Minuten.“

Nein, alſo auch dann wäre es zu ſpät geweſen. Das war ihm eine Art Erleichterung. Aber brennend überfiel es ihn in dieſem Augenblick wieder, daß ihm der kalte Mann, der da aufgebahrt lag und hämiſch

blinzelte, noch immer die Löſung jenes einen Rätſels ſchuldete.

„Und gar nichts hat er mir ſagen laſſen?“ fragte er noch einmal.

„Ach Jungherr, bin ich dumm!“ fuhr der Alte plötzlich auf, „vorjeſtern hab ich ihm was jeben müſſen aus Schreibtiſch, und denn hat er noch was jeſchrieben für Ihnen, und ich hab zuſiegeln müſſen . . .“

„Und was . . .? Wo iſt es?“

„In Schreibtiſch . . .“

Thomas eilte hin.

„Is abjeſchloſſen, Jungherr. Ich hab Schlüſſel in Schlüſſelſchrank aufhängen müſſen. Und Schlüſſel von Schlüſſelſchrank ſoll ich keinen Menſchen nicht abjeben, hat geſagt, wie blos Jungherrn.“ — Er holte einen kleinen Schlüſſel aus der Weſtentaſche.

Thomas fieberte vor Erwartung und konnte doch keinen Entſchluß faſſen. Er ſtand lange und ſchaute auf das Werk der kunſtfertigen Tante Liſinka, das in die Tür des Schränkchens eingelaſſen war. Ein aus Papier geſchnittnes und gebognes, aus tauſend kleinen Stückchen zuſammengepapptes Relief: eine weiße Schweizerlandſchaft auf blaßblauem, verblichnem Grunde, der oben den Himmel, unten einen Bach und im Vordergrunde einen See darſtellte, auf dem ein Segelboot mit drei winzigen Inſaſſen ſchwamm. Thomas mußte an ſeine Kinderjahre zurückdenken, wie er oft ſtundenlang auf einem Stuhl geſtanden und das Bildchen bewundert hatte, weil die Kühe, die der Senne hinten über die Brücke trieb, nicht größer waren als der Nagel ſeines kleinen Fingers, und weil die Papierſtreifen, die die

Spiegelglasfenſter des Schweizerhäuschens übergitterten, ſo ſpinngewebefein und gleichmäßig geſchnitten waren. Es war wirklich ungemein künſtlich; Thomas mußte es auch heute noch bewundern und ſich mit einem Seufzer die gute alte Zeit vorſtellen, wo die Leute noch Muße und Geduld für ſolche Dinge gehabt hatten.

Endlich ſchloß er auf. Da hingen in Reihen übereinander eine Menge Schlüſſel, und jeder trug ein Metallplättchen mit einer Nummer. An der Innenſeite der Tür klebte ein Zettel: ein Verzeichnis von der Hand ſeines Vaters. Thomas fuhr mit dem Finger daran herunter. Da wars: II a Schreibtiſch, links; II b Schreibtiſch, Mitte; II c Schreibtiſch, rechts. Er nahm die drei Schlüſſel und ging hinüber.

„In die mittelſte Schublade is," ſagte Janne. Thomas ſchloß auf. Da lag ein verſiegelter Brief. Er griff haſtig darnach. In fahrigen, zitternden Bleiſtiftzügen trug er die Aufſchrift: „An meinen Sohn Thomas." Das alſo war zuletzt aus der ſchönen, deutlichen Kaufmannſchrift ſeines Vaters geworden.

Thomas holte ſich Jannes Küchenlampe und ſetzte ſich an den Sophatiſch. Noch lange aber lag der Brief unerbrochen auf der geblümten Ripsdecke. Was mochte darin ſtehen? Was würde er erfahren? — Endlich riß er das Kuvert auf und entfaltete die Bogen. Nach dem Datum war der Brief nahezu vier Monate alt. Er las:

Riga, den 6. Februar 1887.

Mein lieber Sohn!

Da gerade freie Zeit habe und nicht weiß, ob ſpäter nach Eröffnung der Navigation in der

heißesten Geschäftssaison so gut dazu kommen werde, benutze ich die Gelegenheit Dir schon heute zu schreiben, was ich mir vorgenommen, Dir zum 14. Juni, wo Du mündig wirst, mitzuteilen. Ich bin ja schließlich auch in den Jahren, wo man Dinge nicht aufschieben soll, welche man gleich machen kann, und kann man ja bei Herzleiden nie wissen, was passiert.

Es liegt mir am Herzen, Dir das Untenstehende zu sagen und hoffe ich, es wird seinen Eindruck auf Dich nicht verfehlen. Es dürfte Dir ja bekannt sein, daß Dich am liebsten als Kaufmann gesehen hätte; das Geschäft ist von Deinem Urgroßvater Theodor Amadeus Kerkhoven an immer auf den ältesten Sohn übergegangen und wäre es schön gewesen, wenn Du es auch so gemacht hättest, wie ich und Dein seliger Großvater. Aber was nicht ist, das ist nun leider einmal nicht und wirst Du mir zugeben müssen, daß ich Dir entgegengekommen bin, indem ich meine Zustimmung dazu gab, daß Du Jura studieren darfst. Nun hast Du immer zu mir gesagt, daß Du Maler werden willst und hast Dir große Versprechungen von einem Berufe als Künstler gemacht. Wie Du weißt, habe ich mich dem bisher energisch entgegengesetzt, weil meine Ansicht eine andere ist und ich solche zu vertreten nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet war.

Wenn Du diesen Brief erhältst, bist Du aber mündig und verschließe ich mich durchaus nicht der Ansicht, daß man einen erwachsenen

Menſchen nicht zu etwas zwingen kann, das er nicht will.

Diejenigen Leute, welche das behaupten, ſind meines Erachtens beſchränkt und können nicht viel vom Leben mit ſehenden Augen geſehen haben.

Möchte Dir heute nur einiges ſagen, was ſich auf einen Punkt bezieht, von welchem zwiſchen uns noch niemals die Rede geweſen. Lies es aufmerkſam durch und überlege es Dir reiflich. Wenn Du nachher zu mir kommſt und mir ſagſt, daß Du trotz alledem noch Künſtler werden willſt, dann will ich mit ſchwerem Herzen zuſtimmen und Dir weiter ein Hindernis nicht in den Weg legen.

Der Punkt, von welchem ich geſprochen habe, bezieht ſich nämlich auf Deine Mutter, und fällt es mir durchaus nicht leicht, Dir darüber zu ſchreiben. Als Beweis dafür möge Dir dienen, daß ich mit meinem eigenen Bruder, Deinem Onkel Albert, auseinander gekommen bin, weil ſeine Frau, Deine Tante Karoline, immer von dieſen Angelegenheiten ſchwatzen mußte. Sie iſt ja nicht ſehr begabt und taktvoll.

Doch um endlich zur Sache zu kommen, will Dir kurz und einfach ſagen, daß Deine Mutter Künſtlerin geweſen iſt, und ich durch dieſelbe ſehr viel durchzumachen gehabt habe, während ich nicht glaube, daß mich ihr gegenüber ein Vorwurf treffen kann. Habe im Gegenteil ihren koſtſpieligen Gewohnheiten mehr geopfert, als mein Geſchäft eigentlich vertragen konnte und nachher noch

lange daran laborieren müſſen. Deine Mutter war Schauſpielerin am hieſigen Stadttheater und kann ich wohl ſagen, daß ich ſie zuerſt in geordnete und gehörige Verhältniſſe eingeführt habe. Aber ſie hat mir ſchlecht dafür gedankt, bevor ich etwas davon ahnte. Und was ſie ſich in Riga die Mäuler über mich zerriſſen haben, kannſt Du Dir am Ende denken. Das hab ich aber alles erſt ſpäter erfahren, als ſie mit einem Barytoniſten, einem ganz ungebildeten Menſchen, auf und davongegangen war, ohne an Mann und Kind zu denken. Wenn es Dir wehe tut, daß ich Dir obiges von Deiner Mutter zu ſagen genötigt bin, ſo kannſt Du davon überzeugt ſein, daß es mir noch weher getan hat, und wird es mir noch heute nicht ſo leicht, Dir darüber zu ſchreiben, als Du vielleicht glauben könnteſt. Will Dir auch gleich ſagen, daß Du nach Deiner Mutter Nachforſchungen nicht anzuſtellen brauchſt. Sie hat noch vielerlei Abenteuer durchgemacht, von welchen ich Dir weiter nichts ſagen will und ſchließlich iſt ſie mit einem Manne zuſammen, welcher auch keinen guten Ruf hatte, nach Amerika gegangen, woſelbſt ſie lange verſchollen war und dann in einem Hoſpital in New Orleans am Typhus geſtorben iſt, vor jetzt ſieben Jahren.

Wenn Du auf Deinen alten Vater hören willſt, ſo meine ich, daß Du Dir das Schickſal Deiner Mutter, welche Künſtlerin war, zum warnenden Beiſpiel dienen laſſen ſollſt. Ich habe während

der zwei Jahre, welche ich mit derſelben verheiratet war, ja genug ſogenannte Künſtler kennen gelernt, und zwar ſowohl bei mir ſelbſt, weil wir ja ein großes Haus machten und namentlich alle hieſigen Künſtler vom Theater u. ſ. w. bei uns verkehrten, als auch bei unſeren beiden Reiſen ins Ausland und kann ich Dir nur ſagen, daß ich mich über dieſe Sorte Menſchen oft habe wundern müſſen. Keine Regel ohne Ausnahme, das kann ja wohl ſein, aber eins weiß ich, dieſe Künſtler haben ganz andere Begriffe wie wir, ſie ſind meines Erachtens meiſtens nicht dasjenige, was wir als faire und anſtändige Menſchen bezeichnen.

Sachen, welche uns als ganz ſelbſtverſtändlich erſcheinen, über die lachen ſie einfach. Wenn einer ſeine Schulden nicht bezahlt oder mit einer Frau zuſammenlebt, mit welcher er nicht verheiratet iſt uſw., ſo ſehen ſie dieſes für einen guten Witz an, oder behaupten gar, der betreffende hat ganz recht uſw. uſw.

Das ſind Sachen, welche mir gegen mein Gefühl gehen und Dir hoffentlich auch und braucht man wohl kein verrannter Philiſter zu ſein, um ſolche Anſichten wie ſie jetzt im Ausland neumodiſch ſein ſollen, von Herzen eklig zu finden. Glaube vielmehr, daß das Gegenteil ein Zeichen von Verranntheit.

Dies iſt der Grund, weswegen ich verlangt habe, daß Du ſtudieren ſollſt, wenn Du keine Luſt und vielleicht auch wirklich keine Anlagen zum

Kaufmann haſt. Aber wie bereits oben erwähnt, zwingen will ich Dich zu nichts, weil dieſes keinen Zweck hat. Du biſt jetzt erwachſen und mußt ſelbſt wiſſen, was Du tuſt. Ich kann Dir nur raten und bitte ich Dich dringend, meine Ratſchläge reiflich zu überlegen und nicht in den Wind zu ſchlagen.

Den 10. Februar 1887.

Möchte Dir noch einiges ſagen, wozu neulich nicht mehr gekommen.

1.) Gehört es ſich wohl, daß Dir einen Einblick in meine und Deine künftigen Vermögensverhältniſſe gebe. Dieſelben ſind nicht ſo glänzend, wie Du nach einigen Bemerkungen, welche Du ein paar Mal gemacht haſt, zu glauben ſcheinſt. Jedenfalls werde Dir nie einen höheren Wechſel geben, als wie bisher SR. 200.—. per Monat, was mir mehr als genug erſcheint, und warne ich Dich dringend, daß Du Schulden machſt, oder ſpäter, wenn mir was Menſchliches paſſiert ſein ſollte, Dein Kapital angreifſt. Geld iſt leichter ausgegeben, wie verdient. Für alle Fälle ſage ich Dir heute ſchon, was Du nach meinem Tode wahrſcheinlich zu erwarten haſt. Mein Baarvermögen, das auf der Stadtdiskontobank in Staatspapieren deponiert iſt, beläuft ſich heute auf ungefähr SR. 100 000.—. Alles andere ſteckt im Geſchäft; der Wert desſelben dürfte ſich alles in allem auf das doppelte der obigen Summe beziffern. Da Du das Geſchäft doch nie übernehmen wirſt, habe ich für den Fall meines Todes einen

Vertrag mit Deinem Vetter Harry Kerkhoven abgeschlossen, nach welchem derselbe dieses dann zu genau stipulierten Bedingungen übernimmt, welche letzteren Dich zur Zeit noch nichts angehen. Nur das eine kann ich Dir schon heute sagen: Du wirst nicht in der Lage sein, gleich Dein ganzes Kapital aus dem Geschäfte zu ziehen. Harry ist nur zu einer Anzahlung von SR. 30 000 verpflichtet, während derselbe den Rest Dir zu verzinsen und in 10 gleichen Jahresraten an Dich auszukehren hat. Desgleichen ist der Prozentsatz vom Reingewinn des Geschäftes, welchen Du nach Maßgabe des jeweils noch in demselben steckenden Dir gehörigen Kapitals zu beanspruchen haben wirst, genau festgelegt. Habe dies für die beste Lösung obenstehender Frage gehalten, da zwar Dir das gute Geschäft lieber gegönnt hätte, als Harry, welch letzteren ich nicht als ein großes Licht ansehen kann, welcher aber durchaus zuverlässig und solid ist, wie ich aus seiner langjährigen Tätigkeit in meinem Geschäft, die letzten drei Jahre als Prokurist, zu ersehen in der Lage bin, und mir somit die nötigen Garantieen für die Sicherheit Deines künftigen Vermögens zu geben scheint. Aus dem Vorstehenden wirst du ersehen, daß Du jedenfalls nicht viel mehr als SR. 300 000 einst zu erwarten hast, und kannst Du Dich nicht einmal darauf fest verlassen, weil bei der Art meines Geschäftes große plötzliche Verluste durch starke Kursstürze usw. usw. leicht eintreten können. Also sei vernünftig, mein lieber

Sohn und lerne was, ſo daß Du im Notfall Dich auch ohne meine Hilfe, reſp. ohne ererbtes Kapital durchzubringen in der Lage biſt.

2.) Das Wichtigſte im Leben iſt: verplempere Dich nicht mit Frauenzimmern, und vor allen Dingen verheirate Dich nicht zu früh. Davon kommt das meiſte Unglück in der Welt. Das ſagt Dir Dein alter Vater, welcher dieſe Erfahrung ſelbſt gemacht hat und kannſt Du mir ruhig glauben, daß es nicht ſchwer iſt, mit einer Unbeſonnenheit ſein ganzes Leben zu verpfuſchen.

Alſo um zum Schluß noch einmal alles kurz zu rekapitulieren: Werde lieber nicht Künſtler und ſei vernünftig in Bezug auf das Geld und die Frauen.

Dies rät Dir
Dein alter Vater
Ernſt Amadeus Kerkhoven.

Thomas ließ den Brief mit einem Seufzer auf den Tiſch fallen und blickte ernſt vor ſich hin. Janne war in ſeinem Stuhl zurückgeſunken und ſchnarchte mit offnem Munde.

Eine große Enttäuſchung war der Eindruck dieſes Briefes. Seine Mutter! Was hatte er ſich über ſie alles zuſammenphantaſiert! Eine Verbrecherin aus Leidenſchaft müßte ſie geweſen ſein, hatte er gedacht, eine finſtre Tragödienfigur! Und nun war ſie nichts als eine kleine Schauſpielerin, die ihrem Manne Hörner aufgeſetzt hatte. Er ſtellte ſie ſich vor, auf der Bühne, im kurzen, ſchwankenden Soubrettenröckchen, das geſchminkte Lärvchen hart vom Rampenlicht beleuchtet ...

Wie er ſo ſaß und ſeiner Illuſion nachſah, kamen ihm die Tränen, über deren Ausbleiben er ſich gewundert hatte. Er däuchte ſich unendlich arm und bedauernswürdig: betrogen und beraubt. Er weinte. — Aus Mitleid mit ſich ſelbſt? — Und um ſeines Vaters Tod zu weinen hatte er nicht zuſtande gebracht? War das nicht häßlich? — Oder konnten erwachſene Menſchen überhaupt nicht anders weinen, als aus einer gewiſſen ſelbſtvergötternden Wolluſt, weinen nur um ſich, und ſonſt um nichts?! —

Thomas ſtraffte ſeine Geſtalt und nahm ſich zuſammen. Und das wurde ihm eigentlich nicht ſchwer, denn nun machte ſich mit aller Kraft etwas andres geltend: er war ja reich! Reicher, als er ſich je hatte träumen laſſen. — Weit über eine halbe Million Mark beſaß er.

Jetzt lag ſein Weg offen vor ihm: Annemarien heiraten und Maler werden!

Für die Ermahnungen ſeines Vaters hatte er nur ein Lächeln; was hatte dieſer alte Mann davon gewußt, wie es in ihm ausſah, wie er ſich ſein Leben bauen wollte, klar und ſicher!

Natürlich, Not und Unglück bliebe wohl bei keinem aus. Aber ihn würde nicht gleich die erſte Enttäuſchung im Leben zum Sonderling machen, wie ſein Vater einer geweſen war: ein ſprichwörtlicher Weiberfeind und ein atemloſer Arbeiter, der ſich keine Minute Ruhe gelaſſen hatte, um nur an das eine nicht denken zu müſſen.

Ein beinah herablaſſendes Mitleid fühlte er für den toten Mann da und für ſeine klugen Lehren. Der

wollte ihm Ratſchläge geben, wollte den Maßſtab eines früh verkrüppelten Daſeins an ſeine gerade Jugend legen! War es nicht überhaupt anmaßend, wenn ein Menſch dem andern Ratſchläge gab?

Thomas faltete die Bogen, die auf ſeinem Schoße lagen, zuſammen. Da ſah er, daß auf der letzten Seite, die er für leer gehalten hatte, noch etwas ſtand, — — in denſelben zitternden Bleiſtiftzügen, die auch das Kuvert getragen hatte.

Thomas las. Sonderbar: es war wie eine Antwort auf ſeine Gedanken:

Lieber Sohn

Weiß nicht, ob ich dich noch ſehe. Will nur noch ſagen, daß ich weiß, meine Ratſchläge helfen doch nichts. Kenne es von mir. Menſchen ſind ja alle gleich. Biſt ſo jung. Möchte es Dir gut gehen. Ich kann nichts machen.

Vater

Thomas ſteckte den Brief in ſeine Hülle; langſam begannen ſeine Tränen wieder zu fließen. In dieſem Schlußwort lag für ihn mehr als in dem ganzen, großen Briefe. Es weckte lange Gedankenreihen. Er malte ſich das Bild ſeines Vaters, wie auch er jung geweſen wäre und nach der Schönheit des Lebens verlangt hätte. Auch ſeine Mutter wollte er ſehen ... Aber hier blieb es dunkel. Und dann trat wieder Annemarie vor ihn hin ... Langſam floß alles in einander, und endlich ſchlief er ein ... Die Wachskerzen kniſterten leiſe, von der Straße herein praſſelte manchmal das Poltern eines Wagens auf dem holprigen Pflaſter, ein Betrunkner gröhlte:

„Was hilft mir denn mein ſchönes Mädchen,
Wenn andre mit ſpazieren jehn
Und küſſen ihr die Schönheit ab,
An der ich meine, an der ich meine,
An der ich meine Freude hab?“

Aber nichts ſtörte den Schlummer der drei, des alten Dieners, der mit offnem Munde ſchnarchend zurückgelehnt lag, des jungen Mannes, dem der Schlaf ein friedliches Kindergeſicht gab, und des Toten, deſſen Züge das Lächeln der Lebensüberwinder trugen ...

„Von Erde biſt du genommen, zu Erde ſollſt du werden, Erde zu Erde, Aſche zu Aſche, Staub zu Staub," ſagte Paſtor Bienenſtamm ſalbungsvoll und warf drei Handvoll Erde ins Grab. Die erſte praſſelte wie ein Hagelwetter, die zweite hörte man kaum — ſie hatte wohl einen Kranz getroffen —, die dritte ließ den Sargdeckel dumpf erdröhnen.

Dieſer Laut ſchreckte Thomaſen aus ſeinen Gedanken. Er hatte die ganze Zeit nur Annemarien geſehen, heute eigentlich zum erſtenmal wieder. Die flüchtige Begegnung geſtern in Gegenwart aller der andern zählte nicht. Jetzt hatte er ein Gefühl, als ob ſie in dieſer ſchwarz gekleideten Menge allein wären, wie ſie einander ſo gegenüberſtanden, getrennt durch das offne Grab, getrennt und — vereint: es verſchlang ja den, der nie ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben hätte. Seltſam fremd däuchte Thomaſen das Mädchen, deſſen goldblondes Haar unter dem Krepphut in der Sonne leuchtete. Etwas neues war in ihrem Geſicht: er fand es ſchöner; auch ihre Geſtalt erſchien ihm höher und üppiger als vor einem halben Jahre. Die Wangen hatten ein bischen von ihrer Rundung verloren und ſahen blaſſer als früher aus. Ihre breiten Lippen hingegen brannten in einem ſatten Rot. Die gelblichen Schatten unter den Augen hatten ſich vertieft und machten das Blau der Iris noch lichter. In dem allen aber lag das Fremde eigentlich nicht; das war in dem Ausdruck der Augen ſelbſt, die ſchlafmüde unter den ſchweren Lidern ſtanden, auf den Erwecker wartend und ein ſprühendes Erwachen verheißend. Thomaſens Freund und Vetter Auguſt Appeltoft hatte einmal von ihr

geſagt: „Schön iſt ſie nicht, aber vielverſprechend ſieht ſie aus. Das Weib hat Raſſe; weiß der Kuckuck, wie ſie in die Familie kommt!“ — Daran mußte Thomas jetzt denken. Er war kein Frauenkenner von Auguſts Schlage, aber er empfand es, wie verheißend Annemarie ausſah. Und das alles war ihm verheißen. Ihm wurde ſchwindlig zumute.

Da weckte ihn das Dröhnen des Erdklumpens. Er fuhr auf und ſchaute fragend nach dem Onkel Hofrat. Der ziſchelte ärgerlich:

„Ja, natürlich, jetzt mußt du ...“

Thomas warf ſeine drei Handvoll Erde hinunter. Dann kam der Hofrat an die Reihe. Er machte ſeine Sache ſehr korrekt und zeigte ſchon wieder ganz die vorſchriftsmäßige Trauermiene, trotzdem er ſich gerade über Thomaſens Ungewandtheit geärgert hatte. Der wüßte ſich aber auch wirklich nicht zu benehmen. Und dabei hätte man ihm heute früh noch einen ſtundenlangen Vortrag über den guten Ton bei Beerdigungen gehalten; alles, was er zu tun hätte, jede Bewegung wäre ihm eingeſchärft worden. — Und der Hofrat war hierin eine Autorität. Er hieß bei ſeinen Kollegen die Hyäne des Schlachtfeldes, weil er eine beſondere Liebhaberei dafür hatte, Begräbniſſen beizuwohnen, auch wo es nicht unbedingt ſeine Pflicht geweſen wäre. Keine irgendwie bedeutendere Perſönlichkeit der Stadt kam ohne ſeine Aſſiſtenz unter die Erde, wenn ſeine Zeit es ihm irgend erlaubte, dabei zu ſein, namentlich aber keiner von ſeinen eignen Patienten.

„Er muß ſich doch überzeugen, daß er ſie wirklich totgekriegt hat,“ pflegte der junge Doktor Werkau zu

ſagen, der übrigens reicher an boshaften Bemerkungen als an Patienten war, während der Hofrat die größte Praxis in der Stadt hatte. Namentlich die Damen ſchwärmten alle für ſeine gepflegte Korrektheit.

Die Trauerzeremonie ging weiter, der Theaterchor ſang: „Selig ſind die Toten ...“, und dann mußte Thomas die Kondolationen entgegennehmen. Als er Annemariens Hand in der ſeinen hielt, blickte er ihr lange in die Augen, ſie errötete, wendete ihren Blick zur Seite und entzog ihm ihre Hand mit einer Haſt, die ihn kränkte. Aber er konnte nicht lange darüber nachdenken, denn eine ganze Prozeſſion von meiſtens fremden Menſchen mit töricht betrübtem Geſichtsausdruck zog Hände ſchüttelnd und undeutlich murmelnd an ihm vorüber.

Als zuletzt noch der jüngſte Lehrling aus dem Kontor ſein Beileid angebracht und ſich entfernt hatte, waren die Totengräber mit ihrer Arbeit fertig. Der Hofrat mit ſeinen Söhnen ſchichtete die Kränze über den gelben Lehmhügel, trat ein paarmal zurück, um ſein Werk mit der Miene eines Künſtlers zu muſtern, änderte dann noch einiges und ſtieß endlich einen befriedigten Seufzer aus.

„Ach ja, es wird wohl beſſer ſein ...“ Er öffnete ſeinen Gehrock, holte ein Federmeſſer aus der Weſtentaſche, klappte es auf und muſterte die blanke Klinge genau auf beiden Seiten. „Harry, Burchhard, Joachim, helft doch auch mal!“ ſagte er und begann lange Schnitte in die Atlasſchleifen der Kränze zu reißen. „Damit ſie nicht geſtohlen werden,“ wendete er ſich an Thomaſen, den ſeine Tante Karoline, die Hofrätin, in

ein Geſpräch darüber gezogen hatte, was eigentlich die Urſachen ihres ſchlechten Verhältniſſes zu dem Verſtorbenen geweſen wären; ſie trage ihm aber nichts nach: denn der Tod gleiche alles aus.

Mit Hilfe ſeiner Söhne hatte der Hofrat die Arbeit bald beendet.

„Und nun," ſagte er, „kommt ihr alle zum Eſſen zu mir!"

„Nein, danke ſehr, Onkel Albert" wehrte ſich Thomas, „ich kann wirklich nicht, ich möchte lieber . . ."

„Ach was, Eſſen und Trinken hält Leib und Seele zuſammen." Der Hofrat lachte ſein kurzes, dröhnendes Lachen auf dem Vokal o, — was er ſich jetzt erlauben konnte, da die Familie unter ſich war. „Vielleicht kommſt du auch mit, Leocadie?" wendete er ſich dann an ſeine Schweſter, eine kleine Dame mit ſchneeweißen Querlocken über den Ohren.

„Tante Leocadie", wie ſie in der ganzen Familie genannt wurde, ſah auf ihre Uhr und ſagte:

„Dank dir ſehr, lieber Albert; wenn ich gleich fahre, bekomm ich noch den Dreiuhrzug an den Strand. Ich hab mir zu Hauſe Mittag beſtellt. — Adieu, Thomas, ich kann nicht viele Worte machen. Beſuch mich doch einmal draußen. Adieu allerſeits." Damit trippelte ſie eilig davon.

„Du mußt aber einfach mit," ſagte der Hofrat zu Thomaſen, der ſchon wieder zu Annemarien hinüberſah, die etwas abſeits ſtand — den Kopf geſenkt, die Lippen nachdenklich aufgeworfen — und mit dem Sonnenſchirm Figuren in den Sand zeichnete. Er würde mit ihr zuſammenſein, er könnte es ihr dann vielleicht gleich ſagen . . .

So entſchloß er ſich, mitzufahren.

Langſam ſchritten ſie auf das Gittertor des Kirchhofes zu. Das Grab blieb einſam liegen. Aber alsbald näherten ſich ihm drei ältliche Frauen, die der Feier aus paſſender Entfernung beigewohnt hatten und die auch nicht recht trauermäßig ausſahen. Sie trugen gemuſterte Umlegetücher und Kapotthüte mit bunten Blumen darauf. Es waren fromme Bürgerwitwen, die auch eine Liebhaberei für Beerdigungen hatten und bei „feineren Leichen" niemals fehlten. Sie betrachteten die Kränze und kritiſierten ſie; ſie laſen die Inſchriften auf den zerſchnittnen Schleifen und wiſchten ſich dabei wohl eine Träne aus dem Augenwinkel. Der Tod iſt ja ſo etwas Rührendes. Uebrigens fanden ſie, der Paſtor hätte manchmal ſchon ſchöner geſprochen, und das Kleid von dem großen, blonden Fräulein wäre doch wirklich für ein Trauerkleid nicht anſtändig geweſen, — und was der Sohn ihr die ganze Zeit für Augen gemacht hätte . . .! Ja, ja, die Welt würde immer ſchlechter. — Und nachher hätte er beinah vergeſſen, die drei Handvoll Erde ins Grab zu werfen! Zu dumm!

Und ſo bekam jeder ſein Teil ab. Nur den Hofrat wußten ſie nicht genug zu rühmen.

Vor dem Eſſen hatte ſich ein Augenblick gefunden, wo Thomas ein paar flüchtige Worte mit Annemarien ſprechen konnte. Sie waren im Wohnzimmer allein geblieben. Annemarie ſtand in der einen Fenſterniſche und ſah auf die graue Altſtadtgaſſe hinaus; ihre Finger ſpielten unruhig am Fenſterriegel. Thomas trat haſtig hinter ſie.

„Annemarie!“

„Ach —!“ ſagte ſie und machte eine ungeduldige Schulterbewegung.

„Annemarie!“ ſagte er noch einmal und legte ſeinen Arm um ihre Taille. Sie ſtieß ihn fort.

„Drüben bei Lönholdts können ſie alles ſehen. Die ekligen Jungens ſitzen ſowieſo vom Morgen bis zum Abend mit den Operngläſern hinter den Gardinen.“

„Sie ſollens doch ſehen!“ ſagte Thomas trotzig.

Annemarie zeigte ihm jetzt ihr Profil. Sie ſann einen Augenblick; dann warf ſie ihr Kinn mit einem Ruck empor.

„Komm morgen um vier auf das flache Dach,“ ſagte ſie ſchnell und ſonderbar energiſch.

„Danke, Annemarie; ach, du weißt nicht . . .!“

Die Hofrätin trat auffallend plötzlich ein und warf einen ſcharfen Blick zu dem Fenſter hinüber, wo die zwei ſtanden.

„Bitte zu Tiſch!“ —

Das Mittageſſen verlief froſtig und unbehaglich. Das traurige Ereignis war noch ſo nah, aber es war ſo troſtlos, immer davon zu ſprechen; und auf andre Dinge zu kommen, genierte man ſich. —

Nach Tiſche ſaßen ſie beim Kaffee in dem langen

Wohnzimmer zuſammen, das erſt recht ungemütlich war. Thomas mußte in dieſem Raume immer an den Zahnarzt denken. Denn die eine Hälfte diente morgens als Wartezimmer für die Patienten, ein Zuſtand, der die ſehr aufs „Feine“ bedachte Tante Karoline tief betrübte. Man war in dem alten Hauſe mit dem Raume ſehr beſchränkt; der Hofrat wollte auch ſchon lange in einen neueren Stadtteil überſiedeln, konnte ſich aber nicht dazu entſchließen, bevor er den alten Kaſten hier vorteilhaft verkauft hätte. Aber dafür wurden die Ausſichten eigentlich immer ſchlechter. So blieb es beim Alten, und das lange Zimmer ſah wie ein halbgeſchorner Pudel aus. Das eine Ende gehörte den Patienten und wurde während der Sprechſtunden durch eine Schnur aus rotem Plüſch abgegrenzt. Da durften ſie dann ſitzen und in zerleſenen Daheimbänden blättern — die Gartenlaube galt bei Hofrats als zu freiſinnig — und die Herrlichkeiten auf der andern Seite bewundern. Es gab auch wahrhaftig genug zu ſehen, denn Tante Karoline hielt etwas auf ihre ſchöne Wohnung, und der beliebte Frauenarzt wurde mit Geſchenken überſchüttet. Da ſtanden Majolikajardinièren mit friſchen Blumen und Cuivrepolivaſen mit Makartbuketts; auf Staffeleien paradierten prunkvoll in hellblauen oder roten Samt gebundne Adreſſen zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums und der Silberhochzeit, mit ſilbernen Rokokoſchnörkeln und Monogrammen; dann war da eine Unzahl von Erzeugniſſen des eignen „Kunſtfleißes“ der Patientinnen, Decken und Sofakiſſen in Hochreliefſtickerei oder mit Malereien auf Plüſch; ſelbſt die Kuppel der teuer ausſehenden Hängelampe aus Silberbronze

zeigte ein Gemälde; eine nordiſche Berglandſchaft, in der Eskimos auf die Bärenjagd gingen. Die Bilder an den Wänden, größtenteils bibliſche Szenen, waren große Photographien und Lichtdrucke in teuern Rahmen.

Thomas rührte in ſeiner Kaffeetaſſe und ſah ironiſch lächelnd im Zimmer herum. — Das Geſpräch tröpfelte eintönig, faſt nur von der Hofrätin im Gange gehalten, deren Unbegabtheit es für nötig hielt, auch in ſolchen Augenblicken Konverſation zu machen. Was ſie ſagte, erſchien auf den erſten Blick nicht dumm, denn ſie war gelehrig wie ein Staar und verſtand es, aufgeſchnappte Gedankenbrocken mit ſichrer Miene wiederzugeben. Nur hie und da brachte ſie etwas ſo erſtaunlich dummes vor, daß es ihrem eiteln Manne einen Stich gab und er das Geſpräch ſchnell ablenkte; ſie freilich merkte nichts davon und nahm ihren Faden unverdroſſen wieder auf. Als paſſendes Thema für die heutige Gelegenheit hatte ſie ſich die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele gewählt; und eben verſtieg ſie ſich zu dem Satze: „Nein, ich verſtehe es nicht, wie ſich eine Witwe noch einmal verheiraten kann. Welch ein Gedanke, bei der Auferſtehung auf einmal zwei Männer zu haben," als der Hofrat die Erörterungen ſeiner Frau mit dieſen Worten energiſch abſchnitt:

„Lieber Thomas, und was haſt du dir eigentlich für Gedanken über deine Zukunft gemacht?"

„Gedanken . . .? Ich . . ." ſtotterte Thomas.

„Ja, ich meine, was deine Pläne ſind?"

„Pläne . . .? Ich hab noch gar nicht darüber nachgedacht. Ich bin noch gar nicht dazu gekommen," log Thomas; und dabei ärgerte er ſich, daß er ſo feig war.

Wußte er nicht, was ihm ſchon die nächſten Tage für Kämpfe mit dieſen Leuten bringen mußten? Warum log er alſo? Er war böſe auf ſich ſelbſt und wurde deshalb gereizt gegen die andern.

„Jawohl, ich meine ...“ erwiderte der Hofrat und ließ ſeine Koteletten durch die Hände laufen, „die formelle Einſetzung einer Vormundſchaft ...“

„Vormundſchaft?“ fuhr Thomas auf.

„Ja, ich meine, formell erübrigt ſich das wohl, da du ja ſchon in drei Wochen mündig wirſt. Aber de facto bin ich, als der älteſte in der Familie und als nächſter Verwandter deines Vaters ... De facto iſt meine Stellung zu dir die eines Vormundes, und ſpäterhin die eines Ratsfreundes.“

„Ich weiß nicht, wozu ein erwachſener Menſch ſo etwas braucht,“ ſagte Thomas kratzbürſtig.

„Na, lieber Thomas,“ miſchte ſich ſein älterer Vetter Harry herein, „du kannſt einen Ratsfreund wahrhaftig gut genug brauchen. Bei deiner geſchäftlichen Naivität ... Sei froh, daß dein Vater den Kontrakt mit mir gemacht hat ... Wenn einer ein Spitzbube wäre, dich könnte er leicht übers Ohr hauen.“

Thomas konnte dieſen Vetter beſonders wenig leiden; als er ihn jetzt ſo daſitzen ſah, in ſeiner Kaufmannseleganz, mit den ſchmalen Backenbartſtreifen von den Ohren zu den Mundwinkeln, wie ſie die Bankiers in Luſtſpielen tragen, trat ihm die Galle ins Blut. Das überlegne Lächeln, das Harry bei allem aufzuſetzen pflegte, was er nicht verſtand, ennuyierte ihn im höchſten Grade.

„Ich glaube, daß die Vorteile dieſes Kontraktes nicht nur auf meiner Seite ſind,“ ſagte er ziemlich ſcharf.

Der Hofrat winkte Harry, der eine hitzige Antwort geben wollte, mit einem dünnen Lächeln ab.

„Lieber Thomas, du mußt nicht glauben, daß dein Vater Harry — und damit indirekt mir — irgend etwas geſchenkt hätte. Dafür, daß wir Brüder ſind, ſind die Bedingungen ſogar . . .“

„Ich möchte gar keinen Preis unter Brüdern,“ fiel Harry ein, „ich laß mir von niemand was ſchenken, von dir am wenigſten, mein lieber Thomas; das hab ich gar nicht nötig.“

„Mach dich doch nicht ſo wichtig, Harry,“ erklang jetzt die tiefe Baßſtimme Burchard Kerkhovens, des zweiten Sohnes der Familie, der ſchon Kandidat der Theologie und mit einer adligen Gutsbeſitzerstochter verlobt war, „du bekommſt das Geld doch von Papa, es gehört ja nicht dir, denk ich.“

„Papa kann ſein Geld doch wohl in mein Geſchäft ſtecken, wenn er Luſt dazu hat. Du tuſt ja gerade, als ob ich mein Erbteil im voraus bekäme!“

Der Hofrat intervenierte:

„Immer zanken! Der alte Kerkhovenſche Erbfehler. Und im Grunde haben ſich die Kerkhovens doch immer gern gehabt und zuſammengehalten.“

„Ja, wenn Harry aber ſagt . . .“

„Lieber Burchard, genug davon! Ich tu mit meinem Gelde, was ich will, und laſſe mir von meinen Söhnen keine Vorſchriften machen. Außerdem finde ich es durchaus unpaſſend, wenn ihr bei Lebzeiten eurer Eltern über die künftige Erbſchaft ſtreitet. Ich gedenke noch recht lange zu leben. Und du auch, Lina, nicht wahr? Hohoho?“ Der Hofrat lachte fettig.

„Jeder Tag kann der letzte ſein,“ bemerkte ſeine Frau und warf einen ernſten Blick gegen die Decke.

„Alſo, als dein natürlicher Vormund und Ratsfreund wollte ich mit dir ein paar Worte über deine Zukunftspläne ſprechen,“ wendete ſich der Hofrat wieder an Thomaſen, „du ſagſt, du hätteſt in dieſen Tagen noch nicht weiter darüber nachgedacht. Und das ſcheint mir, möchte ich ſagen, ein gutes Zeichen zu ſein. Denn es iſt wohl ſicher das beſte, wenn alles beim alten bleibt.“

„Wieſo?“ fragte Thomas.

„Denn deine früheren Künſtlerpläne haſt du wohl ſelber aufgegeben?“

„Warum?“

„Lieber Thomas, ich ſtehe hier doch gewiſſermaßen auch als Vertreter deines Vaters . . .“

„Hat er dir den Auftrag gegeben?“

„Darauf kommt es gar nicht an. Seine Anſichten hierüber ſind dir ja bekannt . . . Und es wäre eine Pietätloſigkeit ſondergleichen . . .“

„Leb ich für meinen Vater, oder leb ich für mich?“ fragte Thomas heftig.

„Sehr richtig!“ ſchrie der Unterſekundaner Joachim auf einmal.

„Halt den Mund!“ donnerte ihn der Hofrat an, „du haſt gar nicht mitzureden.“

„Nein, wie der Junge in letzter Zeit naſeweis wird!“ ſeufzte die Hofrätin.

„So ein grüner Bengel!“ ſagte der Kandidat und wendete ſich dann an Thomaſen. „Pietät iſt wohl auch ſchon ein überwundner Standpunkt bei euch modernen Menſchen?“

„Und außerdem hat mir mein Vater einen Brief hinterlaſſen, in dem er mir volle Freiheit gibt. Ich kann werden, was ich will.“

Der Hofrat ſah ihn mit hochgezognen Brauen an und lächelte mild beluſtigt und zweifelnd. Das erboſte Thomaſen.

„Und ich werde doch Maler,“ rief er.

„Das wirſt du dir noch ſehr überlegen. Das ſind ſo jugendliche Träume ... Es wird nicht jeder Maler ein Thumann ...“

„Gott ſei Dank!“ warf Thomas grob dazwiſchen.

„Jawohl,“ höhnte der Kandidat, „der iſt dir ſchon wieder zu altmodiſch. Die moderne Kunſt kommt ja ohne Schweinereien nicht aus.“

„Das trifft nur dich ſelbſt,“ entgegnete Thomas heftig. „Was kennſt du denn von der modernen Kunſt?“

„Ich möchte ſie gar nicht kennen. Denn ich weiß auch ſo ...“

„Gar nichts weißt du!“

„Ja, es weht eine böſe Luft draußen im neuen Deutſchen Reich,“ beſtätigte der Hofrat mit einem traurigen Kopfnicken, „Religion und Autorität ...“

„Biſt du auch ſo fromm? Als Mediziner?“ fragte Thomas.

„Mein lieber Thomas, es gibt auch unter uns Naturwiſſenſchaftlern noch Leute, die es verſtanden haben, ſich ihren Glauben zu bewahren. Und dann ... Gott ſei Dank! Bei uns haben die beſſeren Kreiſe doch noch Geſinnungen, daß ſie ſich ſchön dafür bedanken würden, vielleicht in ihrer letzten Stunde einen Atheiſten oder einen Juden an ihrem Krankenbett zu ſehen.“

„Vom Glauben ganz abgeſehen . . .“ begann Harry wieder.

„Ach ſo,“ fiel Thomas ihm ins Wort, „für dein Geſchäft haſt du den Glauben weniger nötig?“

Der Unterſekundaner brach in ein beifälliges Lachen aus.

„Joachim, geh hinaus,“ ſagte ſeine Mutter, „das ſind Geſpräche, die ſich für Kinder nicht paſſen.“

„Kinder . . .!“ rief der Gymnaſiaſt und murmelte ein paar trotzige Worte, war aber vorſichtig genug, ſo undeutlich zu ſprechen, daß man ſie nicht verſtand.

„Joachim,“ ſagte nun auch der Hofrat ſtreng und winkte ihm mit den Augen nach der Tür. „Mach deine Schularbeiten und miſch dich nicht herein, wenn Erwachſene reden.“

Joachim ſchnitt ein Geſicht und entfernte ſich achſelzuckend, aber gehorſam.

„Alſo, wie geſagt, Thomas,“ nahm der Hofrat das unterbrochne Geſpräch wieder auf, „ich rate dir dringend, unter allen Umſtänden zuerſt dein Studium zum Abſchluß zu bringen. Dann biſt du etwas und kannſt . . .“

„Was bin ich denn dann?“

„Siehſt du, Künſtler . . .! Woher weißt du denn . . .? Wieviele Künſtler bringen es denn zu etwas? Kaum einer unter hundert. Die andern ſind nichts als Proletariat. Die Genies ſind ſelten.“

„Auch in andern Berufen.“

„Wieſo?“

„Ja, glaubſt du denn, daß unter tauſend Kaufleuten mehr als ein genialer iſt?“

„Kaufmann und genial!“ himmelte Tante Karoline beluſtigt und erſtaunt.

„Ich bin froh, wenn ich ein tüchtiger Kaufmann bin," ſagte Harry mit überlegnem Lächeln, „geniale Kaufleute, — ſo nennt man die unreellen Spekulanten und Schwindler."

„Du haſt ja eine hohe Meinung von deinem Beruf," lächelte Thomas.

„Jawohl, das hab ich auch. Dem Kaufmann gehört die Zukunft!"

„Na, das wäre aber traurig," warf der Kandidat Burchard dazwiſchen. — Harry erwiderte heftig:

„Es wäre viel vernünftiger, wenn du auch etwas Praktiſches werden würdeſt. Aber nein, natürlich, ſtudieren iſt feiner!"

Der Hofrat ſetzte wieder ſein dünnes Lächeln auf:

„Lieber Harry, über den Wert der akademiſchen Bildung wollen wir doch nicht disputieren. Das iſt eine Sache, die feſtſtehen dürfte."

„Nein, ich begreif es nicht," ſagte Tante Karoline melancholiſch kopfſchüttelnd, „daß einer von meinen Söhnen Kaufmann werden konnte . . .!"

„Ich dächte, die Kerkhovens wären eine Kaufmannsfamilie?" ſagte Thomas gereizt.

„Wir ſtammen wohl von Kaufleuten," miſchte ſich der Hofrat vermittelnd ein und fuhr dann ſelbſtbewußt fort: „aber ich zum Beiſpiel . . ."

„Nein!" ſagte die Hofrätin mit einem dümmlichen Lächeln, „ich hätte auch nie einen Kaufmann geheiratet."

„Lieber einen Maurermeiſter?" fuhr es Thomaſen heraus.

Er ärgerte ſich über den Ton ſeiner Tante, und ſo entfeſſelte er unbedacht einen Sturm.

„So eine Taktloſigkeit!" ſchrie die Hofrätin.

„Thomas, was fällt dir ein!“ ziſchte der Hofrat.

„Du biſt noch etwas grün,“ ſagte der Kandidat voller Verachtung.

„Mein Vater war überhaupt Gutsbeſitzer,“ ſchluchzte die Hofrätin.

„Ja; als er genug hatte!“ Thomas konnte nicht ſchweigen.

„Mir iſt es ganz egal, ob mein Großvater Maurermeiſter war,“ erklärte Harry gelaſſen, „wenn er als ſolcher nur tüchtig war.“

„Das heißt, viel Geld verdiente . . .?“

„Thomas,“ ſagte der Hofrat ſtreng, „es iſt wahrhaftig keine Schande, von einem ehrſamen Handwerker zu ſtammen.“

„Hab ich das behauptet?“

„Und außerdem war mein Schwiegervater, als ich deine Tante kennen lernte, ſchon ſeit Jahren Gutsbeſitzer. — Es mag ja eine Schwäche von deiner Tante ſein . . . Du biſt noch ſehr jung und hätteſt allen Grund, ſelbſt die Schwächen einer älteren Dame zu reſpektieren, noch dazu, wenn dieſe Dame deine Tante iſt?“

Die Hofrätin hob ihr tränenfeuchtes Geſicht und ſagte giftig zu Thomaſen:

„Was wohl der Vater deiner Mutter geweſen iſt?“

„Tante Karoline!“

„Jawohl, du haſt gerade einen Grund . . .!“

Thomas warf einen flüchtigen Blick zu Annemarien hinüber, die die ganze Zeit über ihrer Stickerei geſeſſen hatte, ohne ſich in das Geſpräch zu miſchen, und ohne ihn nur einmal anzuſehen. Der Zorn kochte in ihm,

aber um ihretwillen wollte er ihn zurückhalten. — Die Hofrätin war jetzt aber im Zuge:

„Jawohl, meine Kinder brauchen sich ihres Großvaters nicht zu schämen."

Thomas stampfte heftig mit dem Fuße auf.

„Das verbitte ich mir!" rief der Hofrat, „benimm dich anständig!"

„Bleibt mir gewogen!" Damit ging Thomas zur Tür hinaus und warf sie hinter sich zu. — Er hörte noch wie Burchard drinnen mit seiner tiefen Baßstimme sagte:

„Ein unglaublicher Flegel!"

Sein erster Impuls war, umzukehren und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Aber in demselben Augenblick kam ihm auf einmal der Gedanke, daß er hier schon zu viel gesagt und getan hätte. Mit einem nervösen Katzenjammergefühl ging er ins Vorzimmer hinaus.

Als er seinen Paletot anzog, öffnete sich auf einmal behutsam eine Tür auf der andern Seite: Joachim, der Sekundaner, erschien.

„Weißt du," sagte er leise zu Thomasen, „ich wollte dir nur sagen, daß ich ... Weißt du, die sind ja so borniert... Es war mir geradezu ein Vergnügen, einmal ein paar vernünftige Ansichten zu hören ... Und wie gesund es denen da ist! — Ja, du Glücklicher, du bist frei und hast Geld und kannst tun, was du willst."

Thomas hörte nur zerstreut zu, aber dieser Sympathiebeweis freute ihn doch und rührte ihn sogar beinahe.

„Dank dir, Joachim!" Er schüttelte ihm die Hand. „Und adieu denn!"

„Adieu, Thomas, und ... Weißt du ... Ja ... Du könnteſt ... Ja, eine große Gefälligkeit ...“ ſtotterte Joachim, und dann kam es wie aus der Piſtole geſchoſſen: „Thomas, ich bin in großer Verlegenheit, paar kleine Schulden, Ehrenſchulden! Kannſt du mir dreißig Rubel pumpen?“

Thomaſens Geſicht erhellte ſich.

Er ließ ſeine Augen ein paarmal an ſeinem jetzt ſehr verlegnen Geſinnungsgenoſſen auf und ab wandern. Dann holte er drei rote Scheine aus der Brieftaſche.

„Da!“ ſagte er, „bitte ſehr! Natürlich! Denk, wenn du dir ein Loch in den Kopf ſchießen müßteſt —! Wie ſchade wäre das um die gute Haut!“

„D—danke!“

„Adieu, bleib nur geſund!“

Thomas trat in dem Augenblick auf das flache Dach, als die Uhr der Petrikirche zu zwei tiefen Schlägen aushob, die brummend nachhallten, bis der Schlag der Domuhr einfiel, der sich schon mit dem der Jacobikirche mischte; von allen Seiten antworteten andre Glocken mit hellen und tiefen Stimmen.

Thomas schaute sich auf dem Dache um, das ihm ein Zeuge so vieler glücklicher Stunden gewesen war. Wie weit lagen sie zurück! Ihm war, als hätte er diesen Ort seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Er starrte auf die eisenbeschlagne Tür, die der gegenüber lag, durch die er gekommen war. Dort ging es auf den Boden des Hofrats, von dort erwartete er Annemarien. Auf der dritten Seite stieg ein schräges, mit verräucherten Ziegelpfannen gedecktes Dach empor, das eine verwitterte Mansardentür aufwies, an der noch eine Zielscheibe hing. Hier hatte er sich mit seinem Vetter August Appeltoft im Revolverschießen geübt; später auch mit Annemarien. Er trat an die zerschossene Scheibe heran. Graue Regenstreifen führten an ihr hinunter, das Zentrum war nur noch ein splitteriges Loch. Das kam von Annemariens sechs Schüssen damals; sie war böse geworden, daß sie so schlecht traf, und hatte den Revolver genommen und die ganze Ladung auf einen halben Schritt Abstand ins Zentrum gejagt. „So bin ich nun mal!“ war ihre Antwort auf sein amüsiertes Jungenlachen gewesen.

Auf der vierten Seite begrenzte das Dach zur Hälfte eine Brandmauer, die einen vor neugierigen Blicken aus den Fenstern der benachbarten Höfe schützte. Die andre Hälfte dieser Seite war aus Vorsicht durch

einen blechbeſchlagnen Balken abgeſchloſſen, und hier ſtrömte der Sonnenſchein herein und zeichnete ein ſchwarzes Bild der Mauer und des Geländerbalkens auf die ein wenig geneigte Fläche des Blechdaches, deſſen Hitze Thomas durch die Stiefelſohlen ſpürte, als er jetzt in die Sonne trat, um Ausſchau zu halten: ſchmuckloſe Hofmauern mit Küchen- und Manſardenfenſtern, weiterhin eine buntſcheckige Herde von Dächern, mit Schornſteinen, aus denen Rauch wehte, mit Schornſteinen, über denen nur ein Flimmern der ſonnigen Luft von der Glut zeugte, der ſie Abzug gewährten. Und über allem, hoch und graziös, der Turm der Petrikirche in ſeinem grünen Kupferkleide mit drei Einſätzen: Säulengalerieen, durch die der Himmel ſchaute. Ein einziger greller Punkt brannte in allen den verräucherten Farben, die ſelbſt die Sonne nicht zum Leuchten bringen konnte: ein Blumenbrett vor einem Dachfenſter, dicht über der Regenrinne. Rote Geranien und Verbenen und hartroſa Phlox hlühten da. Ob in jener Kammer wohl noch immer die hübſche Zofe hauſte, die bei ihrer Toilette ſo unvorſichtig war und nie das Rouleaux herunterließ? Auguſt und er hatten ſie oft im Dunkeln beobachtet, durchs Opernglas, ſchweigend, höchſtens hie und da ein trotz aller Bemühung heiſeres Wort tauſchend. —

Thomas ſeufzte, als er daran dachte, und es ſchwindelte ihm ein wenig. Ihm war die Frau ein ſchwüles Wunder geblieben; die Liebe zu Annemarien hatte ihn davor bewahrt, zu früh eine Art Lebemann zu werden wie Auguſt. Für ſie hatte er ſich aufgeſpart, und alle Verſuchungen, früher ſchon und jetzt während dieſes

halben Jahres in Berlin, waren für ihn kaum Verſuchungen geweſen. Nur an Annemarien hatte er Abend für Abend mit Gedanken gedacht, deren er ſich am nächſten Morgen oft ſchämte.

Und wie er jetzt ſo ſtand und in den blendenden Tag hinausſtarrte, ſtellte er ſie ſich wieder vor, wie er ſie in ſeinen Träumen geſehen hatte ... Rote Ringe tanzten brodelnd vor ſeinen Augen und wuchſen und wurden mehr. In ſeinem Kopfe klopfte das Blut, auf ſchwarzem Grunde quollen die Ringe jetzt in einem ſtechenden Grün.

Thomas taumelte, taſtend griff er vor ſich hin, um nicht zu fallen, und verbrannte ſich an dem heißen Blechbeſchlage des Balkens die Hände; das brachte ihn wieder zur Beſinnung. Mit ein paar Sätzen ſprang er über das dröhnende Dach in den Schatten der Mauer. Keuchend lehnte er da und ſtaunte in die Helligkeit. — Wenn er jetzt hinuntergeſtürzt wäre, drei Stockwerke tief?! Sterben, wo das Leben erſt anfing?!

Als er ſich erholt hatte, trat er wieder an den Balken und beugte ſich behutſam hinüber, um die Wolluſt der überſtandnen Gefahr zu koſten. Wie in einen Schacht ſchaute er in den engen Hof. Er wäre direkt auf die ſchmutzige Kehrichtkiſte geſtürzt.

Wieder ſchlugen die Uhren. Noch eine Viertelſtunde! Er ſtand im Schatten und malte ſich aus, was ſie ſagen würde, was er ſagen würde, und was ſie tun würden, und ob ſie nicht vielleicht anfangs ſchmollen würde wegen der Szene von geſtern, und ob es nicht klüger geweſen wäre, er hätte ſich mit ihren Eltern gut geſtellt. Aber ſo oder ſo: es kam ſchließlich auf eins

heraus. Thomas ſtellte ſich vor, wie er ſie entführen würde, er ſah die heimliche Trauung ... Vielleicht müßten ſie nach Helgoland gehen ... Er phantaſierte ſich die unwahrſcheinlichſten Schwierigkeiten zuſammen und erfand ſchlaue Winkelzüge, um ihnen zu entrinnen. Aber dann ſagte er ſich, daß wahrſcheinlich alles viel einfacher ſein würde, als er ſichs jetzt dachte. Entführung ...? Annemarie war ja mündig, und er würde es in weniger als einen Monat. So lange könnte man ſchließlich warten, wenn es durchaus nicht anders ginge. Denn es war ſo eine Sache mit einem Paß für Annemarien; und ohne den war nicht daran zu denken, aus Rußland hinauszukommen. — Auf einmal taſtete ein Schlüſſel klopfend an die Innenſeite der Eiſentür drüben und glitt mit einem ſchnappenden Geräuſch ins Schloß! —

Thomas wollte auf Annemarien zu, aber ſie winkte ihm haſtig und befehlend, er ſolle in ſeiner gedeckten Stellung bleiben:

„Gleich! Warte!“

Sie verſchloß die Tür von außen leiſe und vorſichtig und wies hinüber auf die andre Seite:

„Abgeſchloſſen?“

„Ja,“ nickte Thomas, und dann riß es ſich aus ihm los: „Ach, Annemarie ...!“

Sie kam langſam heran, blaß, mit baumelnden Armen, in den Augen das erſtarrte Feuer eines Entſchluſſes. Das Blechdach krachte mit dumpfem Metallklang unter ihren Tritten.

„Annemarie!“ rief Thomas noch einmal und ergriff ihre Hand und zog ſie an ſich.

Sie drängte ihn zurück, nicht heftig, aber mit einer melancholiſchen Gewalt und Beſtimmtheit, daß er erſchrak.

„Ach,“ ſagte ſie, verdroſſen gleichſam, „was hat das fürn Zweck!“

Er ſtand und fand keine Worte und ſah ſie in dumpfem Stannen an. Das war eine neue Annemarie ... Wie die blaßblauen Augen ſtarrten, entſchloſſen und ergeben in den eignen Entſchluß, unterſtrichen von den gelblichen Schatten, die ſehr tief geworden waren. Die Lippen preßten ſich aufeinander und gaben der geraden Naſe eine leicht geſchwungne Biegung und weiteten die Nüſtern.

„Ja, was ſoll denn daraus werden? Das kann ja zu nichts führen!“ ſtieß ſie auf Thomaſens fragenden Blick hervor.

„Du liebſt mich nicht mehr,“ ſtotterte er ſchließlich.

Sie wollte etwas Haſtiges ſagen, ſendete aber nur einen flüchtigen wunden Blick über ſein Geſicht, hob leiſe die Schultern und ließ ſie kraftlos fallen.

„Liebſt du einen andern?“ ſchrie er; ein wenig pathetiſch, wie er merkte.

„Siehſt du, Thomas,“ begann ſie leiſe, in beinah ſingendem Tonfall, als ſage ſie eine Lektion her, „wir müſſen doch auch vernünftig ſein ...“

„Vernünftig ...!“ lachte er auf.

„Was ſoll denn daraus werden? Siehſt du, du biſt noch ſo jung, jünger als ich ...“

„Die paar Monate!“

„Ein Student heiratet doch nicht ...“

„Ich werde Künſtler!“

„Aber du biſt doch noch nichts. Wie lange ſollen wir denn warten?

„Heute noch können wir davongehen!“

„Ja, glaubſt du denn, meine Eltern geben das zu?“

„Brauchen wir ſie zu fragen! Du biſt mündig . . .“

„Ja, das ſagſt du ſo . . .!“

„Und ich werde in ein paar Wochen mündig. Wer hat uns dann noch was zu ſagen? Bin ich nicht mein eigner Herr, hab ich nicht mein eignes Vermögen?“

„Ach Thomas,“ ſeufzte ſie, „das macht es ja nicht allein . . . Du biſt ja kaum erwachſen. So jung heiratet man nicht.“

„Kaum erwachſen? Darauf kommt es doch nicht an. Nachgedacht hab ich vielleicht mehr als mancher, der vierzig iſt.“

„Ja, glaubſt du, die Leute fragen darnach?“

„Die Leute! Die Leute!“ ſchrie er. „Was kümmern uns die Leute? Haſt du ſonſt ſo viel nach den Leuten gefragt?“

„Man muß doch unter ihnen leben . . .“

„Jawohl,“ höhnte Thomas erbittert, „die Leute . . .! — Als ob man deine Mutter ſprechen hörte . . .! Sie ſind es, deine Eltern ſind es. — Wiſſen ſie vielleicht ſchon eine gute Partie für dich? Was?“

Annemarie ſchwieg, mit geſenktem Kopfe; dann warf ſie auf einmal das Kinn in die Höhe, unter halbgeſenkten Lidern hervor kam ein gekränkter und hochmütiger Blick.

„Es iſt alles mein freier Wille,“ ſagte ſie, „was ich durchgemacht habe, geht dich ja nichts an . . .“

„Alſo worauf warteſt du dann noch?“ rief er zitternd, „dann geh doch, geh nur!“

Sie ſchwieg.

„Ich wollte dich nicht kränken,“ begann er nach einer Pauſe mit ſtockender Stimme. „Du haſt ſo viel durchgemacht, ſagſt du? Was iſt es? Sag es mir! — Annemarie . . .“

„Ach wozu! — Siehſt du, du biſt noch ſo jung!“ ſeufzte ſie geſcheit und mild.

Er ſtieß nur einen wütenden Laut aus und machte eine ausholende Bewegung mit dem Ellenbogen, als wolle er ſie von ſich ſtoßen. — Da ſagte ſie:

„Leb wohl, Thomas. Du denkſt vielleicht einmal auch noch anders über mich und dieſe Stunde. Und für einen Künſtler iſt es überhaupt ſicherlich beſſer, nicht zu früh zu heiraten. Das ſagt man doch immer.“

Er lachte auf. Sie warf ihm einen bedauernden und überlegnen Blick zu, ſeufzte und ging.

Er ſtand in der Poſe des Verächters. Als aber die Zunge des Schloſſes hinter ihr einſchnappte, lief er an die Tür und ſchlug mit den Fäuſten dagegen und rief viele Male ihren Namen, klagend, wütend, flehend.— Es kam keine Antwort.

Thomas fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. Etwas wie ein dummes Staunen war in ihm. Langſam, ohne zu wiſſen, was er tat, ging er in den ſchattigen Winkel der Mauer und ſetzte ſich auf den Boden. Gedanken jagten ſich, düſtre und phantaſtiſche Pläne tauchten auf; dann wurde es allmählich weicher in ihm: er tat ſich unendlich leid und fing ſchließlich zu weinen an.

Nach einer kleinen Weile kam gleichſam ein Erwachen über ihn. Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn: „Natürlich! Wo hab ich nur meine Gedanken gehabt! Das iſt ja alles Unſinn! Tante Karoline hat meine Briefe bei Annemarien gefunden, und dann haben ſie ihr ſo lange zugeſetzt, bis ſie ... Jetzt verſteh ich das Ganze! Dieſen Einfluß getrau ich mich noch zu überwinden!“

Und aufrecht verließ er das flache Dach ...

Als Thomas in ſein Zimmer hinunterkam, fand er ſeinen Vetter Auguſt Appeltoft, der ſich in die Sofaecke geflegelt und die Füße auf einen Stuhl gelegt hatte. In der Luft lagen Wolken von Zigarrettenrauch, die durch den Zug von der Tür her in Bewegung geraten waren und nun in dünnen Strähnen durchs offne Fenſter abfloſſen.

„Na . . .? Rendezvous . . .?“ fragte Auguſt lauernd.

„Nein,. nein . . .“ ſagte Thomas und gab ſich Mühe, unbefangen auszuſehen.

„Keen Schauſpieler biſte nich, Jungchen,“ lächelte Auguſt und ließ eine Rauchſäule zur Decke ſteigen, die er mit dem Blick verfolgte, bis ſie ſich in rollende Wolken auflöſte. „Wenn man lügt, ſtehts einem auf der Stirn geſchrieben, ſagte meine Alte früher zu mir, als ich den Schwindel noch glaubte. Auf deiner Stirn ſteht ein ganzer Roman. Sie kriegen ſich nicht. Ende! Ort der Kataſtrophe: ein flaches Dach! — Was ſagſt du nu?“

„Quatſch!“ entgegnete Thomas und zündete ſich eine Zigarrette an.

Auguſt richtete ſich auf und muſterte ihn ſcharf, mit einem ſchlauen Glanz in den Augen. Und effektvoll ſchleuderte er ihm einen Namen entgegen:

„Woldemar Bökh!“

Thomas verſtand ihn nicht.

„Beſoffen . . .?“ fragte er und fuhr ſich mit dem Finger über die Stirn: „Oder . . .?“

Die Spannung in Auguſts Geſicht verwandelte ſich in ein ehrliches Staunen.

„Lamm Gottes von Athen!“ rief er.

„Schafskopf!“ ſagte Thomas achſelzuckend und warf ſich in einen Armſtuhl.

„Na, ſieh mir blos einer an! Ich glaub wahrhaftig ... Nee, aber ...!“ rief Auguſt verwundert. „Du weißt noch von gar niſcht?“

„Führ kein Theater auf,“ knurrte Thomas. „Was ſoll ich denn wiſſen?“

„Daß Annemarie ſich ganz ſtilliechen verlobt hat.“

Thomas ſprang auf.

„Was! Mit wem?“

„Na, eben gegen beſagten Freiherrn Woldemar Böth.“

„Nein?“

„Aber ſehr! Wenn jetzt nicht die Trauer zwiſchen gekommen wäre, dann hätteſt du die Karte nächſte Woche nach Berlin bekommen. — Und du haſt keine Ahnung davon gehabt?“

„Iſt das wahr?“

„Scheints dir ſo unwahrſcheinlich?“

„Der Kerl ...!“

„Mm, warum? Sie wird Freifrau. — Reich is er ooch. Tante Karoline ſchlägt Räder, weil ihre Tochter nen Baron kriegt ... Und er hat das Zeug zum Ehemann. Die Dummheiten hat er vorher gemacht ...“

Thomas ging haſtig auf und ab.

„Der verlebte Idiot!“

„Sag das nich, Jungchen! So dumm iſt er wahrhaftig nich! Die Annemarie könnte mir auch gefallen ...“

„Daß Annemarie dieſen Kerl ...!“

„P—hü!“ machte Auguſt, „glaubſt du, man imponiert den Weibern durch einen Heiligenſchein? Der entgegen-

geſetzte Nimbus iſt viel wirkungsvoller. Glaub mir, ich kenn die Frauenzimmer! Und Annemarie ... Ich will dir was ſagen: Wenn du vernünftig biſt, wirſt du Hausfreund bei Bökhs."

„Laß mich in Ruh! Mir iſt nicht nach deinen Witzen zumute."

„Dann laß es bleiben und kauf dir eine Tugendroſe ins Knopfloch. Dann werd ich der Hausfreund. Das iſt ein hoher Gedanke, ſagt Klopſtock, iſt des Schweißes der Edeln wert. Haſt du ne Ahnung, mein Fürſt! Wenn die erſt verheiratet iſt ... Denn vor der Hochzeit iſt von Rigaſchen Honoratiorentöchtern niſcht zu wollen."

Thomas hörte nicht auf ihn; er ſtand am Fenſter und ſtarrte zu dem ſchmalen Himmelſtreifen hinauf, den die grauen Häuſer ſehen ließen. Ein Netz von roſigen Lämmerwolken lag darüber, leicht und wechſelnd, aber immer dünner werdend, verſchwimmend und ſich langſam auflöſend.

Auguſt ſchlug ihm, ein bischen verlegen, auf die Schulter.

„Sei kein Froſch, Thomas ...!"

Thomas fuhr zuſammen und wendete ſich um.

„Jawohl," ſagte er ein wenig krampfhaft, „ſie iſt ne Gans, laſſen wir ſie ſchwimmen!"

„... ſagt Schiller," ſekundierte Auguſt und fuhr dann haſtig fort: „Weißt du, was mir koloſſalen Spaß gemacht hat? — Daß du dich geſtern mit unſerm ehrwürdigen Ober-Familienhaupt ſo ſchön verkrakeelt haſt."

„Onkel Albert? Ach das ...!"

„Es hat mich wahnſinnig gefreut," lachte Auguſt,

„weißt du, dem mal richtig die Meinung ſagen zu dürfen, das war ſchon immer mein größter Weihnachtswunſch. Aber dieſe Welt iſt eine dreckige Einrichtung. Und ſo iſt es bisher meine Hauptbeſchäftigung geweſen, mich bei meinem lieben Onkel Albert dafür zu bedanken, daß er mich immer ſo gütig unterſtützt hat und ſich wegen der paar Kopeken vor der breiteſten Öffentlichkeit dick tut. Familienſinn hat er, das muß man ihm laſſen, aber er will auch dafür bewundert ſein.“

Thomas ſaß ſteif und ſchweigend in einer Sofaecke.

„Weißt du was!“ fuhr Auguſt fort, „ich bin in dieſen zwei Semeſtern in Dorpat zur Einſicht gekommen, daß das Leben wirklich nicht mehr und nicht weniger als eine Hühnerleiter iſt. Sieh mich mal an: wieviel Talente ſchlummern unter dieſer glücklich aufgeſoffnen Fettſchicht!“

„Ja,“ ſagte Thomas zerſtreut, „es iſt wirklich ſchade: du ſollteſt Maler werden.“

„Ach, Maler, das iſt nur die eine Seite! Sieh mich mal an, hätte ich nicht auch das Talent, die Zinſen von zwei bis ſiebzehn Millionen mit der größten Grazie auszugeben? Die wirklichen Millionäre haben ja gar nichts von ihrem Geld! Nur immer die Sorge, daß ſie es verlieren könnten. Und ich muß nun ausgerechnet der Sohn einer, wie Onkel Albert ſich ausdrückt, in äußerſt beſchränkten Verhältniſſen lebenden Witwe ſein. Haſt du Worte?“

„Ja, mein lieber Auguſt, Millionär . . .! Das könnte ſchließlich jedem paſſen.“

„Na ja, ich meine ja blos . . . Aber meiner Alten

gehts wirklich dünn genug. Und das muß ich ſagen, für ſich braucht ſie ſo gut wie nichts ... Was dein Alter und Onkel Albert zugeſchoſſen haben, hat ſie noch immer an mich gehängt."

„Lieber Auguſt, das will ich dir bei dieſer Gelegenheit gleich ſagen, ſelbſtverſtändlich wird dieſer Zuſchuß weitergezahlt, auch wenn es nicht ausdrücklich im Teſtament ſtehen ſollte."

„Danke, danke ..." — Auguſt ſtand auf und gab dem Vetter die Hand — „Übrigens, na ja, ich kondoliere nochmals und ſo weiter. Weißt du, große Reden kann ich in ſolchen Situationen nicht ſchwingen ..."

„Danke, iſt auch nicht nötig."

Die beiden ſaßen eine Weile ſchweigend und rauchten.

„Du gehſt wohl bald wieder hinaus?" fragte Auguſt ſchließlich.

„So bald wie möglich."

„Nach München?"

„Natürlich!"

„Du haſts gut! Glücklicher Menſch! München...!"

„Jawohl, ich bin glücklich!" lachte Thomas auf.

„Ach ſo! Der liebe Leid... Na, das dauert auch nicht ewig."

„Laß mich in Ruh!"

„Nein, ich ſprech grade davon. Sei doch kein Kameel, Thomas, ich bitt dich ...!"

„Jawohl," bemerkte Thomas, „es giebt Leute, die jeden für ein Kameel halten, der anders iſt, als ſie."

„In dem Punkt ſind alle gleich," dozierte Auguſt, „lehr du mich die Welt kennen. Was haſt du nun von aller deiner Tugend? — Das hätteſt du dir doch

ſagen können: aus ſolchen Geſchichten wird ja nie was. Erſte Liebe . . .! Lächerlich!"

„Warum?"

„Darum! Exempla docent! — Was haſt du gehabt? Niſcht! Siehſt du, da bin ich anders. Du haſt alle die Jahre geſchwärmt, daß einem ganz blümerant werden konnte. Unterdeſſen hab ich gelebt."

„Ja, was du ſo ‚leben' nennſt!"

„Gehört dazu, mein Sohn, gehört dazu! Man muß ſich in allerlei Waſſer waſchen, bis man trocken hinter den Ohren wird, — ſagt Woldemar Bökh!"

Thomas ärgerte ſich.

„Wem glaubſt du durch dieſen Ton zu imponieren?" fragte er.

Auguſt lächelte gemütlich.

„Ein Vergnügen muß der Menſch doch haben. — Im allgemeinen iſt das mein Ton, mit Tanten umzugehn. Ich genieße infolgedeſſen eines ſehr angenehmen Rufes in der ganzen Verwandtſchaft. Im übrigen," ſeufzte er melancholiſch, „habe ich keine Ideale mehr. Wozu auch? An die Kunſt denk ich lieber gar nicht. Ich werde Medizinmann und ſchnickere zunächſt in toten Leichnamen herum und ſäge ſpäter meinen mit Recht ſo beliebten Mitbürgern die Hinterfloſſen ab, oder auch die Vorderfloſſen, ‚wie ſichs trefft', ſagt Janne. Und dann probier ich, mir in zehn Jahren recht viel Rubelſtücke zuſammenzukratzen, — wenn mal wieder die Cholera kommt, gehts vielleicht noch ſchneller — und dann mach ich, daß ich raus komm und mich möglichſt gut amüſiere. Na, vielleicht kann man ſich dann ſeine ſogenannten Ideale auch wieder mal beſehen."

„Hm," machte Thomas. „Glaubſt du eigentlich ſelbſt, daß du dir jemals ein Vermögen zuſammenſparſt?"

Auguſt ließ einen langgezognen Ton hören, der alles bedeuten konnte, und fixierte ſeine Stiefelſpitzen.

„Hö . . ." ſagte er dann, „vom Väterchen die Frohnatur . . .! Nee, wenn ich ſo denke, wie mein Alter zu den wohlrangierten Kerkhovens gekommen ſein mag? So ein herrlicher Schiffskapitän! Schade, daß er ſich ſo früh totjeſoffen hat! — Du haſt vielleicht recht, und ich bin von ihm erblich belaſtet. Das Portemonnaie hält bei uns Appeltöften nicht dicht. — Na, hoffentlich wird das bei mir noch kommen. Und in dubio nehm ich an: ich werde in fünfzehn Jahren ſchon ſo verſimpelt ſein, daß mir die Choſe piepe is. Wenn ich bei dem Banauſenhandwerk erſt mal dick geworden bin — und das werd ich —, dann wird es wahrſcheinlich mein Ideal ſein, es zum Staatsrat zu bringen; und das erreicht man im heiligen Reußenland ja, wenn man lange genug lebt . . ."

„Aber ſchließlich, Auguſt, begreife ich dich nicht. Warum gehſt du denn nicht einfach hinaus?"

„Leicht geſagt, mein edler Graf mit dem großen Portemonnaie . . .!"

„Deine Mutter wird ſich ſchon damit abfinden, wenns mal geſchehen iſt."

„Vor der Alten hab ich keine Angſt," ſagte Auguſt mit einem kurzen, gluckſenden Lachen.

„Und der Zuſchuß von meiner — oder vielmehr Papas — Seite wird dir deshalb auch nicht entzogen."

Das ſchien auf Auguſt Eindruck zu machen. Er

ſtarrte auf die Tapete und ſchien über einem ſchwierigen Problem zu brüten.

„Na, Auguſt . . .?“

Auguſt warf den Kopf zurück.

„Es geht doch nich!“

„Warum denn?“

„Der Ober-Familien-Medizinmann gibt mir dann keinen Kopeken mehr.“

„Na, weißt du, es gehen genug Leute mit weniger Geld auf die Kunſtakademie.“

„Weiß ſchon, weiß ſchon. — Die wohnen dann in einer Dachtraufe und gewöhnen ſich das Eſſen ab und malen recht dünn, weil die Farben ſo teuer ſind . . . Sag mal, du, glaubſt du, daß ein Balte das jemals fertig gebracht hat? — Ich meine nicht in den alten, geſegneten Zeiten, wo man bei einem Semeſterwechſel von ſieben Rubel achzig ſeinen Eltern noch Weihnachtsgeſchenke machte.“

„Na, Auguſt, und wie wärs, wenn ich dir auch noch die fünfunddreißig Rubel im Monat gäbe, die du jetzt von Onkel Albert kriegſt?“

Auguſt war mit großen Augen aufgeſprungen.

„Mach nicht ſon dämliches Geſicht,“ lachte Thomas, „hör zu, ich will mich verpflichten, monatlich ſo viel zuzuſchießen, daß du mit dem von deiner Mutter zweihundertfünfzig Mark haſt. Damit kommt man in Deutſchland reichlich aus, wenn man vernünftig iſt.“

„Du biſt ein feiner Kerl, Thomas,“ ſagte Auguſt gerührt, „ich weiß wahrhaftig nicht, wie du unter die Kerkhovens kommſt. — Herzlichen Dank etcätera pp. — Aber gehen geht es doch nicht. Ich kann mich mit

dem Medizinmann nicht verkrakeelen. Ich habe nämlich Schulden, und die müſſen am Anfang des nächſten Semeſters beblecht werden. Mit Geſtank möcht ich auch nicht verſchwinden. Weißt du, meiner Alten wegen . . ."

„Na, wie ſchlimm iſt es denn?"

„Es hält ſich. Mach mir das Herz nicht ſchwer . . ."

„Heraus damit!"

„Nein, das kann ich von dir nicht annehmen. Bei Onkel Albert iſt mirs Wurſcht. Der ſchimpft ſich den Betrag wieder raus und kauft ſich ne Glorie dafür. Aber du biſt zu anſtändig."

„Jetzt mach keine Albernheiten und ſag mir: wieviel?"

„Vierhundert," kam es gedrückt heraus.

„Donnerwetter, du ſcheinſt es ja recht nobel gegeben zu haben!"

„Ja, weißt du, in der Korporation . . .! Und die Kommilitonen . . .! Etwas Geiſtiges muß der Menſch doch ſchließlich auch haben . . ."

„Na, das hilft dann nichts mehr! Ich geb dir die vierhundert Rubel!"

„Thomas," ſchrie Auguſt, „du willſt . . .? Du willſt wirklich?" Und er umfaßte ihn und tanzte mit ihm im Zimmer herum.

„Ich bin aber auch kein Millionär. Vernünftig mußt du ſchon ſein."

„Selbſtverſtändlich! Von heute an wird jeder Kopeken dreimal umgedreht. Noch mehr von dir nehmen? Nee! Nie! Jamais de la vie! — Und ich ſag dir: in München ſetz ich mich auf die Hoſen und ſchufte. — In drei, vier Jahren haſt du alles wieder."

„Sag mal Auguſt, hat dir Onkel Albert nicht ſchon einmal Schulden bezahlt?“

„Hat er dirs erzählt? Das ſieht ihm ähnlich. Jawohl, zweihundert Rubelſtücke, um die Familie vor Schande zu retten! — War aber eine ſchwere Geburt.“

„Sollten wir ihm das nicht wiedergeben?“

„Hä? Was? Du biſt wohl verrückt?“

„Ich meine —“

„Der kann lange warten! — Ich denk ja nicht dran! — Das ſchöne Geld! — Verklagen tut er mich doch nicht. Das würde ja das Wappenſchild der Famulie beflecken. — Nein, weißt du, wenn du was übriges tun willſt, pump mir jetzt mal einen Fünfundzwanzigrubelſchein.“

„Ja, gern, aber . . .“

„Kein Aber . . .! Ich muß mich dir auch dankbar erweiſen für alles. Und das tu ich am beſten, wenn ich dich jetzt auf andre Gedanken bringe. Komm mal mit!“

„Wohin denn?“

„Erſt eſſen wir im Roukeller; nicht ohne den nötigen Champagner . . .“

Thomas lächelte.

„Du fängſt das neue Leben gut an.“

„Das iſt nur heute und deinetwegen, obgleich ich, aufrichtig geſtanden, ſelbſt das Bedürfnis habe, dieſen großen Tag zu feiern . . .“

„Na, dann feire allein. Ich hab keine Luſt . . .“

„Sei doch nicht ſon Papp-Pferd! Komm mit! Und nachher gehn wir weiter. Überlaß dich nur meiner ſachkundigen Führung. Ich weiß dir ein Arkanum gegen Liebesgram . . .“

„Nein, ich bin wirklich nicht in der Stimmung. Aus mehr als einem Grunde . . .“

„Na ja, die tiefe Trauer . . .! Es ſieht dich ja niemand. Jeder vernünftige Menſch iſt jetzt am Strande. Was wirſt du nun zu Hauſe ſitzen und auf die Weiber fluchen?“

Thomas ſtellte ſich dieſen Abend vor: einſam und traurig. Die Zeit würde ſtill zu ſtehen ſcheinen . . .

„Na, dann meinetwegen! Aber nur in den Romkeller; weiter nichts!“

Auguſt lachte.

„Komm nur mit! Wenn wir erſt einige Schnäpſe und eine Pulle Sekt intus haben, findet ſich das übrige ſchon. Es lebe die Homöopathie! Similia similibus. Der Unterſchied zwiſchen Honoratiorentöchtern und anderen Mädchens liegt nämlich nur in Äußerlichkeiten. Und wer erſt etwas davon verſteht, ſagt freundlich lächelnd: Das alſo iſt die berühmte Liebe?“

Am nächſten Tage wachte Thomas erſt nach elf Uhr auf. In ſeinem Kopfe dröhnte ein dumpfer Schmerz, auf der Zunge ſpürte er einen faden, pappigen Geſchmack, an ſeinen Fingern haftete noch der ſtaubige Parfümduft von ſchlechtem Puder ... Das ſtellte ihm auf einmal wieder die Bilder dieſer Nacht vor Augen.

Er klingelte.

Der alte Janne trat ein und blieb in der Tür ſtehen, einen ſtummen Vorwurf in dem bekümmerten Geſicht.

„Janne, laufen Sie mal in die Apotheke und holen Sie mir ein Antifebrinpulver! Und dann machen Sie Kaffee; aber ſtark! Zu Mittag bin ich nicht zu Hauſe, ich fahr an den Strand.“

Die Luft wird mir gut tun, dachte er und preßte ſeinen Kopf zwiſchen die Hände.

Der Diener verließ ſchweigend das Zimmer.

Alter Eſel! dachte Thomas; aber im Grunde hätte Janne ja nicht unrecht.

Als Thomas in Bilderlingshof aus dem Zuge ſtieg, war ihm ein wenig beſſer geworden, und er verſpürte Hunger. Da war es wohl das klügſte, gleich in der Bahnhofsreſtauration zu eſſen; denn Frau Ohſoling führte eine berühmte Küche.

Herr Ohſoling, der wie gewöhnlich mit der ſchwarzſeidnen Ballonmütze auf dem kahlen Kopfe hinter dem Büfett ſtand, begrüßte den alten Bekannten mit einem Handſchlag.

„Auch wieder im Ländchen, Herr Kerkhoven? Ach ja, Ihr Pappa ...! Hatt ich ganz verjeſſen. Kondoliere, kondoliere! Ja, ja, wenn man denkt, wie ſchnell

das jehn kann! Vor noch nich vierzehn Tagen zurück hab ich ihm noch jesehn, wie ich letztes Mal in der Stadt war ... Sterben kann man schnell, ja! Letzten Winter hab ich auch schon jeglaubt, ich muß abkratzen. In die Leber hab ichs jehabt. Und nichts hat jeholfen, keine Medizin nich. Und denn hat mir ein Freund von die trockne Kur erzählt. Gar nichts trinken derf man, keine Suppe derf man nich essen, nich mal Sauce zus Fleisch! Das is scheislich, aber jeholfen hat es. Vielleicht, wenn Ihr Pappa auch die trockne Kur jebraucht hätte ... Nich wahr, Sie trinken Otschischtschenoje mit Madeira anjespitzt, Herr Kerkhoven ...?"

„Ja, meinetwegen ..."

„Ein konfirmierten ...?" fragte Herr Ohsoling.

„Nein, geben Sie mir einen kleinen."

Während der Wirt den Schnaps mischte, holte sich Thomas ein Kaviarbrötchen unter der Fliegenglocke hervor.

„Und dann möchte ich Mittag essen, Herr Ohsoling. — Was giebts denn gutes?"

„Wird man sehn," sagte der Wirt und schrie hinter die Portiere, die den Durchgang neben dem großen Büfettschrank verdeckte: „Frau, komm raus!"

„Was is, Ohsoling?" erklang mürrisch die Antwort.

„Der Herr Kerkhoven is da und möchte was gutes zum essen."

Frau Ohsolings dicke Gestalt in rosa Kattunjacke und blauer Küchenschürze zwängte sich durch die schmale Passage. Ohne weitre Höflichkeitsfloskeln, die nie ihre Sache waren, verkündete sie:

„Krebssuppe is, un Hiehnerbraten kann man machen

un Zwiebelklops is, un Bippſtück is, un Kalbskarbonade is!“

„Alſo Krebsſuppe und Zwiebelklops,“ beſtellte Thomas.

„Scheen,“ ſagte Frau Ohſoling und verſchwand.

„Noch ein Schnäpschen?“ fragte ihr Mann.

„Meinetwegen,“ ſagte Thomas, denn der erſte Schnaps hatte ihm gut getan.

„Herr Kerkhoven, haben Se letzte Zeit nich Herr Appeltoft jeſehn?“

„O ja. — Er hat wohl noch was in Ihrem Buch ſtehn?“

„Ach, das werd ich ſchon kriegen. Da hab ich keine Angſt nich. Dieſen Sommer is blos noch gar nich jekommen, das hat mir jewundert. — Nee, der Herr Appeltoft is ein guter Kunde. Der und der Schlaar ſind die beſten.“

„So . . .?“

„Der Schlaar wird bald kommen, wenn Sie ihm ſehen wollen . . .?“

„Hm.“

„Nachmittag kommt er immer.“ Herr Ohſoling begann den Tiſch für Thomaſen zu decken. „Fläſchchen Bayriſch? Helles Kymmelſches is ausjezeichent.“

„Ja, ſchön.“

Als Thomas nach dem Eſſen ſeine Taſſe Kaffee trank, ging die Tür auf; ſein früherer Schulkamerad Magnus Schlaar kam herein und beſtellte ſich am Büfett eine halbe Flaſche Portwein.

„Herr Kerkhoven is auch da,“ verkündete Ohſoling.

„Ah, moin, Kerkhoven!“ ſagte Schlaar, „biſt du wieder da? — Ach ſo! — Sein Blick fiel auf den

Trauerflor auf Thomaſens Ärmel. — „Aufrichtigſtes Beileid! Wart, ich ſetz mich bischen zu dir.“

„Du biſt ohne Farben?“ fragte Thomas, um irgend etwas zu ſagen.

„Weißt du denn nicht ... Ich bin ja momentan von der Korporation geruckt, weil ich einem ins Bein geſchoſſen habe.“

„Ach richtig, die Piſtolengeſchichte mit dem jungen Konſul Bondelius ... Ach ja, die traurige Sache ...! Nicht wahr, das Bein mußte abgenommen werden?“

„A, was braucht ſon Konſul zwei Beine!“ meinte Schlaar gelaſſen.

Thomas ſchwieg und ſah dieſen Menſchen, den er nie hatte leiden können, mit unverhohlenem Widerwillen an. Schlaar ſchien nichts davon zu merken, er leerte ſein Glas in einem langſamen, behaglichen Zuge.

Dann ſchwieg er eine Weile und ſah mit den auffallend großen, hartblauen Augen ſtarr vor ſich hin. Dieſe niemals weichende Starrheit ſeines Blickes kannte Thomas von früher her. Aber ſie hatte ſich ſeitdem verſtärkt: das kam wohl vom Trinken in Dorpat. — Sonderbar, wenn man dieſes ein wenig gedunſene Geſicht zergliederte, waren bis auf die unheimlichen blanken Augen alle Züge ſchön; in der Zeichnung erinnerte der Kopf an den Antinous. Aber trotzdem wirkte er grob und brutal. — Thomas mußte ſich wieder darüber wundern, daß dieſer Menſch allgemein für einen unwiderſtehlichen Weiberhelden galt. — Ach Gott, und am Ende war Schlaar nur ein unglücklich veranlagter armer Teufel: ſein Vater war Säufer geweſen und hatte im Irrenhauſe geendet.

„Siehſt du," fing Schlaar wieder an, „was fehlt dem reichen Kerl, dem Bondelius! Er läßt ſich ein wundervolles künſtliches Bein machen und kann womöglich wieder tanzen."

„Na, weißt du, ſein Leben lang ein Krüppel ſein?"

„Und ich . . .? Mir iſt die ganze Karriere verdorben."

„Ja, lieber Schlaar, das hätteſt du dir früher überlegen müſſen."

„Konnte ich wiſſen, daß die Leute ſo borniert ſind? Gott, Sachen, die im Ausland jeden Tag vorkommen . . .! Es giebt ja keinen modernen Roman, wo nicht einer ein Verhältnis mit einer verheirateten Frau hat. — Sogar in der Korporation finden die Idioten das unhonorig. Mir ſagt das ja keiner, denn ſie möchten nicht gern gleichfalls ins Bein geſchoſſen werden . . . Aber hinten herum erfährt man ſowas doch. Na, das wär das wenigſte . . . Ich würde mich ſchon in Reſpekt ſetzen, das kannſt du mir glauben. Aber die Schweinerei mit den Stipendien . . .! Ich hätte nicht mehr die moraliſche Qualifikation, finden die wohlweiſen Herren . . ."

„Ja, was willſt du denn jetzt machen?"

„Was ſoll ich machen? — Zum Ladenſchwengel bin ich mir doch zu gut. Und Schiffsjunge zu werden hab ich auch keine Luſt. Ich muß als Volontär auf ein Gut. Praktiſch die Landwirtſchaft lernen. Stoppelhopſer . . .! Wer mir das vor einem Jahre geſagt hätte . . .! Abiturium summa cum laude . . .! Jetzt darf ich Schweine kaſtrieren. Pfui Deuwel noch mal! Verdammte Moral . . .!"

„Ja, das iſt ſchlimm . . ." ſagte Thomas und ſtand

auf. „Vielleicht ſehn wir uns noch: ich muß jetzt fort. Herr Ohſoling, ich zahl heute abend.“

„Wohin gehſt du denn?“ fragte Schlaar. „Wenn du einen Moment warteſt, komm ich mit. Wir bummeln noch bischen . . .“

„Nein, ich muß zu meiner Tante Weller,“ ſagte Thomas: die Begleitung war ihm nicht erwünſcht.

„Dann alſo auf Wiederſehn!“

„Adieu. — Adieu, Herr Ohſoling!“

Thomas ging den ſandigen Fußweg durch den Wald, deſſen kümmerliche Föhren leiſe im Nordwind rauſchten. „Rauſchen“, dachte er, „iſt übrigens nicht das rechte Wort dafür; rauſchen kann ein Laubwald, luſtig, mit wiſpernden Blättern. Dies iſt mehr eine Art Pfeifen, ernſt und eintönig, ein hellerer Einklang mit dem vollen Orgeltone des Meeres . . .“ Die Luft war ſo erfüllt von dem Geſange der Brandung, daß Thomas nicht hätte ſagen können, von welcher Seite er kam, wenn er es nicht gewußt hätte. Es war, als ob dieſes ganze magre Land ſänge. Und in Thomaſens Bruſt klang es ſchwellend mit . . . Dabei ging ihm Magnus Schlaars Geſchichte nicht aus dem Kopfe. Wie ſo eine Leidenſchaft alle Pläne vernichten konnte, die ein Menſch ſich gebaut hatte, eine ganze Laufbahn zerſtören, auf die er nach ſeinen Gaben ein Recht hatte . . .! Jawohl, Magnus Schlaar war ſelber ſchuld daran; er ſteckte wohl in keiner glücklichen Haut. Charakterſchwäche nannte es Thomas. Aber dann kam ihm ein andrer Gedanke: Waren die Leute, die Schlaaren glichen, nicht gerade die Starken? — Das Meer ſang von fern, und unter Thomaſens Füßen quietſchte der Sand; er

ſah Schlaars brutales Geſicht erſchreckend deutlich vor ſich, er malte es ſich mit einem beinah körperlichen Widerwillen, aber gleichzeitig mit ſtillem Neid. Und er ſelbſt däuchte ſich ſo ſchwach und ſo arm an Leidenſchaft: hatte er nicht Schmerz und Kränkung genug erfahren in dieſen Tagen? Und was hatte er getan? Geweint hatte er und hatte ſich dann in Würde gefaßt, und war hingegangen, um das, was er durch Jahre für die eine gehütet hatte, in den Schmutz zu werfen, trotzig wie ein dummer kleiner Junge. — „Es geſchieht meinem Vater ganz recht, wenn ich Froſtbeulen kriege; was kauft er mir keine Handſchuhe?“ — Ach, was half es, drüber zu grübeln? — Er beſchloß, nun wirklich ſeine Tante Leocadie aufzuſuchen, um ſich auf andre Gedanken zu bringen, und um ſie nach mancherlei zu fragen. Er verließ den Wald und ging auf dem Bretterſteige die Gartenzäune entlang. Es war noch früh im Jahre, aber trotzdem waren die meiſten Häuſer ſchon bewohnt, und auf den Veranden ſaßen hellgekleidete Menſchen. Ruſſiſche Händler gingen den Weg entlang und riefen brüllend ihre Waren aus, Wagenräder knirſchten in den tiefen Gleiſen der Straße, hie und da kam die Stimme eines Klaviers durch eine offne Glastür. Das ganze Bild heimelte Thomaſen an: ſo ſehr glich alles der Zeit, wo er als Knabe Sommer für Sommer hier verbracht hatte; er kannte noch jeden Fiſcher, jeden Droſchkenkutſcher, jeden Hauſierjuden beim Namen. Das hohe Kuppeldach von Onkel Alberts Villa tauchte auf. Er ſchritt raſcher zu, denn daneben lag Tante Leocadiens Häuschen, die Sommer und Winter hier draußen wohnte.

Bei Hofrats waren die Laden geſchloſſen, und die Veranda war noch mit Brettern verſchalt; aber der Garten hatte ſchon ſein Sommergewand an. Mit roter Lohe beſtreute Wege, ein Kranz von weißen, ſchwarzgefleckten Feuerſteinbrocken, die gebleichten Totenſchädeln glichen, um den runden Raſenplatz, in deſſen Mittelpunkt ein naturaliſtiſch bemalter Rehbock aus Terrakotta prangte, während aus dem Gebüſch bärtige Gnomen lugten ...

Thomas ging mit einem Lächeln vorüber, bog in die Seitenſtraße ein und ging auf Tante Leocadiens Villa zu, die dicht am Dünenwalde lag: ein niedriges Bauernhäuschen, auf deſſen ſteilem Binſendache grünes Moos wucherte und kleine Ebereſchenbäumchen, die der Zufall auf den Firſt geſät hatte, im Winde wehten; im Garten ſtämmige, windſchiefe Föhren und ein paar Eſpen, durch deren Laub ein ſilberiges Flimmern ging; vor der Veranda zu beiden Seiten der ausgetretnen Holztreppe lange, ſchmale Beete mit luſtigen Bauernblumen ...

Tante Leocadie ſaß auf ihrer Veranda und häkelte an einem wollnen Schal; ſie empfing Thomaſen erfreut.

„Nett, daß du auch mal zu deiner alten Tante herauskommſt! Wart einen Augenblick ... Gegeſſen haſt du doch ſchon? Aber Kaffee muß uns die Lene machen ...“

Thomas blieb allein. Er trat in das große Mittelzimmer, an deſſen Decke er mit der Hand langen konnte, wenn er ſich auf die Fußſpitzen ſtellte. — Wie gemütlich altmodiſch es hier ausſah! Es waren Möbel von Thomaſens Großvater, die bei der Erbteilung dem

Hofrat zugefallen waren; der hatte ſie aber verachtet und auf den Dachboden geſtellt, wo Tante Leocadie ſie nach Jahren entdeckte und ſich zur Möblierung des Häuschens ausbat, das ſie nach ihrer Scheidung einem alten kinderloſen Fiſcher um billiges Geld abgekauft hatte.

Man fühlte ſich hier um fünfzig, ſechzig Jahre zurückverſetzt: ſo liebevoll war alles im Stil der alten Zeit erhalten. Kein modernes Stück ſtörte. — Das müßte auch ſeinen Reiz haben, dachte Thomas, einſam hier draußen zu leben, unter dieſen Sachen, die von einer ruhigeren Zeit zu erzählen wüßten, wo die Menſchen noch nicht ſo aufgeregt und haſtig geweſen wären und in ein wenig gezierter Bürgervornehmheit ihren guten Tag dahingeſtellt hätten ...

Aber, lieber Gott, wer weiß ...! Die unruhigen Herzen wären wohl auch damals unruhig, begehrlich und unzufrieden geweſen. Die alten Möbel hätten wohl manches erzählen können ... Aber ſie ſtanden ruhig mit glatten, verſchloſſenen Geſichtern, — „Es iſt alles vorübergegangen," — das waren die Worte, die Thomas darin las.

Und als er nachher mit Tante Leocadie beim Kaffee ſaß, da vernahm er unter ihrem ſachlichen Geplauder dieſelbe gelaſſene Weisheit. — Auch das müßte gut ſein, dachte Thomas, ſein Schickſal ſchon hinter ſich zu haben.

„Sag, Tante," fragte er dann auf einmal, „du haſt meine Mutter doch auch gekannt?"

„Ja, zu deines Vaters Hochzeit war ich damals aus Sſaratoff herübergekommen. Gekannt eigentlich nicht... Nur zwei-, dreimal geſehen, weil ich gleich wieder abreiſte."

„Erzähl mir von ihr . . .“

„Ja, was ſoll ich dir erzählen? Nett war ſie, mir hat ſie gut gefallen . . .“

„Nett?“ fragte Thomas, „klein, zierlich?“

„O nein, ich meine: in ihrem Weſen! Sie war eine große, ſchlanke Perſon, größer als dein Vater.“

„Ja, und . . . Wie ſah ſie denn ſonſt aus?“

„Etwas große Züge, aber edel geſchnitten. Streng ſah ſie aus, die Augenbrauen beinah zuſammengewachſen. Aber ſchöne, lebhafte, freundliche Augen.“

Wieder alſo veränderte ſich ein Bild, das ſich Thomas gemacht hatte.

Er ſaß ſinnend und muſterte eine breite Ritze zwiſchen zwei Brettern des Fußbodens.

„Haſt du denn gar keine Photographie von ihr?“

„O ja, das alte Bild als Braut; kennſt dus nicht?“

„Nein, ich habe nie ein Bild von ihr geſehen.“

Tante Leocadie lächelte.

„Der gute Ernſt Amadeus,“ ſagte ſie leiſe. „Ja, dein Vater . . . Gott, jetzt . . .! Da oben . . . Vielleicht ſieht er jetzt alles ganz anders . . . Reiner und milder . . . Verſtändnisvoller. — War ſie denn ſchließlich ſchuld, daß ſie nicht zueinander paßten? Und er war ja auch nicht ſehr duldſam . . . Das iſt Kerkhovenſch. Bei Albert iſt es noch ſtärker, weil er weniger begabt iſt als dein Vater. — Wart, ich hol dir das Album.“ — Dieſe Photographie im Viſitenkartenformat war das erſte Bild ſeiner Mutter, das Thomas zu ſehen bekam; und es gab eigentlich nicht viel von ihr: eine junge Dame im Krinolinenkleid, die, den Ellenbogen auf ein Poſtament und die Wange in die Hand ge-

lehnt, daſtand und ſich zu langweilen ſchien. Ein langes, rein gezeichnetes Geſicht, gekrönt von hochgewellten Haaren und eingefaßt von Korkzieherlocken; Augen, deren Ausdruck man nicht erraten konnte: ſie waren retouchiert und ſtanden als unnatürlich dunkle Punkte in dem verblichnen Bilde.

„Auf den Photographieen aus der Zeit ſehen ſich doch alle Damen ähnlich," ſeufzte Thomas.

„Willſt du es haben?" fragte Tante Leocadie. „Ich ſchenk es dir."

Thomas bedankte ſich und ſteckte das Bild ein.

„Und wie war meine Mutter denn . . .?" fragte er. „In ihrem Weſen . . .?"

„Nett," ſagte die alte Dame wieder, „mir hat ſie ſehr gefallen. Sie ſprach ein bischen Dialekt — öſterreichiſch, glaub ich — und konnte ſo luſtig ſein. Das wirkte pikant zu ihrer Erſcheinung. Sie ſah wirklich wie eine Heroine aus." Tante Leocadie lachte in der Erinnerung. „Manchmal konnte ſie Sachen ſagen, daß Albert die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug und das gute Linchen errötend in ihren Schoß kuckte. Sie war ſo frei im Sprechen. Ich weiß nicht, dein Vater bewunderte als Bräutigam alles an ihr; aber ich war doch traurig bei der Hochzeit. Ich hab mir gleich gedacht, daß es nicht gut gehen würde . . ."

„Was hat ſie denn aber eigentlich getan?"

„Ach Thomas, ich hab es nicht mit angeſehn. Ich war ja nicht hier. Traurige Geſchichten . . . Und dir ſteht es ja nicht zu, darüber zu richten . . . Ich habe ſie nie verurteilen können . . . Dazu müßte man viel

beſſer wiſſen, wie das alles gekommen iſt ... Wer kann in einen andern Menſchen hineinſehen? Ich hab es an mir ſelbſt erlebt, als es mit mir und Weller nicht mehr gut gehen wollte ... Gott, ſo eine friſche Perſon, wie ſie, in einer Familie, wo alles in numerierte Schubladen eingeteilt ſein muß! Lieber Gott, ſie meinen es ja gut, aber ſie richten bei aller guten Meinung ſehr viel Unheil an ...“

Mehr, als ſolche allgemeinen und unbeſtimmten Andeutungen brachte Thomas aus ſeiner Tante nicht heraus. So ſagte er ihr denn ſchließlich Adieu und ging durch den Dünenwald dem Meere zu.

Er zog die Photographie aus der Taſche und betrachtete ſie im Gehen. Dabei ſtolperte er ein paarmal über nackte, bleiche Wurzeln und rutſchte auf dem Wege aus, den die braunen Föhrennadeln glatt wie Parkett machten.

Wie war dieſe Frau geweſen? Er wußte jetzt ein wenig mehr von ihr; aber das Bild von der Ehe ſeiner Eltern, das er ſich zurechtkonſtruiert hatte, war nun in einen Wirrwarr von kritzeligen Strichen verwandelt. Vielleicht glich das Leben überhaupt ſeinen Kombinationen darüber durchaus nicht. Thomas kam ſich auf einmal ſehr jung und unreif vor ...

Als er die Höhe der Düne erſtiegen hatte, mußte er an ſeinen Hut greifen, ſo ſtark faßte plötzlich der Wind. Das Meer ging in aufgeregter Brandung. Mehrere weiße Schaumſtreifen bezeichneten die dem Ufer vorgelagerten Sandbänke, auf denen die Waſſerberge ihr Haupt nach vorn beugten, als wollten ſie ſich um ſich

ſelbſt rollen; aber da löſten ſie ſich ſchon in Giſcht auf, der brodelnd vorwärts trieb ... Nur eine kurze Strecke ... Dann kam wieder eine tiefere Stelle, und wieder wuchs ein Waſſerberg und ſtürzte bei der nächſten Untiefe aufs neue zuſammen ... Bis die Welle ſchließlich das Ufer erreichte und flach über den Sand ſtürmte, um langſam zurückzugleiten ... Denn unten ging die Gegenſtrömung, die alles Waſſer, das der Wind ans Land warf, wieder in die See zog, heimlich und unabläſſig ... Thomas legte ſich mit aufgeſtemmten Ellenbogen nieder und träumte vor ſich hin. Feine, harte Sandkörner prickelten auf ſeinen Wangen, der Wind ſpielte haſtig in ſeinen Haaren. Er dachte an Annemarien ... Daß er ſie verloren hatte, würde ihm wohl erſt mit der Zeit ſo recht bewußt werden, der Schmerz würde nachkommen ... Aber er wollte ihn überwinden. Hatte er denn nicht ſeine Kunſt? Und war er nicht jung? Leben ...! Und mochte das Leben zwecklos ſein, wie der Aufruhr dieſer Brandung, er wollte ſich ihm geben, er wollte es nehmen, wie es war. Ach ja, geſtern nacht ...! Das nannte nun Auguſt: das Leben kennen lernen. Schmutzig werden ...! Hieß das, das Leben kennen lernen? — Vielleicht gehörte auch das dazu. Schmutzig werden, und unglücklich werden, und klein werden, und ſich ſelber verachten ... Was machte das! Er ſah wieder das Überwinderlächeln um die Mundwinkel ſeines toten Vaters. Er wollte das Leben zwingen, ſolange er noch lebte ...

Brandung, und Schaum, und Lärm ... Aber Thomas ſchließt die Augen und malt ſich ein andres

Bild ... Eine glatte See ... Man kann nur ahnen, daß hier Stürme getobt haben. Feurige Himmelsfarben ſchwimmen auf ſpiegelndem Grunde; eine goldne Brücke reckt ſich von dieſem öden Strande zur heißen Heimat alles Lebens: zur Sonne hinüber, die langſam verſinkt ...

Kämpfen, und leiden, und überwinden ... Und dann ein Abend an glatter See ...

Zweites Buch

Thomas Kerkhoven ſaß allein im Café Luitpold und riß nervös an ſeinem Spitzbarte. Die Kritik in den Neueſten Nachrichten war ihm näher gegangen, als er ſich eingeſtehen mochte. — Daß auch gerade heute niemand von den andern kam!

Am Nachbartiſch ſaßen zehn, zwölf junge Griechen, die geräuſchvoll und ſo ſchnell durcheinander ſchnatterten, daß einem ſchwindlig werden konnte. Einer von ihnen hatte das Waſſermädel Mali an der Hand gefaßt und redete halblaut auf ſie ein. Sie lauſchte beluſtigt, mit ſchief geneigtem Kopfe; auf einmal aber befreite ſie ihre Finger, gab dem Kurmacher einen Klaps auf die Hand und ſagte:

„Naa, Sie ſan ein Schlimmer!“

Der Grieche lachte. — Mali warf einen mokanten Seitenblick auf ihn und entfernte ſich mit einem:

„Mir waars genügend!“

An Thomaſens Tiſch blieb ſie ſtehen:

„Heut ganz allein, Herr Kerkhoven?“

„Vielleicht kommen die andern noch.“

Mali warf einen Blick zu den Griechen hinüber.

„So was!“ Sie lachte gluckſend. „Dös ſan ſcho die richtign!“

„Na, der eine hats aber ſcharf auf dich abgeſehn; ſchau, was er für geſchmalzene Augen hermacht.“

„Von mir aus derf ers ſich in Sauer kochen laſſen, der Tepp!“ erwiderte Mali voll Verachtung und hob ihre kecke Naſe, während die roten Hände in den Schürzentaſchen verſchwanden. „Dös ging mir grad ab; mit ſo an Schlawiner, ſo an verdächtgn, da derf unſer eine ſich vorſehn. Steht ja eh bereits jeden

Tag in die Neuſten: Öffentliche Zuſtellung gegen Dings aus Dings, Griechenland, früher München, nunmehr unbekannten Aufenthalts, wegen Alimenten.“

Thomas lächelte.

„Überhaupts, zu was brauch denn i an Schatz!“

„Recht haſt du,“ nickte Thomas.

„Obzwar . . .“ begann Mali ein wenig rätſelhaft und fragte dann plötzlich: „Wo iſt denn die große Blonde hin, die wo immer mit Ihnen kommen is?“

Thomas machte eine Handbewegung, die „futſch“ ſagte.

„Nix währt ewig,“ bemerkte Mali tiefſinnig. — „Trinkens noch a Pilſner, Herr Kerkhoven?“

Thomas nickte; Mali nahm ſein Glas, blieb aber wieder ſtehen.

„Schauns, Herr Kerkhoven, mit ſo an Schlawiner wenn ich anfangen tät, nacher waar ich doch ſchön dumm. Aber was ſo a richtiger, beſſerer Herr wär, da könnt man ſichs noch überlegen . . . A biſſel was fürs Herz ſollt der Menſch aa ham.“

„Such dir nur einen!“ lächelte Thomas. „Siehſt du, ich komm nicht in Betracht. Ich bin ja ſelber ein Schlawiner. Aus Rußland, weißt du.“

„So was!“ eiferte Mali, „dös iſt eine ganz eine andre Geſchicht. An Herr wia Sie. Sie ſan ja bereits ein Münchner. Einer von unſre älteſten Stammgäſt . . .“

„Ja,“ lachte Thomas, ein wenig bitter, „dazu hab ichs in acht Jahren glücklich gebracht!“

„Sie könnten mir ſchon gfallen, Herr Kerkhoven,“ ſagte Mali geſchämig.

„Ach?!“

„Ja, wiſſens, Sie haben ſo ein ... So ein leidenſchaftsbleiches Geſicht ham Sie.“

„Ja, Mali!“ miſchte ſich auf einmal die Zahlkellnerin Pepi ins Geſpräch, „da ſtehts alleweil und ſiecht und hört nix! Und der Herr Levy vom Stammtiſch hat ſchon bereits eine Viertelſtunden ka Bier net mehr. Schick dich! Verſtanden! Mitn Pouſſiern derfſt aa warten, bis d amal Kaſſierin biſt, du Schneegans!“

„Jeſſas naa, wia die glei aufdraht!“ ſagte Mali und lief davon. — Pepi ſtützte ſich mit einer Hand auf den Tiſch.

„Ganz damiſch is die!“ ſagte ſie, „verſchaugt hats ſich in Eahna, Herr Kerkhoven; es is zum Lachen, was die ſich einbüldet!“

„Na, ſo ſchlimm wirds nicht ſein!“

„Gradaus verruckt is die! ... Da kommt der Herr Wacker!“

Ein wohlgenährter junger Mann mit glattraſiertem Geſicht, ziemlich auffällig im Stil der Biedermeierzeit gekleidet und friſiert, kam durch den Säulengang auf den Tiſch zu.

„Ein Braunbier, Pepi!“ Dabei hängte er Hut und Mantel auf.

„Gratuliere,“ ſagte Thomas und reichte ihm die Hand.

„Wozu?“ fragte Karſten Anton Wacker und ſetzte ſich. „Ach ſo! Mein Beileid!“ Er glättete mit der Hand vom Scheitel, der dicht über dem linken Ohre ſaß, aufwärts ſtreichend, ſein aſchblondes, rauh gewelltes Haar und lächelte dazu das ſtraßenjungenhaft freche und doch ſchüchterne Lächeln, das er zu zeigen pflegte, wenn er einem etwas Unangenehmes ſagte.

„Ja," ſagte Thomas, „mich hat der Stolterfoot allerdings in der Luft zerriſſen. Aber deshalb häng ich mich noch lange nicht am clou de l'exposition auf."

„Ich danke Ihnen." Wacker verneigte ſich mit altväteriſcher Grazie. „Ich kanns auch gar nicht vertragen, wenn ſo was an mir rumbaumelt."

Thomas lächelte:

„Ja, Sie ſind jetzt groß raus. Na ja, und ſchließlich, verdient haben Sies; und Zeit wars endlich mal!"

„Ach Gott, beſter Herr Kerkhoven, wenn Sie ne Ahnung hätten, wie ich zu der Kritik komme. — Glauben Sie, meine Bilder gefallen dem Stolterfoot? — I wo, er iſt ja ſelber ein ſauer gewordner Maler."

„Aber er iſt doch direkt begeiſtert?"

„Stolterfoot iſt ja nämlich ſeines Glaubens auch Lübecker und intereſſiert ſich für meine jüngſte Schweſter. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Aber er iſt doch ſo ein Cato?"

„Die Catos ſind immer am ganzen Leibe gewachſen geweſen wie andre Leute auch. Nur ſind ſie dümmer und bilden ſich deshalb ein ... Er iſt ja gewiß ein anſtändiger Kerl, dagegen will ich nichts ſagen. Aber iſt das denn ſo was Beſondres? — Er findet meine Bilder auch gut; aber erſt ſeit ihm meine Schweſter gefällt. Er wird ſich aber täuſchen. Da is der olle Wacker nich für zu haben, ſagt man in Lübeck. Übrigens, in meine Familie würde der Trottel beſſer reinpaſſen als ich!"

„Sagen Sie," fragte Thomas, „ich möchte ... Wie finden Sie mein Bild?"

„Es hat ein ſehr ſchönes Format."

„Nein, lachen Sie nicht ſo dreckig. Sagen Sie wirklich . . .“

„Wirklich . . .? Na ja, es iſt ja eigentlich gut, aber . . . Ich weiß nicht . . . Sie wollen ſo furchtbar viel . . . Ich glaub, Sie ſind zu klug . . . Ein Kunſtmaler kann ja nicht dumm genug ſein . . . Sie ſollten Schriftſteller werden.“

Thomas lachte nervös.

„Alſo finden Sie . . .?“

„Nein, Sie können eine ganze Portion. Und das heißt heutzutage auch ſchon was. Aber Sie wollen . . . Natürlich kann ein Maler ruhig denken, wenn er das Bedürfnis hat; aber . . . Und dann . . . Nehmen Sie mirs nicht übel . . . Finden Sie dieſen Gedanken denn ſo originell? . . . Darauf kommts am Ende auch nicht an . . . Aber finden Sie ihn eigentlich richtig? Kunſt und Leben? . . . Wiſſen Sie, in dem ekelhaften Milieu, worin wir hier leben, überſchätzt man die Kunſt, daß einem übel werden kann. Lauter Künſtler und Kunſtfreunde . . . Und die letztern ſind die noch größern Deppen.“

„Na, wiſſen Sie: ohne Kunſtfreunde . . .?!“

„Kunſtfreunde, lieber Herr Kerkhoven, haben nur dann eine Exiſtenzberechtigung, wenn ſie reich ſind. Sehn Sie ſich die aus unſerm Kreiſe mal an! Skizzen ſchnorren, das können wir ſelbſt.“

„Ja, ſagen Sie, Herr Wacker . . . Ich male Gedanken, finden Sie. — Was malen Sie denn eigentlich? Hm?“

„Sehr ſchmeichelhaft, wenn Sie meine kleinen Witzchen Gedanken nennen. Ich meine mit Gedanken ſo

was in Ritterſtiefeln, wie unſer guter Volker die Theaterſtücke nennt, wo man die Hände nicht in die Hoſentaſchen ſtecken kann.“

Thomas zündete ſich eine friſche Zigarette an und blies den Rauch nachdenklich vor ſich hin.

„Meinen Sie alſo,“ begann er dann wieder, „es wäre beſſer, ſich einfach vor ein Stück Natur zu ſetzen und zu malen, was man ſieht.“

„Was man ſieht? — Ja, wer kann das denn?“

„Na, und unſre Pleinairiſten?“

„Ja freilich! Nee, wiſſen Sie, ich hab das ja auch ſchon probiert. Iſt ja alles blos Einbildung. Und das ewige Naturſtudium kann das beſte Talent zu Grunde richten. Schaun Sie mal ſo nem Kerl zu, der nach der Natur malt. Es hat ja gar keine Ähnlichkeit damit. Er überſetzt es ja doch ſofort. Und die Arbeit nach der Natur iſt weiter nichts als eine bequeme Ausrede für ſchlampige Ausführung.“

„Na ja, das iſt ja recht witzig, aber ...“

„Wieſo? Ich behaupte ja nicht, daß die tiefſinnigen Radierungen unſres diaboliſchen Penzberger gut wären, weil er ſich von Kindesbeinen an ſo jungfräulich rein vom Naturſtudium bewahrt hat. Schludriger gezeichnet könnten die nach der Natur auch nicht ſein.“

„Um wieder auf den beſagten Hammel zurückzukommen,“ witzelte Thomas ein wenig krampfhaft, „was haben Sie denn im einzelnen an meinem Bilde auszuſetzen?“

„Gott, ich ſag ja: ich ſind es gut gemacht. Ich kanns nur nicht leiden, wenn man in einer Sache ſo das Trampeln der Weltgeſchichte hört.“

„Ich verſteh Sie ſchon ... Sie meinen ... Ja gewiß ... Ich wollte ... Ihre Bilder haben ſo was Nobles, Ruhiges ... So gar kein ... Und doch ...“

Thomas ſuchte nach Worten.

„Reißen Sie ſich blos kein Bein aus. Ich bezwecke gar nichts, als nette Bilder zu malen und möglichſt viel dabei zu verdienen.“

„Na, wenns Ihnen blos darauf ankäme,“ lachte Thomas, „würden Ihre Bilder anders ausſehn.“

„Abſolut nicht. — Das beſte Geſchäft auf die Dauer iſt immer: gute Sachen machen. Sein Sie überzeugt, mit der Zeit rentiert ſich das ſicher. Gott, ſo furchtbar eilig hab ichs nie gehabt. Ich bin Gott ſei Dank vorſichtig in der Wahl meiner Eltern geweſen.“

„Ja, Sie habens gut,“ ſeufzte Thomas.

„Aber lieber Herr Kerkhoven, Sie könnens wahrhaftig auch ruhig abwarten. Was ſcheert Sie der Stolterfoot?“

Thomas warf einen ſchnellen Blick auf Wackers blühendes Geſicht.

„Sie haben ſo eine beneidenswerte Sicherheit,“ ſagte er leiſe und verſchwieg eine ganze Gedankenkette, die ſich an dieſe Worte hängte.

„Da kommt das Kameel übrigens.“ Wacker wies mit dem Kopf in den Säulengang hinaus.

Stolterfoot kam langſam und in gebeugter Haltung auf den Tiſch zu, zog ſeinen Schlapphut und fragte:

„Geſtatten die Herren ...?“

Wacker nickte grinſend, und der Kritiker zog ſeinen Lodenhavelock aus.

Eine ſchwüle Pauſe entſtand.

Stolterfoot ſuchte mit ſeinen braven Bernhardiner-augen Thomaſens Blick, ohne ihn erhaſchen zu können. Dann glättete er mit beiden Händen haſtig ſein allzu langes Wollhaar, das auf dem Scheitel nur noch als leichter Flor lag, während es über den Ohren und dem Nacken dicke, weit abſtehende Wülſte bildete. Mit krummen Fingern kämmte er dann noch ein Weilchen ſeinen verwahrloſten Spitzbart, bevor er ſich mit einem ſchüchternen Lächeln an Wackern wendete:

„Nun?“

„Nun?“ fragte der gleichmütig.

„Ja, haben Sie das Vorabendblatt der Neueſten Nachrichten noch nicht geleſen?“

„Ich leſe nie Zeitungen.“

„Aber da ſteht doch meine Kritik über Ihre Bilder in der Sezeſſion drin!“

„So?“ fragte Wacker müde.

„Mali,“ rief Stolterfoot, „die Neueſten von heute abend. — Sie haben ſie wohl ſchon geleſen?“ wendete er ſich dann an Thomaſen.

„Ja,“ antwortete der kurz und trank einen Schluck.

Das Waſſermädel brachte die Zeitung.

„Hier, bitte!“ Stolterfoot reichte das Blatt Wackern und wies ihm die Stelle.

Wacker warf einen Blick darauf, blätterte um und ſagte maulfaul:

„Muß ich das leſen? — Das iſt ſo lang?“

„Ja . . .?“ ſtieß der Kritiker mit einem hölzernen halben Achſelzucken hervor und wurde rot.

„Wenn Ihnen ſo viel daran liegt . . .“ Wacker vertiefte ſich ſcheinbar in die Lektüre und las und

las; ſein Geſicht ſchien in Gleichgiltigkeit verſteinert zu ſein.

Stolterfoot richtete ſeinen ehrlich betrübten Hundeblick wieder auf Thomaſen. Zwar ſchielte er manchmal ſchnell zu Wackern hinüber, um den Effekt ſeiner Kritik feſtzuſtellen, aber er fixierte den andern doch ſo anhaltend, daß der ſchließlich den Blick erwidern mußte und dabei über die Dummheit dieſer Situation zu lachen anfing.

„Sie ſind mir böſe?“ fragte der Kritiker auf einmal eindringlich, ohne den Blick abzuwenden.

„Nö, warum?“ ſagte Thomas mit geheucheltem Staunen.

„Sehn Sie, gerade an Ihr Bild mußte ich einen beſonders ſtrengen Maßſtab anlegen . . .“

„Wiſſen Sie, ich mach mir wirklich nicht ſo ungeheuer viel aus Kritiken. Wenn Ihnen das Bild nicht gefällt, müſſen Sies ja natürlich ſagen.“

„Das freut mich,“ ſagte Stolterfoot. „Sehn Sie, es giebt ſo wenig Künſtler, die Kritik vertragen können. Mit meinen beſten Freunden bin ich deshalb auseinander gekommen. Ach ja, ein glücklicher Beruf iſt das nicht! Ich bin vielleicht der beſtgehaßte Mann in München. Ich glaube, mancher wäre imſtande, mich hinterrücks zu erſchießen.“

„Man keine Bange, das tun ſe nich. Durchhauen, ja, das könnte eher paſſieren,“ warf Wacker dazwiſchen und verſank wieder hinter ſeiner Zeitung.

„Ich haſſe Sie nicht,“ tröſtete Thomas mit einem ironiſchen Lächeln.

„Sehn Sie, und Sie werden auch einſehn, weshalb

ich gerade an Ihr Bild einen beſonders ſtrengen Maßſtab anlegen mußte ... Sie ſind mir perſönlich ſo ſympathiſch ..."

„A!?"

„Ja, ſehn Sie, wäre es das Bild eines mir perſönlich ganz unbekannten Künſtlers, dann ... Ich kann mir doch auch nicht ſagen laſſen, ich lobte das Bild, weil ich mit dem Künſtler gut bekannt bin; und auch ... Mir ſelbſt gegenüber ... Ich hüte mich natürlich ängſtlich davor, aus perſönlicher Sympathie am Ende zu günſtig über jemand zu ſchreiben."

„Sie haben ein ſehr zärtliches Gewiſſen," lachte Thomas auf und fügte mit einem verbindlichen Lächeln hinzu: „Ich will trachten, Ihnen in Zukunft unſympathiſcher zu werden."

Wacker ließ die Zeitung ſinken und legte ſie beiſeite, dann nahm er ſchweigend eine Zigarre aus ſeinem Etui, ſchnitt umſtändlich die Spitze ab und entzündete ein Streichholz.

„Nun, was ſagen Sie?" fragte Stolterfoot neugierig.

Mit paffenden Zügen wurde die Zigarre in Brand geſetzt, dann kam es gleichgiltig zurück:

„Mm, ganz nett ..."

„Ich weiß ja, daß ein ſo ſichrer Künſtler wie Sie auf Lob und Tadel nicht viel giebt. Aber ich meine ... Verſtändnis iſt doch auch etwas ... Habe ich Sie verſtanden? Ihre künſtleriſchen Abſichten ..."

„Nee, aber dafür werden Sie ja auch nicht bezahlt."

„So?" ſagte der Kritiker betreten.

Thomas lachte:

„Ja, es iſt ein ſchwerer Beruf, Herr Stolterfoot."

„Ja, aber Herr Wacker, wie finden Sie den Artikel denn geschrieben? Ich glaube mir doch wenigstens schmeicheln zu können ... Sie könnten bei den Bildern doch das gedacht haben, was ich da ausführe.“

„Natürlich, lassen Sie sich nur nicht beirren. Gekonnt haben könnte ich viel.“

In diesem Augenblick trat der „dämonische“ Penzberger an den Tisch, ein sehr junger Mann, der darauf hielt, in seinem Äußern den Korrekten zu spielen, und mit etwas ärmlicher aber diskreter Eleganz gekleidet war. Nur die ungesunde Gesichtsfarbe und die unsteten, tiefumschatteten Augen sprachen von „Nachtseiten“ seiner Natur oder schlechter Ernährung.

Er begrüßte Wackern und Thomasen mit schlaffem Händedruck; Herrn Stolterfoot schien er nicht zu bemerken.

„Sind Sie mir böse?“ fragte dieser auch ihn.

„Ich kenne Sie nicht,“ erwiderte Penzberger kühl, dann setzte er sich und wendete sich an Thomasen: „Was halten Sie vom Kritikerberuf?“

„Mm ja ...?“ Thomas wurde ein bischen verlegen.

„Ist es ein produktiver, anständiger Beruf?“

„Herr Penzberger ...!“ fuhr Stolterfoot auf, lenkte aber sogleich wieder in das stille Fahrwasser einer allgemeinen Betrachtung: „Durch die Art, wie man ihn ausübt, kann man jeden Beruf auf ein künstlerisches Niveau erheben.“

„Ich wundre mich nur,“ sagte Penzberger zu Thomasen, „daß die Leute, die dies Handwerk betreiben, nicht auch die Konsequenzen daraus ziehen. — Der Schinder im

Mittelalter pflegte ja auch draußen vorm Stadttor zu wohnen . . ."

Stolterfoot erhob ſich. Ein peinliches Schweigen herrſchte am Tiſche. Aber der gekränkte Kritiker ließ die Schultern wieder nach vorn ſinken, ſchüttelte ergeben den Kopf und ſagte:

„Ich will die Herren nicht ſtören. — Pepi, zahlen!" Dann zog er den Havelock an, ſtülpte den Schlapphut über ſeine Glatze und ging, gebeugt und doch durch ſoviel Haß in ſeinem Selbſtbewußtſein gehoben, langſam dem Ausgange zu.

„Sagen Sie, Herr Penzberger, ſchreiben Sie eigentlich noch die Münchner Kunſtberichte für die Rheiniſche Zeitung?" fragte Wacker ſanft.

„Leider! Eſſen muß der Menſch ſchließlich. Ich hab aber wenigſtens das Bewußtſein, wie niedrig dieſe aufgezwungne Tätigkeit iſt."

„Na ja, das iſt immerhin ſchon ein Vorzug," tröſtete Wacker.

„Meine Radierungen wären ſchlecht gezeichnet, ſagt der Kerl! Frechheit! Was verſteht das Kameel davon!"

„Vielleicht hat er das von einem, der was davon verſteht," ſchlug Wacker vor.

„Böcklin verzeichnet ſich auch," verkündete Penzberger.

„Natürlich," pflichtete Wacker bei, „wenn einer ſo viel Phantaſie hat, wie Sie . . . ! Was ſo ein Kritiker alles verlangt! Auch noch gut zeichnen . . . ! Wann denn? Es muß ja ſchon koloſſal zeitraubend ſein, ſich das alles auszudenken."

„Ach nein, Sie haben keine Ahnung, wie viel Ideen ich im Kopf habe . . ."

„Nu ja eben! Und lauter ſo unappetitliche Sachen!“

„Grauſige Sachen, jawohl. Ich bin eben Epileptiker.“

„Bitte, bitte, ich glaubs ſchon. Sie haben es mir ja ſchon öfters geſagt. Sie brauchens mir durchaus nicht vorzumachen!“

Zwei Damen und zwei Herren gingen vorüber. Die Herren grüßten, und einer von ihnen kam zu den Malern an den Tiſch.

„Na, heute ſo elegant, Herr Volker?“ fragte Thomas.

Volkers raſiertes Komödiantengeſicht zog ſich lächelnd in die Breite; er ſah an ſeinem ſchäbigen Gehrock hinunter und ſagte:

„Ja, der war einmal ſehr teuer. — Ich hab heute den Grafen Traſt zu ſpielen ghabt. Eine fade Gſchicht, ſo eine Premiere: da muß man ſich ſchminken.“

„Sonſt nicht?“ fragte Penzberger.

„Sonſt is ja keine Katz im Theater.“

„Dafür iſt Ihr Kragen ſchon fürs nächſte Mal geſchminkt,“ bemerkte Wacker.

Volker lachte das überlaute, geübte Lachen des Schauſpielers.

„Ja, wenn unſer Kunſtſtall bis dahin net verkracht is.“

„Hoffen wir das beſte!“

„Aber jetzt . . .! — Sie, von meinem Direktor, da könnt ich Ihnen Geſchichten erzählen . . .! Ach, ſetzen ſich die Herren net ein biſſel mit nüber an unſern Tiſch?“ Er wies auf ſeine Geſellſchaft, die drüben unter dem großen Spiegel ſaß.

„Das iſt doch die Roſe Karrar?“ fragte Penzberger intereſſiert. „Raſſiges Weibl Hab ſie neulich in der Wildente geſehn.“

„Laſſen Sie ſich nicht abhalten," ſagte Wacker, „ich wollte heute ſowieſo früher nach Hauſe."

„Ach nein, gehn Sie doch mit," bat Volker, „die Damen haben ſchon ſo viel von Ihnen ghört . . ."

„Nee, ich bin Ihnen ſehr dankbar, daß Sie meine Witze in Ihren Kreiſen kolportieren, aber das können Sie doch nicht verlangen. Ich mag keine Theaterweiber."

„Ja, die Alte ſieht bös aus," fand Thomas.

„Iſt das die Roſée?"

„Nee," ſagte Wacker überzeugt, „ich find die junge viel ekliger. Sehn Sie blos, wie das Frauenzimmer trinkt! Wie ſon grinſendes Weib auf nem Kitſchplakat: ich trinke nur Stollwercks Kakao."

„Alles blos Vorurteil," lachte Volker. „Wenn ein Menſch keine Theaterweiber mag, bin ichs. Aber die Roſerl is wirklich ein netter Kerl."

„Und dann ſitzt auch der Kitſchier dabei, der Niedermayr . . ."

„Der beißt uns nicht," beruhigte Thomas, „ſo ein harmloſes Tier!"

„So ſchöne Männer ſind mir unappetitlich. Sehn Sie blos, wie der Kerl ſich anzieht."

„Iſt doch tadellos angezogen, und durchaus nicht auffallend."

„Er ſieht wie ein Bereiter aus. Nee, ich geh nicht mit. Aber laſſen Sie ſich nur nicht abhalten. Ich wär doch gleich gegangen."

„Die andern Herren kommen dann aber ſicher nüber?" fragte Volker dringend, „es kommen vielleicht noch mehr Leut: die ſchöne Frau Chottak

hats eigentlich verſprochen; auch der Sieben will kommen.“

„Die eklige Chottak?“ fragte Wacker.

„Was? Die ſchönſte Frau von München . . .?“

„Ich hab, wenn ich ſie anſeh, ſon Gefühl, als müßte man mit der Hand durch ſie hindurch greifen können, wie durch nen Haufen Kleiſter.“

„Je, Sie ſind bös!“ gruſelte ſich Mali, die von ihrem Sitzplatz an der nächſten Säule aus gehorcht hatte.

„Damit bringen Sie mich auf eine Idee!“ rief Penzberger und begann mit weit aufgeriſſnen Augen zu brüten.

„Radieren Sie doch gleich einen Cyklus über dieſe Idee,“ ſchlug Wacker freundlich vor.

„Alſo Sie kommen dann beſtimmt?“ fragte Volker noch einmal und begab ſich zu ſeiner Geſellſchaft, der er ſofort Wackers ſchönen Vergleich erzählte: das merkte man an der entſetzten Heiterkeit der Damen und an Niedermayrs blaſiertem Achſelzucken.

Als Wacker aufgebrochen war, gingen Thomas Kerkhoven und Penzberger an den Schauſpielertiſch hinüber.

„Schade, daß ſie Herrn Wacker net mitbracht haben! Er ſoll ja ſo ungeheuer witzig ſein,“ ſagte die Roſée, nachdem die Herren vorgeſtellt waren.

„Sinds froh, Roſinerl!“ lachte Niedermayr. „Mit dem hättens was erleben können! Ein Mundwerk hat ihnen der uhnſympattiſche Menſch! Sie ntſchuldigen ſchon, meine Herrn; aber ich kann den Menſchen net leiden. Und was der Pappſtoffel, der Stolterfoot, heut in die Neuſten für ein Gered von ihm dahergmacht

hat. Jetzt wird er gleich gar nimmer zum haben ſein. Er is ohnedies ſchon ſo arrogant, wie ich weiß net glei wer."

„Wie war doch Ihr Name?" fragte die Roſée Penzbergern.

„Penzberger. — Leider!"

Roſe Karrar ließ den Strohhalm, durch den ſie ihren Eiskaffee ſog, fahren und ſah mit luſtig blitzenden Augen auf.

„Sind Sie der mit die Radierungen — oder was es ſind — in der Sezeſſion?"

„Ja," beſtätigte er geſchmeichelt, „haben ſie Ihnen gefallen?"

Sie machte ein komiſch nachdenkliches Geſicht.

„Ja . . . Ja . . ." nickte ſie dann lächelnd, „das heißt . . . Zum gefallen ſinds wohl eigentlich net ſo recht. — Gegrauſt hab ich mich feſt . . ."

Penzbergern genügte das.

„Alſo, ſie wirken? Sie laſſen jedenfalls nicht gleichgiltig?"

„Im Traum könnens eim vorkommen!"

„Ja, ja . . . Es ſind ja auch eigentlich Träume . . ."

„Jeſſas na, von ſolchen Sachen träumen Sie? Da müſſens einen unruhigen Schlaf haben!"

„Das heißt . . ."

„Und ich hätt glaubt, das hätten Sie ſich alles blos ſo ausgedacht."

Thomas lachte auf. Dieſe kleine Schauſpielerin war gar nicht ſo dumm.

Penzberger aber ſagte:

„Gewiß, natürlich. Es muß ja alles verſtandesmäßig

durchgearbeitet werden. Aber die Grundlage dazu ſind Träume, Träume in wachendem Zuſtand. Ich leide nämlich an allerlei Zwangsvorſtellungen. Und dann bin ich Epileptiker. Meine Phantaſie iſt eine Epileptikerphantaſie."

Volker grinſte:

„Jetzt erzähln Sie ganz gwiß gleich die Gſchicht, wie Sie ſich mit dem Moos, was auf der Leiche von Ihrem Vater gwachſen war, den kalten Todesſchweiß Ihrer Mutter von der Stirn gwiſcht haben."

„Machen Sie lieber eigne Witze," ſagte Penzberger von oben herab. „Der iſt nämlich von Wacker," wendete er ſich an Roſen.

Die ſah ihn etwas ängſtlich an.

„Haben Sie auch manchmal epileptiſche Anfälle?" fragte ſie.

„O nein, beunruhigen Sie ſich durchaus nicht. Bei mir äußert ſich das nur in meinen Arbeiten."

„Keine gſunde Kunſt is dös amal net," fand Niedermayr.

„Die wirkliche Kunſt beginnt erſt da, wo das Normale aufhört," erwiderte Penzberger mit großer Sicherheit.

„Aber ich bidde," ſchnaufte der Angegriffene, da müßten nacher die Idioten die beſten Bilder malen."

„Am beſten bezahlt werden ſie ohne Zweifel," ſagte Penzberger. „Aber die Idioten ſind ja das normale . . ."

„Ach ja!" ſeufzte Thomas, als er Penzbergern ſo „intereſſant" reden hörte; und ſein großes Bild in der Sezeſſion ſtellte ſich auf einmal vor ſein geiſtiges Auge. Er ſah, daß es kein gutes Bild war. Es ſchrie ja

auch nach Aufſehen, nach dem Erfolge. Und hieß Erfolg haben nicht: den dummen gefallen?

Thomas ſaß lange ſchweigend in ſeinen Gedanken. Nur hie und da drangen ein paar Worte aus der Unterhaltung der andern zu ſeinem Bewußtſein. Penzberger ſuchte der Karrar mit ſeltſamen Geſchichten aus ſeiner Jugendzeit das wollüſtige Gruſeln beizubringen; ſie lächelte aber nur halb ironiſch, halb gelangweilt dazu, während die dicke Roſée geſpannt lauſchte und den jungen Mann recht intereſſant zu finden ſchien.

Volker und Niedermayr hatten unterdeſſen ein Geſpräch über die neuerliche Verflachung des Serpentintanzes. In den Blumenſälen hatte ſich eine Tänzerin als Schlußeffekt das Porträt König Ludwigs des Zweiten aufs Gewand projizieren laſſen, was ſelbſt Niedermayr kitſchig fand.

Auf einmal ſagte die Roſée zu Thomaſen, der im Begriffe war, ſich eine Zigarette anzuzünden:

„Nein, was Sie für ein ſchönes Zigarettenetui haben! Darf ichs einmal anſchaun?“

„Bitte ſehr.“

Sie drehte das goldne Etui mit dem ruſſiſchen Emailmuſter bewundernd in ihren Händen.

„Nein, is das ſchön! Schau doch, Roſe!“

Die Karrar bewunderte es gleichfalls.

„Ich bin nämlich Kennerin,“ wendete ſich die Roſée an Thomaſen.

„Ähemm!“ krächzte Volker ironiſch, und Roſe lächelte beluſtigt.

„Ich hab eine Sammlung von Zigarettenetuis . . .“

„Aber nur aus edeln Metallen,“ erläuterte Volker.

„Eins hab ich, das wär beinah ein Pendant zu dem Ihren. Ich hab es von einem ungariſchen Grafen ... Ach ja, damals in Budapeſt, das war mein ſchönſtes Engagement. Das ſind wirklich feine Kavaliere, dieſe Ungarn. Denkens, ich hatte das Etui eines Abends bewundert, und am nächſten Tag ſchickt es mir der Graf zu, bis an den Rand voll Goldſtücke!"

„Reſpekt!" ſagte Volker und grinſte. „In welchem Jahre wär denn das geweſen?"

„Ach, da möcht ich gleich wieder hin!"

„Geh, bleib da! Deine Magnaten ſind ja derweil geſtorben oder vor Altersſchwäche vertrottelt."

„Du, Volker, übertreib fei net. So lang is das auch net her. Tu nur net gleich, als ob ich achzig Jahr wär! — Ach Gott, die Männer ſind ja wirklich ſo dumm! Sie ſehen immer blos aufs Geſicht, und das altert leider zuerſt. Man kann ſonſt noch ſehr jung ausſchaun ..."

„Ach Gott," ſeufzte Volker, „ich wollt, ich wär erſt ein alter Trottel und über die verliebten Zeiten hinaus!" Er warf einen düſter ſchmachtenden Blick zur Karrar hinüber, die ihm lächelnd eine lange Naſe drehte. — Das goß neue Hoffnung in Niedermayrs Herz.

„Fräulein!" ſchrie er.

Die Kellnerin kam.

„Zwei Flaſchen Pommery extra dry!"

„Für Pommery laß ich mein Leben," verſicherte die Roſée.

„Dös verlangt keiner von Ihnen, Roſinerl."

„Der is ſo furchtbar ſauer," meinte Roſe Karrar.

„Denn derf ichs ja blos umbeſtellen ..."

„Ach nein, ſchließlich is egal. Ich weiß überhaupts net, zu was der Sekt ſoll?“

„Ich hab halt Namenstag heut,“ behauptete Niedermayr. „Aber ich derf ja blos einen ſüßern anſchaffen.“

„Ach nein, laſſens es gehn; ich glaub, der ſüße macht noch mehr Kopfweh.“

„Is doch ein Segen, daß es noch einige edle Millionäre gibt, die alle paar Tage Namenstag haben,“ ſagte Volker grinſend.

Penzberger kaute an ſeinen Nägeln und boſte ſich darüber, daß gerade immer die Kitſchiers Geld für Pommery übrig haben mußten. Volker flüſterte Thomaſen ins Ohr:

„Ach wiſſens, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun. Pumpen Sie mir bis zum Erſten fünfzig Emm.“ Er nahm das Geld heimlich unter dem Tiſch in Empfang und ließ es unauffällig in ſeine Weſtentaſche gleiten. „Stellens gleich auch für mich zwei Flaſchen kalt!“ rief er der Kellnerin zu, als die mit den Gläſern kam.

„Welchen Juden haſt denn du erſchlagen, ſchöner Ferdl?“ erkundigte ſich die Roſée.

„I, wo werd ich denn . . .? Nichts gegen Glaubensgenoſſen!“ beteuerte Volker, die Hand auf dem Herzen. „Proſt, meine Herrſchaften!“

Als der Champagner die Tafelrunde ſchon in den Nebel einer vergnügten Blödſinnigkeit gehüllt hatte, erſchien das Ehepaar Chottak. Die ſchöne Frau Theſſa wurde mit einem verhaltnen Grinſen empfangen. Alle mußten an den Kleiſterhaufen denken, mit dem Wacker ſie verglichen hatte. — Es intereſſierte ſie lebhaft,

Penzbergern kennen zu lernen, und der freute ſich des dankbaren Publikums, das er an ihr fand. Sie begleitete die Erzählung ſeiner gruſeligen Jugenderinnerungen mit leichten hyſteriſchen Lachſchreien und lud ſich alsbald für den nächſten Nachmittag auf ſein Atelier ein, wo ſie eine Anzahl Radierungen anſehen wollte, deren Sujets für eine öffentliche Ausſtellung zu heikel waren.

Ihr Mann, der Rechtsanwalt Doktor Chottak, ein auffallend grobknochiger, viereckig gebauter Herr, deſſen hellblonde Haare in einer harten Bürſte nach oben ſtrebten, ſaß ſchweigſam am Tiſche, trank viel und wand ſeine Hände ineinander, daß die Knöchel knackten. Er muſterte die Geſellſchaft mißmutig, mit Augen, die plötzlich zu einem phosphoreszierenden Blick erwachten, um gleich wieder matt zu werden und ſich nach innen zu wenden. Von Zeit zu Zeit blies er über die vorgeſtreckte Unterlippe in ſeinen Schnurrbart, daß die borſtigen Haare flatterten.

Die Roſée und Niedermayr erzählten ſich halblaut ſchmierige Anekdoten. Volker ſaß, den Kopf zwiſchen den Schultern, ſchlaff und mit rundem Rücken, das Komödiantengeſicht in ſentimentale Gramfalten gelegt, und ſtierte zur Karrar hinüber, die ſeine ſchwimmenden Augen vermied und es Thomaſen durch kaum bemerkbare Bewegungen ihres Kopfes und der Schultern zeigte, daß ſie dieſen unglücklichen Liebhaber lächerlich fände, aber an ſeinem auffälligen und läſtigen Benehmen nichts ändern könnte.

Und Thomas fühlte bei dieſem heimlichen Einverſtändnis mit dem hübſchen, lebensvoll anmutigen Mädchen

eine wohlige Wärme in ſich aufſteigen. Schließlich ſchmeichelt es wohl jedem Manne, wenn ihm eine begehrenswerte Frau unter vier Augen anvertraut, ſie hätte einem andern einen Korb gegeben.

„Ich würde Sie furchtbar gern einmal malen, Fräulein Karrar,“ ſagte er plötzlich.

Sie maß ihn mit einem ſchnellen Blick.

„Ich bin oft gemalt. Aber ich hab ſo wenig Zeit. Die vielen Proben . . .! Haben Sie das Bild im Glaspalaſt net gſehn, was der Niedermayr von mir gmacht hat?“

„Ja; das iſt aber nichts,“ flüſterte er mit lachenden Augen, „da wüßte auch kein Menſch, daß Sie das ſein ſollen, wenns nicht im Katalog ſtünde.“

„Finden Sies net ähnlich? — Ach, Sie wollen mich wohl recht wüſcht malen?“

„Wie mans nimmt . . .! — Der Niedermayr hat ja alles Gute in Ihrem Geſicht weggelaſſen. Überhaupt, ſeine Frauen ſehen immer eine wie die andre aus, mit den verrenkten Hälſen und dem blöd freundlichen Zähnefletſchen.“

„Ich merk ſchon, Sie wollen mich recht häßlich machen.“

„Kommen Sie doch mal auf mein Atelier und ſehn Sie ſich meine Bilder an.“

„Ja, ich komm vielleicht einmal gelegentlich mit Roſinerl.“

„Is die ſo ne Kunſtkennerin?“ fragte Thomas mit einem Blick, der zugleich lächelte und drängte.

„O nein, Sie täuſchen ſich, mein Herr!“ lachte Roſe Karrar auf, ohne jedoch im geringſten gekränkt zu ſein.

„Von der Sorte Schauſpielerinnen bin ich net; und die ſind überhaupt net ſo häufig, wie Sie vielleicht meinen.“

„Aber gnädiges Fräulein, ich wollte doch wirklich nicht . . .“

„Ja ja, die Kunſtmaler . . .“ ſagte die Karrar mit komiſchem Pathos.

In dieſem Augenblicke fühlte Thomas, wie unter dem Tiſch ein Fuß ſeinen Fuß ſuchte. Er erwiderte den taſtenden Druck und wurde ſehr verwirrt, weil er ſich dies nicht mit Roſens harmloſem Geſichtsausdruck zuſammenreimen konnte. Gleich darauf drehte ein unbehaglicher Zwang ſeinen Kopf zur Seite. Die ſchöne Frau Chottak bohrte einen glimmenden Blick in ſeine Augen. Thomas zog den Fuß ärgerlich unter ſeinen Stuhl und fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen ſchoß, als er jetzt wieder Roſen anſah. Er mußte ſich ſammeln, bevor er lächelnd ſagen konnte:

„Alſo, und wann kommen Sie mit Roſinerl, dem Anſtandswauwau?“

„Ach, nächſtens einmal.“

„Das iſt ein dehnbarer Begriff. Sagen wir: morgen!“

„Morgen? Ja, ſchließlich . . . Es ging ſchon . . . Wir haben keine Probe. — Wo iſt denn Ihr Atelier?“

„Kaulbachſtraße ſiebzehn.“

„Wärs Ihnen recht, wenn wir vormittags kämen?“ So gegen zwölf . . .?“

„Natürlich, dann können wir vielleicht nachher irgend wo zuſammen eſſen.“

„Na ja, das ſehn wir dann nacher ſchon!“

„Alſo, morgen gegen zwölf!“

Na, wie iſt es Ihnen geſtern bekommen?“ fragte Roſe Karrar Thomaſen, als er ihr und der Roſée die Tür öffnete.

„Danke ſehr. Heute früh beim Aufwachen ein kleiner Brummſchädel ... Iſt ſchon wieder vorbei. Und Ihnen?“

Roſe fuhr mit dem Handrücken an ihrer Stirn vorüber.

„Heut müßt ich, glaub ich, ein gutes Modell für den Herrn Penzberger ſein. Wenn ich ſo intereſſant ausſchau, wie ich mich elend fühl ...“

„Mir fehlt gar nix,“ ſtellte die Roſée feſt.

„Wollen die Damen nicht ablegen? Ich hab für alle Fälle eine Flaſche Sherry und einen kleinen Imbiß bereitgeſtellt.“

„Eine famoſe Idee!“ ſagte die alte Schauſpielerin billigend und ſteuerte durch die offne Ateliertür auf den gedeckten Frühſtücktiſch zu. „Der Kaviar ſieht großartig aus. Beziehen Sie den direkt von Rußland?“

„Nein, der da iſt von Dallmayr,“ entgegnete Thomas und ſtellte ſich hinter die Karrar, die vor ein Porträt getreten war, das eine blonde Frau in ganzer Geſtalt darſtellte. „Gefällt es Ihnen?“ fragte er.

„Sehr hübſch,“ ſagte ſie langſam, „wer iſt das eigentlich? Ich hab die Dame oft im Theater geſehn?“

„Das!“ Die Roſée kam heran. „Das iſt doch die Pepi Leimdörfer, die das Verhältnis mit dem kleinen Baron Welſersheim von die ſchweren Reiter hat.“

„Ja, ich glaube ...“ warf Thomas hin.

„Hat der Welſersheim ſie bei Ihnen malen laſſen?“

„Nein, das war noch vor ſeiner Zeit. Ich hab das Bild mehr zu meinem eignen Vergnügen gemacht.“

„Ach ſo! Sie Schlankel!“ drohte die Roſée mit

neckiſch erhobnem Zeigefinger. „Dann waren wohl Sie der Kunſtmaler, der . . .“

Thomas lächelte.

„Sie iſt blos eine ſehr vorübergehende Erſcheinung in meinem Leben geweſen. Aber als Modell war ſie recht verwendbar.“ —

Roſe Karrar trat vor ein andres Bild, das an derſelben Wand hing. Es ſtellte ein Biedermeierpaar dar, das im Baumſchatten eines Hügels ſaß und in ein ſonniges Tal hinunterſchaute.

„Das iſt aber entzückend!“ rief Roſe lebhaft.

„Leider nicht von mir!“ ſagte Thomas.

„So!“

„Ein echter Wacker!“

„Der boshafte Menſch macht ſo nette Sachen?“

„Frühſtücken wir doch lieber zuerſt. Vom Bilderſehen wird einem ganz blümerant.“

Dieſer Vorſchlag der Roſée wurde angenommen. Sie ſetzten ſich an den gedeckten Tiſch.

Vormittags hat der Alkohol eine ſchnellere Wirkung als am Abend. So entſtand bald jene vergnügte Katerſtimmung, die gleichſam das Erdengewicht des Menſchen aufhebt; die Organe für Ernſt und Sorgen ſind gelähmt, die ſinnloſe paniſche Heiterkeit kann frei dahinſtrömen, weil die bretternen Schleuſen der Vernünftigkeit aufgezogen ſind.

Selbſt die Roſée konnte Thomaſens Zigarettenetui ohne drängende Begehrlichkeit ſehen und für heute auf jeden Erobrungsverſuch verzichten. Im Hinausſchieben alles Unbequemen liegt ja das träge Glück ſolcher Augenblicke.

Als man eine halbe Stunde beim Frühstück saß, klingelte es; der kleine Diener meldete Herrn Volker, dessen Erscheinen mehr Thomasens als der Damen Verwunderung erregte. Sein breit lächelndes Gesicht paßte übrigens gut in diese Stimmung: doch bei ihm war sie die herrschende seines Daseins.

„Na, Ferdl, hast es wohl gerochen, was es hier für gute Sachen giebt?“ So begrüßte ihn die Rosée.

„Sie entschuldigen schon, daß ich so frei bin,“ sagte Volker, „aber ich intressier mich so für Bilder. Und wie ich gehört hab, daß die Damen hergehn . . .“

„Von wem hast denn du das gehört?“ fragte die Rosée.

„Na, gestern abend . . .!“

„Er hat geübte Ohren,“ stichelte Rose Karrar, „vom Souffleur her.“

„Ja, wenn ich meine Rollen auch noch lernen wollt, na käm ich ja zu nix anderm mehr, vor lauter Theater. Das könnt mir abgehn!“

Der kleine Diener wurde gerufen und brachte ein frisches Gedeck.

„Ausgezeichnet ist der Sherry,“ sagte Volker nach dem ersten Schluck. „Daß Sie einen guten Weinkeller haben, hab ich übrigens schon gwußt, wie ich noch gar net in München war. Was glaubens, wer mir das verraten hat?“

„Keine Ahnung.“

„Ein Kolleg von mir in Frankfurt an der Oder. Appeltoft heißt er.“

„Mein Vetter August?“

„Ja, der Appeltoft. Sagens, is das eigentlich wahr, daß der einmal Kunstmaler gewesen is?“

„O ja, jahrelang. Aber er kam nicht recht vom Fleck dabei. Er tat zu wenig. Und da spielte er hier einmal im akademisch-dramatischen Verein mit — irgendwas von Ibsen, glaub ich — dabei entdeckte er sein Schauspielertalent."

„Ja, er ist ein ganz talentierter Mensch," nickte Volker, „noch ein bissel anfängerhaft war er damals zwar, aber Bombenmittel hat er gehabt. — Mehr so alte Schule," wendete er sich erläuternd an die Kolleginnen, „Stil Matkowsky."

„Also net alleweil mit den Pratzen in den Hosentaschen?" fragte Rose.

„Bitt schön, ich hab noch vor drei Jahren in Sanct Gallen den Hamlet gspielt."

„O, Herrgott, mit dem Buckel!" lachte die Rosée.

„Ich hab eine sehr gute Figur. Blos natürlich net in der alten Kluft da." Er zog an den Kragenrabatten seines Lodenjacketts, das allerdings merkwürdig verdreht auf seinen massiven Schultern hing. „Ich kann blos die ganze Komödienspielerei nimmer ernst nehmen. So weit hab ich das Sautheater."

„Darum schreibst du auch Stücke dafür?"

„Kannst leicht lachen! Ich sag dir, in meiner neuen Komödie is dir eine Rollen für dich drin ... Alle zehn Finger tät sich die Fräulein Karrar abschlecken danach, die einmal spieln zu dürfen. — Prost, Herr Kerkhoven! Is das ein talentvoller Stör gwesen, von dem der Kaviar kommt!"

„Pfui, wie eins den Kaviar nur so ohne Brot hineinschaufeln mag!" ermahnte ihn die Rosée.

„Bist mir am End neidig, Rosinerl!" fragte Volker

unbeirrt. „Sagen Sie mal, Herr Kerkhoven," fuhr er dann fort, „wo ſteckt der Appeltoft denn jetzt? Wenn ich mich recht erinner, ging er nach Berlin?"

„Ja, aber blos ans Oſtendtheater. Da hat er in einer Saiſon hundertfünfzig Mal einen Pfalzgrafen geben müſſen, der im letzten Akt lebendig verbrannt wurde. Und das war ihm zu eintönig. Jetzt iſt er am Hoftheater in Altenburg."

„So, ſo! Und was der damals für große Roſinen im Sack ghabt hat! — Aber ein famoſer Kerl war er doch, der Appeltoft. Nur daß er mir meine Braut weggeſchnappt hat, hab ich ihm damals übel genommen. Heut bin ich froh drum, daß ich das Affenweib net gheiratet hab. Das könnt mir abgehn! — Und dann das Jeuen, das konnte er auch net laſſen, der Appeltoft. Und ich immer mit, mit meinen hundertzwanzig Mark Gage. Wenn ich alle die Ehrenſchulden dort hätt bezahlen wollen, hätt ich mich ruhig totſchießen dürfen. — Na, man is ja Gott ſei Dank kein Reſerveleutnant."

„Hahaha, als Leutnant könnteſt du dich gut ausnehmen!" lachte Roſe Karrar.

„Bitt ſchön, ich hab erſt vor vier Jahren in Detmold den Reif-Reiflingen geſpielt!"

Volker mit ſeiner vergnügten Wurſchtigkeit gefiel Thomaſen gut. Er lauſchte, behaglich in ſeinen Stuhl zurückgelehnt, der Kampelei, die ſich jetzt zwiſchen ihm und der Roſée entſpann, von ſeiner Seite mit gutmütiger Witzigkeit, von ihrer weniger witzig, aber giftiger geführt.

Roſe Karrar lehnte faul in ihrem Armſtuhl und

ſagte nichts. Thomas ließ ſeine Augen auf ihr verweilen ... Es war nicht nur das Intereſſe des Malers, was ſeinen Blick feſſelte. Die kräftige Anmut, die dieſes Mädchen hatte; und gerade in den Augenblicken, wo ſie ſich gehen ließ ...! Sie ſtreckte ſich wohlig, diskret aber ungeniert, und ſah entzückend aus, wie ſie ſo das Kreuz hohl machte, die Bruſt wölbte und die Ellenbogen langſam rückwärts und abwärts drückte. Dann ſank ſie wieder in ſüßer Schlaffheit zurück; ihre Augen ſahen träumeriſch durch das große Fenſter hinaus, über Dächer mit rauchenden Schornſteinen hinweg in den bleigrauen Himmel, auf deſſen dunkelm Grunde die Häuſer ſeltſam hell ſtanden, in gelblichem Licht.

„Sie haben ein famoſes Profil," ſagte er. Seine Stimme klang ſonderbar unfrei.

Aha, eitel iſt ſie doch, lächelte er in ſich hinein, als ſie ihm jetzt mit einem lebhaften Ruck ihr Geſicht zuwendete und fragte:

„Finden Sie wirklich? Ich weiß net ... Kein ſehr edles Profil hab ich wohl net ..."

„Ach, edel ...! Ich male Sie ganz beſtimmt im ſtrengen Profil; das iſt ſicher das beſte an Ihnen."

„Na, ich dank ſchön!" lachte ſie.

„Bitte, wenn ich das ſage, ſo bedeutet das ſehr viel."

„Ich hoffe, das beſte an mir is mein Talent."

Er verneigte ſich lächelnd:

„Ich bin überzeugt davon! Nämlich, ganz aufrichtig geſtanden, ich hab Sie noch nie ſpielen ſehen."

„Was?" rief ſie verblüfft.

„Ich werde dies Verbrechen aber in Zukunft wieder gut machen.“

„Komiſche Leute, dieſe Kunſtmaler,“ miſchte ſich Volker ein, „die meiſten, die ich kenn, mögen ums Verrecken net ins Theater. Höchſtens einmal in was luſtiges. Aber ernſte Stücke ... Nein!“

„Ja,“ ſagte Thomas, „ohne den Herrſchaften zu nahe treten zu wollen — aber augenblicklich iſt doch wohl die Malerei die fortgeſchrittenſte unter den Künſten, und die Theaterkunſt die zurückgebliebenſte.“

Darauf erhob ſich ein allgemeines Halloh, und Thomas mußte auf hundert Fragen der Schauſpieler Red und Antwort ſtehen. Unter dem Einfluſſe der paar Gläſer Sherry, die er getrunken hatte, tat er es auch eifriger, als es ſonſt geſchehen wäre, und entwickelte ſeine Anſichten über einen neuen Stil in Dekorationen und Koſtümen, dem ſich natürlich auch die ganze Darſtellung anpaſſen müſſe. Wie dieſes geſchehen ſolle, davon konnte er natürlich nur dunkle und allgemeine Andeutungen geben.

Volker, der zuerſt am lebhafteſten widerſprochen und dem Naturalismus auf der Bühne das Wort geredet hatte, lenkte allmählich ein und erklärte — um nicht ſchwer von Begriff zu erſcheinen — er verſtünde Thomaſens Ideen ſehr wohl und ſpreche ihnen eine gewiſſe Berechtigung nicht ab. Er ſchloß aber mit den Worten:

„Kinder, laſſen wir das Fachſimpeln! Unſre ſchönſten Reformpläne können nix dran ändern, daß beim Theater immer die größten Hornochſen Direktoren und Regiſſeure werden.“

Roſe ſtand auf und ſchlenderte durch das Atelier. Hie und da blieb ſie vor einem Bilde ſtehen. Thomas folgte ihr und beantwortete ihre Fragen, die naiv waren, aber von einem gewiſſen natürlichen Geſchmack zeugten.

„Fräulein Karrar," ſagte er auf einmal, „darf ich nicht gleich mal verſuchen, Sie zu zeichnen? Eine flüchtige Skizze blos! Ganz ſchmerzlos!"

„Wenn Sie wollen . . ."

„Dann ſetzen wir uns vielleicht da hinein." Er wies auf einen kleinen Nebenraum, eine Art Erker, zu dem zwei Stufen hinaufführten. „So, wenn Sie ſich da in den Stuhl ſetzen wollen, ganz ungezwungen, bitte. Lehnen Sie ſich nur zurück. — Der Stuhl iſt bequem, was? — Nach eignen Angaben gebaut. — — So, und jetzt ſehn Sie zum Fenſter hinaus! Famos!" Er ſtemmte den Zeichenblock auf ſeine Kniee, muſterte Roſen nachdenklich und begann zu zeichnen.

„Kann man ſchon was ſehn?" fragte ſie, als er nach einer Weile innehielt.

„Nein, es iſt noch nichts. — Sie brauchen übrigens nicht zu ſitzen wie beim Photographieren. Es iſt mir lieber: Sie ſprechen. Nur im allgemeinen die Stellung müſſen Sie beibehalten."

„Alſo . . . Ja . . ." lachte ſie auf, „wenn man ſo durchaus ſoll, dann fällt einem grad nix ein."

„Sprechen Sie doch davon, was Sie am meiſten intereſſiert."

„Mich . . .?"

„Sagen wir: vom Theater."

„Wollen Sie heut net hineinkommen? Ich ſpiel die Maria Magdalena. — Von Hebbel!“

„Sehr gern natürlich. — Liegt Ihnen denn die ſpröde Schreinerstochter?“

„Ich glaub, die Klara iſt eine von meinen beſten Rollen . . .“

„So, das wundert mich eigentlich.“

„Warum?“

„So . . . Ich dachte, Ihnen müßten muntre Rollen beſſer liegen.“

„O ja. Auch. — Aber . . .“

Volkers krumme Geſtalt erſchien plötzlich auf den Stufen.

„Ach, der Meiſter is ſchon bei der Arbeit! Derf man ein biſſel zuſchaun?“

„Es iſt mir lieber, wenn Sie mir nicht auf die Finger ſehen,“ ſagte Thomas und zog den Block an ſeine Bruſt.

„Ich will durchaus net ſtören. Dann geh ich wieder und unterhalt mich mit Roſinerl. Und mit Ihrem Sherry.“

Volker verſchwand. Thomas und Roſe ſetzten das unterbrochne Geſpräch nicht fort. Er vertiefte ſich wieder in ſeine Arbeit.

Endlich ließ er den Bleiſtift ſinken, hielt den Block ein wenig von ſich fort und verglich ſeine Zeichnung mit dem Modell.

„Fertig?“ fragte Roſe. „Darf ichs einmal ſehn?“

„Sie werden kaum befriedigt ſein.“ Lächelnd reichte er ihr die Skizze und ſah ſie geſpannt an. Ein überraſchtes Zucken ging durch ihr Geſicht, dann begann ſie ihr Porträt mit ernſthafter Miene zu ſtudieren.

„Nun?“ fragte er.

„Schau ich wirklich ſo aus?“ war ihre Antwort.

„Tja . . .“ Er zuckte die Achſeln.

„Ich mein immer, es is ein biſſel karrikiert, net wahr?“

„Kann ſchon ſein, daß manches bischen übertrieben iſt. Aber es iſt ja weiter nichts als eine Notiz für mich ſelbſt. Da muß das Charakteriſtiſche vor allem drin ſein. Er ſtellte ſich hinter ihren Stuhl und ſah wieder auf die Zeichnung.

„Sie dürfen mich aber nachher wirklich eine Idee hübſcher machen. Das heißt . . . Es braucht drum ja net gleich unintereſſant werden . . .“

„Nein,“ ſagte er plötzlich, „der Mund iſt noch gar nichts. — Aber das wollen wir gleich haben.“ Er nahm ihr den Block fort, zog ein Stück Gummi aus der Weſtentaſche und radierte die ganze untre Hälfte des Geſichtes weg. „Ach bitte, noch einen Moment . . .! So . . .! — Das Kinn etwas höher! — Nicht ſo viel! — So iſt es grade richtig. — Halt! Bleiben Sie!“ Er begann wieder zu zeichnen, angeſpannt vergleichend, Geſichter ſchneidend und den Mund, den er treffen wollte, mit ſeinen Lippen nachformend.

Es war nichts zu hören als ihre Atemzüge, die die gezwungne Haltung beſchleunigte, und das haſtige Kritzeln ſeines Bleiſtiftes. Von Volkern und der Roſée drang nur von Zeit zu Zeit ein leiſes Tuſcheln herüber. Sie mochten ſich Geſchichten für Junggeſellen erzählen . . .

Thomas ſaß vor Roſens Porträt, das eigentlich fertig war. Heute ſollte ſie zu der letzten Sitzung kommen; und die war auch nur ein Vorwand für ihn, ſie noch einmal bei ſich ſehen zu können. Viel ändern konnte er an dem Bilde nicht mehr, wenn ſchon es ſeinen ernüchterten Augen wenig gefiel. Schaffen iſt ein Rauſch, der böſen Katzenjammer bringt ...

Nicht, daß Thomas im einzelnen viel daran auszuſetzen gehabt hätte, aber als ganzes befriedigte ihn ſein Werk nicht: es war nicht aus einem Guſſe, es war zerfahren in der Stimmung.

Roſe war in einem tief dekolletierten Empirekleide dargeſtellt, das ſie ſich noch in Graz für die Rolle der Madame Sans-Gêne hatte machen laſſen. Sie lehnte in einem Armſtuhl aus der Zeit Ludwigs des Sechzehnten hielt die Hände locker unter der Bruſt gefaltet und ſah dem Beſchauer träumeriſch, ja, ein wenig melancholiſch, in die Augen.

Thomas hatte oft innerlich darüber lachen müſſen, mit welcher Sicherheit ſie jedesmal dieſen Ausdruck zu finden wußte, ſobald ſie ſich in Poſitur geſetzt hatte. Sehr ſympathiſch däuchte es ihn nicht, daß ſie ihr Geſicht ſo in der Gewalt hatte; eben, weil ſie es war.

Und aus dieſem Grunde war noch ein zweites in das Bild hineingekommen: ein Quentchen Ironie, das die Stimmung zerſtörte und gleichſam ſagte: Dieſe junge Dame iſt durchaus nicht ſo melancholiſch, wie ſie tut; es iſt halt eine kleine Schauſpielerin, die Melancholie mimt, und zwar mit einer etwas konventionellen Theatralik, die dich, verehrtes Publikum, wohl kaum foppen dürfte. Der einzige Gefoppte iſt hier der

ergebenſt gefertigte Künſtler, der die junge Dame ſo verteufelt ernſt nahm. — Ganz ſo dumm, wie er darnach ausſehen könnte, iſt er übrigens nicht. Und das möchte er hiermit ausdrücklich betont haben.

Das Bild war ein Ausdruck der Zwieſpältigkeit ſeiner Gedanken über Roſen und ſeiner Gefühle für ſie.

Thomas erhob ſich und begann unruhig auf und nieder zu gehen.

Ein ſonderbarer Kerl war er doch! Auf der einen Seite gar zu bereit, auf alles zu „fliegen", worauf die Dummen hereinfallen, und andrerſeits tief innerlich mißtrauiſch, mißtrauiſch vielleicht ganz beſonders gegen das echte, an andern und an ſich ſelber. — Und warum grübelte er jetzt über die Natur ſeiner Gefühle nach? Roſe war doch die erſte nicht ... Und was verſchlugs, wenn auch hier auf die Eroberung die Ernüchterung folgte! Er hatte doch ſonſt nicht ſo lange hin und her überlegt, wenn er in ein Mädel verliebt geweſen war. Sollte es diesmal wirklich die „berühmte" Liebe ſein, die ſogenannte „große Liebe", von der man in Büchern las ...? Gab es die denn in Wirklichkeit noch, und hatte es ſie überhaupt jemals gegeben ...?

Würde für ihn hier zum erſtenmal auf die Leidenſchaft kein Katzenjammer folgen ...?

„Warts ab, mein Sohn!" ſagte Thomas laut zu ſich ſelber. Etwas frivol ſagte er es, warf den Kopf flott auf die Seite und ging, die Hände tief in den Jackett-Taſchen, zum Spiegel, in dem er ſich eine zeitlang aufmerkſam ſtudierte. Dann drehte er ſich auf dem Abſatz herum und ſchlenderte mit wippenden Schritten über den Teppich, wobei er ſich unwillkürlich bemühte, immer

wieder auf die gleichen Ornamente zu treten. Dann pfiff er die Melodie der Gigerlkönigin. Gräßlich falsch, denn er war ganz unmusikalisch. —

So oder so, die Sache muß ein Ende haben, sagte er energisch in sich hinein. Das ist kein Zustand, würde der gute August sagen. Diese ewige Bummelei mit der ganzen Komödiantenblase hab ich gründlich satt. Das süße Rosinerl hat mein Zigarrettenetui jetzt glücklich; aber das ist doch wahrhaftig kein Grund, daß ich ihr bis an mein Lebensende jeden Abend einen Haufen Sekt bezahle, um sie als Beilage zu Rosen genießen zu dürfen. Niedermayr bezahlt seinen Sekt zwar selbst, aber auch daran ist mir nicht viel gelegen. Und daß mich der wackre Volker schon ganz als unglücklichen Liebeskollegen ansieht und deshalb Bruderschaft mit mir getrunken hat, wird meine Entschlüsse auch kaum zu ändern vermögen. Außerdem hab ich ja schon einen Schauspieler in der Familie, der mich anpumpt.

„Chic bezieh ich aus Paris,
Und das Phlegma von der Miß ..."

trällerte er. Aber ganz so flott, wie er tat, fühlte er sich nicht. Wie ein elastischer Ring lag es beklemmend um sein Herz ...

Da ließ ihn der tröpfelnde Metallton der elektrischen Glocke zusammenfahren. Recht wie ein sehr junger Verliebter sprang er in ein paar Sätzen durch das Atelier in den Flur hinaus.

Er hatte die Tür schon aufgerissen, bevor der phlegmatische kleine Diener sich zeigte.

„Was! Heute ohne Anstandswauwau?" begrüßte er Rosen erstaunt und freudig.

Sie ſchüttelte ihm lachend die Hand.

„Es derf Ihnen fei net unangenehm ſein!“

„Im Gegenteil!“ ſagte er, vielleicht etwas zu lebhaft, denn ſie hob ſcherzhaft abwehrend die Hand.

„Bilden Sie ſich blos keine Schwachheiten ein, Herr Kunſtmaler! Roſinerl hat nämlich ein biſſerl Influenza und muß im Bett bleiben. Aber wenn ſie auch fern iſt, ihr Geiſt wacht über mir.“

„Ja, vielleicht merkt man von dem was, wenn ſie perſönlich nicht da iſt,“ meinte Thomas. „Nur Mut, und treten Sie näher! Schließlich bin ich ja Ihr Porträtiſt. Und ſo was iſt ja kein Mann.“

„Na . . .?“ ſagte ſie zweifelnd, mit einem koketten Seitenblick, der ihn entzückte.

„Befehlen Sie vielleicht, daß ich den Pepi als Ehrendame ins Atelier ſetze?“

„Hohoho!“ gröhlte der kleine Diener hinter ihm los, um dann ſofort erſchrocken die Hand vor den Mund zu halten.

„Drück dich!“ ſagte Thomas mit einer „abwimmelnden“ Handbewegung.

Pepi verſchwand; ſie hörten, wie er in der Küche einen neuen Lachanfall bekam.

Roſe hatte ihre Handſchuhe ausgezogen und den großen, ſchwarzen Hut abgenommen. Jetzt lockerte ſie mit der Hutnadel ihre Haare über der Stirn; das war eine Bewegung, die er an ihr kannte und liebte, weil ſie ſo ausgeſprochen weiblich und von einer gewiſſen Komik war, die für ihn etwas rührendes hatte.

„Haben Sie ſeit geſtern noch was an dem Bild getan?“ fragte ſie.

„Keinen Strich. — Aber laſſen Sie ſich doch mal anſchaun! Ich weiß ja gar nicht, wie Sie ohne die Roſée ausſehn.“

„Ach . . .!“ ſagte ſie, „ich weiß gar net, was Sie gegen die Roſinerl haben?“

„Nicht das geringſte. Namentlich, wenn ſie Influenza hat!“

„Mein Gott, Roſinerl hat ja viele unangenehme Eigenſchaften . . . Ja, eigentlich iſt ſie wohl ein rechtes Ekel.“

„Weiter hab ich auch nichts an ihr auszuſetzen,“ pflichtete Thomas ihr ernſthaft bei.

Sie mußte lachen und errötete leicht.

„Ich meine,“ fuhr ſie dann ſchnell fort, „weil ſie ſo habſüchtig und geizig is . . . Und ich darf bald nix mehr tun, ohne ſie um Erlaubnis zu fragen. Sie is ſo herrſchſüchtig . . . Aber mein Gott, was will ich denn machen? Ich allein . . .! Wenn ſie net mit ging, käm ich ja überhaupt gar nie unter Menſchen. Und immer nur mit den Kollegen . . . Da hätt man ja bereits gar keine geiſtige Anregung. Und wenn mans anders anſchaut: ich war ja noch ſo dumm, wie ich nach München gekommen bin, ganz ohne jede Erfahrung und ſo unpraktiſch. Manchen guten Rat verdank ich ihr doch. Sie hat ja natürlich viel Erfahrung . . .“

„Waren das wirklich ſo gute Ratſchläge?“ fragte Thomas eindringlich.

„Ich weiß ſchon, wie Sies meinen. Aber gut warn ſie ſchon. Ob ſie ſo ſehr „ſchön“ und „edel“ warn, dös is ja eine andre Frag. Aber wohin käm man damit, wenn eine ein armes Mädel is, und wenn

man beim Theater ſolche Kolleginnen hat, wie zum Beiſpiel die Weller? Wenn Roſinerl net wär, hätt ich vielleicht überhaupt noch nie eine größere Rolle zu ſpielen bekommen. Sie hat mir erſt geſagt, wie ich den Direktor anfaſſen muß."

„Und die Männer überhaupt ...? Denn darin hat ſie wohl die meiſte Erfahrung?"

„Ach, Herr Kerkhoven, das ſagen Sie ſo. Unſereine lernt das wahrhaftig früh genug, wenn eine net dumm is und ein anſtändiges Mädel bleiben will."

„Anſtändig oder unanſtändig wird eine Sache nur dadurch, wie man ſie tut."

„Ihr Männer redet euch leicht. Und wenn es ſich um was handelt, was ihr ſelber gern möchtet, denkt ihr ganz anders drüber, als wenn ein andrer ganz dasſelbe tät."

„Ja, Roſe, das iſt ja wohl menſchlich," ſagte Thomas mit einem leichten Seufzer und ſtarrte nachdenklich vor ſich hin.

„Möchtens denn jetzt net anfangen?" fragte ſie.

„Ja, fangen wir an! Bitte!" Er wies auf die Tür des Nebenzimmers.

„Was? Muß ich mich umziehn?" fragte ſie verwundert. „Ich hab mir gedacht, Sie wollen blos noch am Kopf was machen?"

„Nein, die Schulter da ſitzt noch gar nicht, hab ich nachträglich geſehn; die rechte Schulter wackelt bedeutend."

Sie ſah ihn zweifelnd an und lächelte ein bischen ironiſch.

„Fürchten Sie ſich am Ende vor mir?" fragte er;

es ſollte ſcherzhaft klingen, kam aber gezwungen und heiſer heraus.

„Ja, net wahr, ſo ſchau ich aus?“ erwiderte ſie mit hellem Lachen und machte ihm eine lange Naſe und lief ins Nebenzimmer.

Er ſtand und ſchämte ſich. Warum eigentlich? — Schön, er hatte eine Dummheit geſagt, eine Geſchmackloſigkeit vielleicht! Aber gab es einen Menſchen, dem das nicht manchmal paſſierte? Was war er denn beſondres, daß er ſo viel daraus machte?

Wie wenig er es doch verſtand, ſeine Gedanken und Gefühle zu verbergen! Für den fremden und oberflächlichen Beobachter beſaß er dieſe Kunſt freilich. Er galt bei vielen wegen einer gewiſſen Schüchternheit und Gefühlskeuſchheit für einen verſchloſſenen Menſchen. Aber er wußte genau, daß jedes ſchärfere Auge ihn leicht durchſchaute. Sein Geſicht war wie ein vom Winde durchblättertes Buch, deſſen tiefſte und feinſte Stellen jeder beliebige Schmutzfink leſen konnte, der ſie zufällig aufgeſchlagen fand — wenn er überhaupt hatte leſen lernen.

Und ſo ſehr er ſich jetzt bemühte, ſeine Gedanken zu verſtecken, — er ſah Roſen nur mit einem halben Seitenblick an, als ſie umgekleidet ins Atelier trat — ſie erriet ſie ſofort. Es waren auch Gedanken, die wohl jede Frau fühlt, wenn ſie ſonſt auch nur recht grobe Schrift zu entziffern verſteht. Ein kleiner Schauer überlief ſie. Sie trat auf das Podium, ſetzte ſich in den Louis-Seize-Stuhl, faltete die Hände unter der Bruſt und ſchaute mit träumeriſchem Ausdruck ins Leere.

„Is ſo recht?“

Er nahm die Palette und die Pinſel zur Hand.

„Den linken Arm etwas ungezwungner, bitte! Die Hände etwas höher! So, und ſpreizen Sie den kleinen Finger nicht ſo weg!“

Er ſagte das kurzatmig und ſah ſie jetzt voll an, mit Augen, in denen er das Blut klopfen fühlte. Zum Schein des Gerechten ſchickte er ſeinen Blick manchmal zu dem Bilde hinüber, als ſtelle er Vergleiche an. Dann bückte er ſich mit einem Seufzer und holte aus dem Farbenkaſten eine große Tube mit Weiß, die er mechaniſch aufſchraubte. Was er eigentlich tat, merkte er erſt, als er die Tube leer in ſeiner Hand fühlte und ſah, daß die Farbe ſich auf der Palette zu einem kleinen Berge aufgetürmt hatte.

Na, ja, dachte er, da haben wir die Ferkelei! Wenn ich in der Weiſe weiter mache, kann ich das Bild ſchön verpatzen! — Und mit entſchloſſener Miene legte er ſein Malgerät auf den Farbenkaſten.

„Nun?“ fragte Roſe.

„Ach was!“ ſtieß er hervor. „Warum tun Sie eigentlich immer ſo . . .? Wenn ich dabei noch das Gefühl hätte, daß ich Ihnen gleichgiltig wäre . . . Aber das habe ich nicht. Und jetzt erklären Sie mich bitte für einen eingebildeten Hanswurſt!“

Sie machte ein betrübtes Geſicht und ließ ihre Hände ſinken; mit kraftloſem Ausdruck lagen ſie auf den Armlehnen.

„Mußte das denn kommen?“

„Es hat wohl müſſen,“ ſagte er mit einer Bewegung, als wäre ſein Jackett ihm unbequem.

„Lieber Herr Kerkhoven, nun war alles ſo gut und

ſo nett und ſo ſchön. Und nun kommen Sie auch ſo ... Soll jetzt das alles vorbei ſein?"

„Selbſt auf die Gefahr hin ... Obgleich ... Sie haben ja ein ganzes Gefolge von Mannsleuten, die Ihre Körbe geduldig hinter Ihnen hertragen ... Aber haben Sie keine Angſt, ich werde dies Gefolge nicht vergrößern. Sie brauchen blos ein Wort zu ſagen, und Sie ſind von meiner Geſellſchaft befreit."

„Das würde mir ſehr leid tun."

„Roſe!" ſagte er mit zitternder, beinahe zorniger Stimme und umfaßte ihre Handgelenke und hielt ſie feſt, trotz ihrer Bemühungen, ſich los zu machen. „Roſe! Warum ...?"

„Was?" fragte ſie tonlos, mit ſchmerzlich weiten Augen.

„Roſe, ich weiß doch ... Sie ... Ich weiß doch, daß ich ... Daß ich Ihnen nicht gleichgiltig bin!"

„Und darum ... Darum ſoll ich alles vergeſſen?"

„Roſe, es gibt Situationen, wo man alles vergißt!"

Ein wehmütiges, ironiſch verſtehendes Lächeln ſchlich über ihr Geſicht.

„Das ſagen Sie. — Wo käm ich dabei hin?"

„Roſe, wenn Sie ſo etwas ſagen, hör ich immer die Roſée ſprechen. Sind Sie denn nicht frei? Können Sie nicht tun, was Sie wollen? Wenn jeder in jedem Augenblick ſo rechnen wollte ...! Man lebt nur einmal. Und das bischen Glück iſt leicht verſäumt ..."

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf. — Er ſagte:

„Sie werdens ſehen! Es wird auch über Sie kommen. Liebe zerbricht die klügſten Prinzipien."

„Die meinen net!“ Sie warf aufatmend den Kopf zurück. „Lieber Gott, Liebe . . .! — Liebe is ein Luxus, den ſich unſereine net leiſten kann. Und Gott ſei Dank iſt Liebe ja net das einzigſte im Leben.“

„Sondern . . .? — Die Kunſt, nicht wahr?“ fragte er höhniſch.

„Mein Gott, ja . . . Mir is mein Beruf, Gott ſei Dank, doch auch etwas.“

„So . . .? Glauben Sie denn, es wird Ihrer Kunſt ſchaden, wenn Sie die Liebe kennen lernen? Oder?“

„Nützen gewiß net; das ſind ſo Romanideen, lieber Herr Kerkhoven. Und dann . . .“ Sie machte eine hilfloſe Handbewegung. „Und dann . . . Vielleicht brauch ich das ja gar net erſt kennen lernen, was . . . Was Sie Liebe nennen.“ In ihrer Stimme klang eine haſtige und kindiſch trotzige Entſchloſſenheit.

Er knickte förmlich zuſammen.

„So!“ ſagte er leiſe und leidend. „Ja, dann . . .!“

Sie ſtand mit geſenktem Kopfe, ihre Lippen formten ſich zu Worten, die nicht laut wurden. Sie ſah ihn mit einem ſchnellen, unentſchloſſenen Blick an, worin Schmerz und Scham brannten. Auf einmal hoben ſich ihre Schultern, als wolle ſie ſagen, es ſei ja gleich, und trotzig und plump ſtieß ſie die Worte hervor:

„Es war halt mein erſter Direktor . . .“

„Natürlich!“ lachte er auf. „Aber aus Liebe, bewahre, da werfen Sie ſich nicht weg.“

„Ich war damals ja noch ſo dumm,“ ſagte ſie zaghaft und ſah jetzt ganz wie ein kleines Mädchen aus.

„Im Gegenteil, Sie waren zu klug, viel zu klug. Ob aber ſolche Klugheit immer ihr Ziel erreicht . . .?“

„Ich erreiche mein Ziel," ſagte ſie feſt, und fügte dann matt hinzu: „Wenn ich wegen dem einen auch auf vieles andre verzichten muß."

„Nein!" rief er. Dieſes Nein klang ſcharf. — „Sie haben wohl recht, Fräulein Karrar, wir paſſen doch wohl nicht zuſammen."

Einen Augenblick ſah es aus, als wolle ſie auf ihn zu, mit einem warmen, zitternden Wort. Aber ſie machte dann nur eine überlegen bedauernde Bewegung mit den Armen und ging ſchnell ins Nebenzimmer.

Als ſie nach einer Weile in ihrem Straßenkleide herauskam, ſtand er am Atelierfenſter und ſah nach den weißen Wolken, die ſich im langſamen Vorüberziehen auf dem blauen Himmelsgrunde ballten und auflöſten, wuchſen und vergingen ... Roſens Schritt ſtockte einmal, aber ſie ging.

Er blieb noch lange ſo ſtehen. Stolz war er aber nicht auf ſich ...

Am nächsten Tage begann Thomas nach langem Hin- und Herüberlegen einen Brief an Rosen abzufassen. Der hatte schon acht Seiten, als er ihn wieder zerriß, um einen neuen anzufangen. Schließlich war es ein ganz kurzes Schreiben, das er abschickte:

Liebes Fräulein Rose,

Sie haben Grund, mir böse zu sein. Ich bitte Sie, verzeihen Sie einem reumütigen Sünder, der trotz allem die Hoffnung nicht aufgibt, Ihr Herz noch einmal zu erweichen und Ihnen ein bischen mehr zu werden ist, als es heute ist

Ihr herzlich ergebener

Thomas Kerkhoven.

So! dachte er, als er den Brief selbst in den Kasten gesteckt hatte, damit gehöre ich also auch zur Garde ihrer Kanephoren: Niedermayr, Volker und Konsorten. Die werden ihr in der gleichen Situation wohl ungefähr ebenso abgeschmackte Briefe geschrieben haben.

Am nächsten Morgen brachte ihm Pepi Rosens Antwort ans Bett. Er musterte das Kuvert: nachgemachtes Büttenpapier; eine Schrift, die ihre Ungeübtheit hinter riesigen, dünnen, zurückfliegenden Zügen zu verbergen trachtete. Die breite Klappe des Kuverts war durch zwei aus grünem Papier gestanzte Glücks-Kleeblätter geschlossen. — Der Brief lautete:

München, den 27. 5. 95

Werter Herr Kerkhoven,

Ich habe Ihr Schreiben von gestern dankend erhalten und teile Ihnen mit, daß ich Ihnen durchaus nicht böse bin. Es wird mir immer

eine Freude ſein, mit Ihnen in alter Freundſchaft zu verkehren. Aber was das andre betrifft, ſo dürfen Sie es mir nicht in übel nehmen, daß ich Sie bitte, daß Sie nicht mehr das Geſpräch zwiſchen uns auf derartige Sachen bringen. Sie müſſen nicht glauben, weil ich Schauſpielerin bin. Es gibt auch Ausnahmen! Und was ich Ihnen ſonſt noch unbedachter Weiſe geſagt habe, das beweiſt noch gar nichts!! Man kann trotz und alledem ein anſtändiges Mädchen ſein! Wollen wir all das begraben ſein laſſen und laſſen Sie ſich bald wieder ſehn. Mittags im Café Heck. Die andern haben ſich ſchon gewundert, wo Sie heute waren. Die machen ſich, wenn ich nicht irre, verſchiedne Gedanken. Angenehm ſind ihre Sticheleien nicht!! Darum kommen Sie morgen bitte!! Und ſagen Sie vielleicht, Sie haben Beſuch aus Rußland gehabt.

Verbrennen Sie dieſen Brief gleich!! Ihr Pepi iſt gewiß ſehr neugierig und braucht das ja nicht zu wiſſen.

Mit Gruß!

Roſe Karrar.

Thomas ließ den Brief auf ſeine Bettdecke ſinken. „Was denkt ſich die gute nun dabei?“ ſagte er laut vor ſich hin.

Aber dieſe Überlegungen hielten nicht lange an. Ein warmes Glückgefühl durchſtrömte ihn, und es half nichts, daß er es dumm und ſinnlos ſchelten wollte.

Er war doch wohl ſehr verliebt; mit tauſend kleinen Widerhaken mußte ſich dies Gefühl in ſeinem Herzen

verankert haben, weil die dürftige Gewißheit, Roſen wieder täglich ſehen zu dürfen, in ihm eine ſo kindiſche Freude aufblühen ließ.

Er faßte mit der Hand in ſein Kiſſen und krampfte ſie vor Luſt zuſammen, daß der ganze Arm unter der Muskelanſpannung zitterte. Dann flüſterte er kurze, abgehackte Sätze vor ſich hin.

„Ich bin ſo glücklich!“

„Thomas, du biſt ein Schafskopf! Spricht mit ſich ſelber und iſt glücklich! Über nichts!“

„Liebe ſoll dumm machen.“

„Thomas, alter Eſel!“

„Ich glaub, am Ende möchte ſie geheiratet ſein.“

„O nein, mein Fräulein,“ hier machte er eine graziöſe Verbeugung im Bette, „Sie täuſchen ſich, mein Fräulein.“

„Fein! Heute Mittag ſeh ich ſie.“

„Hol mich der Teufel, ich bin verliebt!“

„Wollen mal ſehen, ob die Duſche das bischen abkühlt!“

Und er ſprang mit einem Satz aus dem Bette und ging ins Badezimmer, wobei er das ſchöne Lied „Menſchen, Menſchen ſan mir alle“ in höchſt unwahrſcheinlichen Tönen vor ſich hin pfiff.

Am Abend dieſes Tages ſaß Thomas wieder im gewohnten Kreiſe im Reſtaurant Hoftheater.

Roſe war zufrieden mit ihm: er hatte es heute mittag und heute abend zuſtande gebracht, unbefangen und heiter zu erſcheinen. Sie behandelte ihn dafür mit beſondrer Freundſchaftlichkeit; das weckte neue Hoffnungen in ihm und ſteigerte ſeine Stimmung.

Als das Lokal ſich von andern Gäſten ſchon ziemlich geleert hatte, wurde Sekt beſtellt; und ſchließlich ſaßen ſie ganz allein in dem weiten, öden Raume, wo nur noch über ihrem Tiſche zwei Gasglühlampen brannten und ihr grünliches Licht vergeblich in den Kampf mit der Finſternis ringsum ſchickten. Überall ſonſt ſtanden die Stühle übereinandergeſtapelt auf den Tiſchen: ein matt ſpiegelndes Liniengewirr.

Das hell beſchienene Tiſchtuch ſah wüſt aus. Volker hatte einen melancholiſchen Rauſch, der ihm beſonders lähmend in die Hände gefahren war. Er hatte mindeſtens fünfmal ſein Glas umgeworfen, und von ſeinem Platze zog ſich ein feuchtgrauer Fleck mit langen Ausläufern über die weiße Leinwand und hauchte den Geruch von abgeſtandnem Sprit aus. Zigarrenaſche, Zigarrettenſtummel, Kügelchen aus Staniol und halbe Semmeln lagen umher. Die Roſée war ſelig betrunken und lachte in einem fort ohne jede Veranlaſſung ihr trocknes und doch ſchmieriges Lachen. Konrad Sieben, der bekannte Dramatiker, der in letzter Zeit viel in dem Kreiſe verkehrte, trank viel und wurde dabei immer eifriger in dem theoretiſchen Vortrage über die Technik des Dramas, den er Volkern hielt. Dieſer fühlte ſich durch die Verſchwendung von ſo viel Klugheit des berühmten Mannes an ſeine Perſon geſchmeichelt, er plierte den Dichter aus blöden Augen an, die er mit Anſtrengung halb offen hielt, und ſtimmte befliſſen zu, wenn Sieben an ſeinen eignen Stücken demonſtrierte, wie ein Drama ſein müſſe, und an denen ſeiner Kollegen, wie es nicht ſein dürfe.

Von Zeit zu Zeit warf der Dichter einen böſen

Bulldoggenblick zu Niedermayrn hinüber, der auf Verlangen der Damen mit halber Stimme Chanſons vortrug und ihn dadurch ſtörte. Dem Maler aber war das durchaus gleichgiltig. Er lag zurückgelehnt auf ſeinem Stuhle, markierte mit den Händen die Gitarrenbegleitung und ſang:

„Voici, Manon, le soleil,
C'est le printemps, c'est l'éveil,
C'est l'Amour, maître des choses . . ."

Thomaſens Luſtigkeit wich langſam einer trübſeligen Stimmung. Er ſaß ſchweigend, den Kopf in die Hand geſtützt. Hinter ſeiner Stirn hob und ſenkte ſich ein dumpfes Gefühl, das er aus den Bummelzeiten der letzten Wochen gut kannte. Das würde auch, wenn er nachher ſchliefe, wach und emſig weiter arbeiten und ſchwellen, um morgen früh beim Erwachen ein wilder, bohrender Schmerz zu ſein. —

Sollte er dieſes Leben weiter führen, ohne ein Ende abzuſehen? Sollte er Abend für Abend in dieſem Kreiſe ſitzen, der ihm nicht behagte, und mehr trinken, als ihm gut war, nur um ſich munter zu erhalten? — Er ſah ſein Selbſtgefühl und ſeine Hoffnungen langſam in dieſem Fuſeldunſt erſticken, er ſah ſeine innre Einſamkeit und Sammlung in dem plätſchernden Gewäſſer dieſer Geſpräche ertrinken. — Und ſeine Kunſt? Er würde wohl auch zu der Schaffensmethode kommen, die Sieben ſich auf dramatiſchem Gebiete zu eigen gemacht hatte. Einen Monat vor Beginn der Sommerausſtellung würde er ſich, wenns gut ginge, daran machen, ſchleunigſt ein Bild zu malen, oder zwei; und

ſonſt würde das ganze Jahr dem ödeſten ſogenannten Amuſement gewidmet ſein.

„C'est l'Amour, maître des choses . . .“

Tonlos flüſterte er dieſen Vers aus Niedermayrs Chanſon vor ſich hin.

Sein Blick haftete grollend und heiß auf Roſen. Hätten die andern darauf geachtet, an dieſem Geſichtsausdruck hätten ſie alle den unglücklichen Liebhaber erkennen müſſen.

Sie ſelber nahm ihm dies Anſtarren nicht übel. Sie ſchien ganz in weiche Stimmung gehüllt zu ſein. — War es der Eindruck des ſchmachtenden Liedes, war es der Wein, war es . . .? — Sie erwiderte Thomaſens Blick mit einem matten, hingebenden Lächeln, und auf dem Grunde ihrer träumeriſch verſchleierten Augen brannte heimlich ein fremder Glanz.

Thomas ging mit der Roſée und Roſen durch die ſchlecht beleuchteten, widerhallenden Straßen der Altſtadt.

„Erſt bringen wir Sie nachhauſe, Roſinerl,“ ſagte er ſchnell.

„Ich kenn euch ſchon,“ drohte ſie neckiſch, mit ſtolpernder Zunge, „ihr wollt mich blos losbringen und nachher zu zweit im Mondſchein ſchwärmen.“

„Ach, Roſinerl,“ lachte Roſe ein bischen gezwungen, „ſchau, es ſcheint ja gar kein Mond. Und du müßteſt einen großen Umweg machen, und für mich liegt die Sendlingerſtraße bereits am Weg.“

„Ja, ja,“ ſagte die Roſée elegiſch, „amüſierts euch nur, ſolang ihr jung ſeid.“

„A geh, Roſinerl! Amüſiern? Der Herr Kerkhoven bringt mich ſchön brav heim, und gar is.“

„E, e, e,“ meckerte die alte Schauſpielerin, „ich kenn eine, die ſich auch amüſiert hat, wie ſie jung war. Sie hieß, wenn ich net irrig bin, Roſine Roſée. — Weshalb ſollen ſich junge Leut net amüſiern? Blos Dummheiten muß man keine machen.“

Von der Sendlingerſtraße bogen Roſe und Thomas nachher ſelbander in eine der engen Seitengaſſen, die zum Viktualienmarkt führen. Ein zitterndes Schweigen webte zwiſchen ihnen, das ſie ſich nicht zu ſtören getrauten.

Auf einmal — er wußte ſelbſt nicht, wie er dazu gekommen war, ſchob er ſeinen Arm unter ihren. Sie wehrte ihm nicht; ein tiefer Seufzer ging durch ihre Lippen. Leiſe und mit ſchüchterner Zärtlichkeit glitt ſeine Hand an ihrem Arme hinauf und wieder herunter. Sie ging mit geſenktem Kopfe, und auf einmal preßte dieſer kühle Arm ſeine Hand an ihren atmenden Körper.

„Roſe!“ flüſterte er leiſe.

„Ja!“ hauchte ſie kaum vernehmbar.

Da zog er ſie an ſich. Sie blieb ſtehen, den Kopf hintüber gebeugt, und hob ihm ihren Mund entgegen.

Es war ein Kuß, von dem ſie ſich nicht trennen konnten.

Und als ſie langſam weiter gingen, ſprach keins von ihnen, aber es war nicht mehr das zitternde Schweigen der Scheu vor dem erſten Worte, nein, ein laſſes, erlöſtes Schweigen: war hier doch alles geſagt!

Die ausgeſtorbnen Stände des Viktualienmarktes glotzten mit offnen Mäulern auf die zwei, die langſam Hand in Hand an ihnen vorbeiſchritten, mit einem Ausdruck auf den Geſichtern, als gingen ſie in die Unendlichkeit hinaus.

Und als ſie vor Roſens Haus in der Reichenbachſtraße unwillkürlich und aus alter Gewohnheit ſtehen blieben, erwachten ſie gleichſam und ſchauten ſtaunend an der öden Faſſade der hohen Mietkaſerne hinauf.

Roſe ſeufzte auf und holte ihren Hausſchlüſſel aus dem Handtäſchchen.

„Sperr auf!“ ſagte ſie und reichte ihn Thomaſen.

Es dauerte eine Zeitlang, bis er damit zuſtande kam. —

Dann gab ſie ihm die Hand und hielt ihm die Lippen hin.

„Gut Nacht!“

Er küßte ſie.

„Roſe! Roſe! Roſe!“

Da waren ſie im dunkeln Flur. Er preßte ſie in ſeine Arme, und ſie ließ ſich, willenlos hingegeben, von ihm halten. Die Haustür fiel langſam zu. Als aber die Zunge des Schloſſes einſchnappte, fuhr Roſe auf. „Nein, nein, nein,“ flüſterte ſie haſtig, „nein, du mußt gehn, geh jetzt, bitte, bitte geh!“

Und als er mit halben, ſinnloſen Worten bat und ſchüchtern ihre Arme berührte, ſchrie ſie es faſt heraus:

„Ich bitte dich, geh!“

Er trat einen halben Schritt zurück und ſenkte böſe den Kopf. Da wiſperte ſie, ſo nah an ſeinem Geſicht, daß ihre Stirnlöckchen es ſtreiften:

„Morgen, Liebſter!“

Das blaue Flämmchen eines Wachskerzchens erglomm und wuchs zu gelbem Schein. Roſe ſchloß die Haustür auf. Er ſah nur ihr Geſicht, die heißen Wangen, über die verwirrte Haarſträhnen hingen, und den ſchwimmenden Glanz der Augen.

Dann noch ein Händedruck, ein ſchneller Kuß ... Er ſtand im blauen Lichte der Dämmerung auf der leeren Straße.

Wohl eine Viertelſtunde ging er vor dem Hauſe auf und nieder, ohne ſich von dem Gefühl ihrer Nähe trennen zu können. Dann aber warf er den Kopf in den Nacken und ſchritt rüſtig aus. Er wollte einen Gang durch den engliſchen Garten machen, bevor er ins Bett ginge.

Leicht und frei war ihm zumute; an Roſen dachte er mit unendlich weichen, warmen Gedanken.

Er verſtand ſeine frühere Stellung zu ihr nicht mehr. War er es denn, der noch geſtern ohne den Schatten eines Zweifels bei ſich feſtgeſtellt hatte: Sowas heiratet man nicht?

„Ich bin glücklich," ſagte er vor ſich hin, und ein Drang, zu jauchzen, ſchwellte ſeine Lippen.

Ja, er wollte ſie herausheben aus der ſtaubigen, dürftigen Umgebung. In Schmutz und Armut war ſie geworden, was ſie war; wie würde ſich ihre ſtarke Natur erſt in den hellen, gelüfteten Stuben des Heims entfalten, das er ihr bereiten wollte!

Sein Entſchluß war gefaßt; er träumte ſich Bild über Bild aus ſeinem künftigen Leben mit ihr.

Er mußte lächeln: was wohl die guten Verwandten in Riga dazu ſagen würden? „Das iſt ..." — „Man

ſoll . . ." — „Man muß . . ." — „Der Zweck der Ehe iſt . . ."

Ach, lieber Gott! Natürlich, heiraten iſt ein Lotterieſpiel. Ob es wohl einen Menſchen gibt, der dieſe Weisheit nicht ſchon mit bedenklichem Kopfſchütteln ausgeſprochen hätte? — Man iſt ja heutzutage auch nicht mehr ſo, daß man heiratet, um verheiratet zu ſein. Man heiratet nicht, weil man möchte, ſondern weil man muß. Und wenn man muß, fragt man auch nach den Folgen nicht . . .

Thomas ſchob alle Gedanken beiſeite, auch ſeine frohen Zukunftshoffnungen, und füllte ſeine Seele ganz mit dem ſchwellenden Brauſen des Augenblicks.

Ein Klingen ſprang in ihm auf, Verſe, eine Strophe von Richard Dehmel, die er jüngſt geleſen hatte; ſie fügte ſich in ſeinem Gedächtnis Wort für Wort zuzuſammen und trat ihm auf die Lippen:

„Erſt wenn der Geiſt von jedem Zweck geneſen
Und nichts mehr wiſſen will als ſeine Triebe,
Dann offenbart ſich dir das weiſe Weſen
Verliebter Torheit: die große Liebe."

Und dieſe Verſe begleiteten ihn lange. Hundertmal ſang der Rhythmus ſeines Blutes ſie dem wachſenden Tage entgegen.

Er ging zwiſchen blühenden Wieſen, in denen Inſeln aus gelben Löwenzahnblüten brannten, wie Stücke der großen Sonne, die befruchtend auf die Erde gefallen wären. Ein tauſendfältiger feiner Regenbogenſchimmer flinkerte auf dem tauigen Graſe. Die grünen Wellen des kleinen Iſararmes jagten Thomaſen nach und holten ihn ein und liefen Hals über Kopf voraus, als gelte

es einen Wettlauf nach dem Glück. Er aber ließ ſie ruhig laufen. Er hatte ſein Glück. In den Bäumen flöteten die Amſelväter ihren brütenden Weibchen helle Lieder, und Thomas verſtand heute die Vogelſprache; auch die Amſeln ſangen:

„Erſt wenn der Geiſt von jedem Zweck geneſen . . .“

Aber bei ihnen hatten die Worte eine leichtere, ſelbſtverſtändlichere Melodie als bei den dummen Menſchen, die keine Flügel haben und Gedanken die ſchwere Menge.

Thomas ſchlief nach ſeinem Morgenſpaziergang bis gegen zwölf und erwachte dann aus einem unſinnigen Traume, deſſen Bilder noch in die erſten wachen Augenblicke groteske Schatten warfen, bis ſich auf einmal das Tagesbewußtſein energiſch aufrichtete und der Flor des Zwiſchenzuſtandes von Schlaf und Wachen zu Boden glitt. — Gottſeidank, das alles hab ich geträumt, und jetzt iſt alles klare Wirklichkeit! — Dieſer erſte Gedanke ſtaunte mit großen Augen in die Mittagſonne. Und wie die Erinnerung lebendiger wurde, verwandelte ſich dies Staunen in ein Leuchten. Es war ja wirklich alles ſo klar geworden und hatte ſich ſo ſchön gewendet, wie er ſichs geſtern noch nicht hätte träumen laſſen.

Nur ſchnell zu Roſen! — Er zog ſich an und lief beinah ins Café Heck.

Aber dort traf er nur Volkern, der, Gramfalten im katzenjämmerlich blaſſen Geſicht, mit der Gabel in einer Portion Iriſh Stew herumſtocherte.

„Grüß Gott," krächzte er heiſer.

„Grüß Gott," entgegnete Thomas zerſtreut und ſetzte ſich.

„Herrgott Sakrament, der richtige Knochenfraß!" fluchte Volker, holte einen langen Knochenſplitter aus ſeinem Munde und legte ihn zu den andern, mit denen der Rand ſeines Tellers garniert war. Thomas beſtellte ſein Eſſen und fragte nachher in gleichgiltigem Tone:

„Wo bleiben denn unſre Damen? Probe?"

„Jawoll!" verneinte Volker ärgerlich. „Die Probe is lang gar. Der Aff, der Niedermayr, war im Theater und hat ſie zum Frühſtück abgeholt. Die freſſen

jetzt was andres wie Iriſh Stew. Mich hat er natürlich net eingladen, der Saukopf! Er mag lieber allein der Hahn im Korbe ſein."

„Bei Niedermayr . . ." ſagte Thomas und runzelte die Stirn. — Nach einem Schweigen knurrte Volker:

„Er wird ſich aber täuſchen!"

„Wer?"

„Der Depp, der Niedermayr."

„Täuſchen?"

„Bei der Roſe erreicht er nix. Die is kalt wie ne Hundeſchnauze."

Thomas lächelte.

„Weil ſie ſich nicht für dich erwärmt?"

Volker ſtopfte rieſige Happen Schlagrahmtorte in ſeinen Mund.

„Sie iſt ein Affenweib," ſagte er, mit vollen Backen mampfend, und ſchrie dann: „Zahlen, Otto!"

Der Kellner kam gelaufen.

„Zahlen, jawohl, Herr Volker. — Macht: Zwanzig —! Eine Mark — eins zwanzig — eins vierunddreißig — Brot?"

„Nein."

„Kein Brot . . . Eins ſiebenunddreißig."

„Otto, machen Sie nicht jeden Tag dieſelben Witze! Alſo eins vierunddreißig. — Schreiben Sies auf."

Der Kellner grinſte.

„Darum ſchreiens gar ſo laut: Zahlen?"

„Sie ſind ein freches Mannsbild."

„O nein, Herr Volker, am Samstag gar nie," verſicherte Otto grinſend und ſauſte mit leiſe ſchlurfenden Schritten an einen andern Tiſch.

„Du, Volker, was iſt denn heute im Theater?“ fragte Thomas.

„Liebelei. Da hab ich wieder die dankbare Rolle von dem unbekannten Herrn, der ſo damiſch brüllt. Gottſeidank komm ich blos im erſten Akt. — Sieht man dich heut Abend im Hoftheaterreſtaurant?“

„Will mal ſehn. Vielleicht. Alſo, grüß Gott!“

Thomas war ſehr verdroſſen. Daß er Roſen nicht getroffen hatte, war ihm eine peinliche Enttäuſchung, und er gab ſich dieſem Gefühle ſo widerſtandlos hin wie ein Kind, dem man ein verheißenes Spielzeug nicht mitgebracht hat. Es half auch nichts, daß er ſich ſelber kindiſch ſchalt; er kam nicht dagegen auf, und ſein ungeberdiges Leiden war beklemmender, als der Schmerz um ein großes Unglück hätte ſein können. Einen wahrhaft komiſchen Zorn empfand er gegen Niedermayrn, der ihm ja doch eigentlich gar nichts getan hatte. Das ging bis zu dem Wunſche, ihn vor ſich und einen Revolver in der Hand zu haben, um ihn über den Haufen knallen zu können. — Als Thomas aber bis dahin gekommen war, fand er ſich ſelber recht lächerlich und legte ſeiner Phantaſie Zügel an. — Ihm wurde klar, daß ſein Zorn auf ein eiferſüchtiges Mißtrauen gegen Roſen zurückging. In dieſem Augenblick, wo er ſich nach ihr ſehnte, ließe ſie ſich ſicherlich auf Tod und Leben die Cour machen. Wenn Niedermayr ihr die Hand küßte, würde ſie ihre Hand beſtimmt länger als nötig in ſeiner ruhen laſſen, und wenn ſie ſie ihm endlich entzöge, würde es mit einem leichten Druck geſchehen, der zu nichts verpflichtete, aber doch Hoffnungen wachzuhalten beſtimmt wäre. Hatte nicht

Roſens Lehrerin in der Lebensweisheit, die dicke Roſine Roſée, es für einen Fundamentalſatz erklärt, eine Schauſpielerin dürfe es mit niemand verderben? Und natürlich erſt recht nicht mit einem Verehrer, der ſo kräftige Hände zum Applaudieren und eine ſolche Freigebigkeit im Spenden von Blumenkörben beſaß, ganz abgeſehen von den eß- und trinkbaren Naturalien, für die die Roſée „ihr Leben ließ", die aber auch Roſe nicht verſchmähte . . .

Auf einmal kam es Thomaſen zum Bewußtſein, wie merkwürdig es wäre, daß er ſo häßlich von der Frau dachte, die er liebte. Und liebte ſie ihn denn nicht? War er nicht noch vor einer Stunde davon überzeugt und glücklich darüber geweſen? Er bemühte ſich, ſeine böſen Gedanken zu verſcheuchen. Aber es gelang ihm nur halb. Was er zu ſich ſagte, klang ſehr zuverſichtlich; aber das leere, bitter ungeduldige Gefühl konnte er nicht aus ſeinem Herzen wegdisputieren.

Wenn er Roſen nur bald hätte ſehen können! Ein Wort von ihr müßte ja wieder einen andern Menſchen aus ihm machen. Zu Niedermayrn gehen wollte er nicht. Und nach Hauſe kommen würde Roſe auch erſt kurz vor Beginn des Theaters; und dann würde die Roſée bei ihr ſein. Und abends nach der Vorſtellung ſäße ſicherlich die ganze Bande beiſammen. Thomas wollte ſich nicht ſo lange quälen und womöglich bis tief in die Nacht warten. Er beſchloß, ihr zu ſchreiben.

Als er zu Hauſe am Schreibtiſche ſaß und die Feder anſetzte, alſo gleichſam zu Roſen zu ſprechen begann, war plötzlich alle Qual verflogen. Diesmal brauchte er nicht erſt lange zu überlegen. Er ſchrieb ſchnell, nur

von Zeit zu Zeit hielt er inne, las die letzten Sätze noch einmal durch und schrieb dann hastig weiter.

Liebe Rose,

ich bin kreuzunglücklich, daß ich Dich heute Mittag nicht getroffen habe. Darüber wirst Du vielleicht lächeln, das macht aber nichts, ich bin einmal so. Ich bin so froh aufgewacht und hatte mich so gefreut, Dich zu sehen, und auf einmal war es nichts. Ich hatte Dir nämlich etwas zu sagen, womit ich nicht bis zum Abend warten kann. Verliebte Leute sind eben ungeduldig. Darum bitte ich Dich, mir gleich, fürs erste schriftlich, zu antworten. Ich schicke diesen Brief durch meinen kleinen Diener in Deine Wohnung. Da er Dich aber sicher nicht zu Hause treffen wird, bitte ich Dich, Deine Antwort auf dem Wege ins Theater am Büfett des Café Heck zu hinterlegen. Da hole ich mir sie dann.

Dieser Brief bezweckt nämlich nicht mehr und nicht weniger als einen formellen Heiratsantrag. Das kommt Dir vielleicht ein bischen überraschend, weil wir uns ja gegenseitig unsre Abneigung gegen die Ehe im speziellen und besondern oft genug mitgeteilt haben. Aber ... Verzeih mir, ich möchte nicht pathetisch werden, aber es ist mir sehr ernst mit dem, was ich schreibe ... Ich kann nicht anders. Wohl bin ich der frohen Zuversicht, daß Du mich ebenso lieb hast, wie ich Dich, und Du wirst finden, daran könnten wir uns genügen lassen. Aber wie die Welt heute nun einmal ist ... Doch wozu die vielen Worte?

Kurz und gut: verheiratet ſein iſt doch etwas andres. Mir ſteht die Bohèmewirtſchaft bis zum Halſe, und Du wirſt ja wohl auch nicht anders denken. Auch die Menſchen, unter denen wir uns bisher bewegt haben, ſind eigentlich keine Geſellſchaft für uns. Nicht, daß ich ſie gehäſſig verurteilte oder ſie nicht mehr grüßen und nie mehr ſehen wollte; aber man muß eine Tür haben, die man vor ihnen verſchließen kann. Und noch ein aufrichtiges Wort, das ich Dir ſagen kann, weil Du es wohl nicht lächerlich finden wirſt. Ich könnte es überhaupt nicht ertragen, wenn es ſo weiter ginge, wie bisher. Ich bin, grob geſagt, einfach zu eiferſüchtig dazu. Natürlich, die alte Praktikerin Roſine wird ja wohl recht darin haben, daß eine Schauſpielerin ſich mit aller Welt gut ſtehen muß. Aber der Menſch kommt ſchließlich vor dem Künſtler. Das Leben übrigens auch vor der Kunſt. Und wie ich dich kenne, wirſt Du ſelber herzlich froh ſein, wenn Du es nicht mehr nötig haſt, vor jedem Eſel Männchen zu machen, hier zu ſchmeicheln und dort zu kokettieren, dem einen ſüßen Blick zu ſchenken und jenem einen verſtohlenen Händedruck, die minderwertigen Späße der Herren Kollegen zu belachen und Dir vom Herrn Direktor den Rücken tätſcheln zu laſſen. Doch ſind das Sachen, von denen ich nicht erſt lange zu reden brauche. Aus der Scherzhaftigkeit, mit der Du mir oft davon geſprochen haſt, habe ich den leiſen Ekel deutlich gemerkt. Ich weiß, daß Du froh ſein wirſt, wenn das alles hinter

Dir liegt. Ein Einwand, den Du machen kannſt und im Moment machen wirſt, iſt: „Aber ich ſoll meine Kunſt aufgeben.“ Wo ich dies ſchreibe, iſt mir, als hörte ich den Ton, in dem Du die Worte „meine Kunſt“ ſagſt. Du ſagſt es nämlich ſo nett: naiv und ernſt und ſiehſt dabei zum Küſſen aus. — Aber giebt man denn ſeine Kunſt auf, wenn man darauf verzichtet, ſie einem verehrlichen Publico vorzuführen? Die heimlichen Künſtler ſind die guten Künſtler. Das iſt nicht blos ſo daher geredet. Wenn die Bedingung Deines Beſitzes für mich wäre, ich müßte auf jede öffentliche Betätigung meiner Kunſt verzichten — glaube mir, ich würde nicht einen Augenblick ſchwanken.

Aber genug des Geredes, liebſte Roſe. Ich überleſe dieſen Brief nicht erſt noch einmal im ganzen, aber ich bin überzeugt, daß er kein Meiſterwerk iſt. Ich bin Maler und habe keine Übung im Schreiben, ſchreibe auch ſonſt faſt niemals Briefe. So werde ich wohl meine richtigen Gedanken ein wenig hölzern zu Papier gebracht und vielleicht das Wichtigſte gar nicht geſagt haben. Mündlich könnte ich vielleicht ... Nein, ganz ehrlich, mündlich wäre es erſt recht nicht gegangen. Redſelig ſein, iſt, wie Du weißt, ſonſt nicht meine Sache. Und bin ichs hier auf dem Papier geworden, ſo ſei deshalb nicht böſe. Und glaube vor allem nicht, ich machte ſo viele Worte, weil ich meiner Sache unſicher wäre. Nein wirklich: ich habe durchaus keine Angſt, daß Du mir „Nein“ ſagen könnteſt.

Aber natürlich bin ich ſehr ungeduldig, Dein Ja ſchwarz auf weiß zu ſehen. Antworte mir alſo unter allen Umſtänden gleich.

Herzlichſt

Thomas.

„Iſt kein Brief für mich abgegeben worden?“ fragte Thomas den Kellner Otto, als der ihm im Vorüberhuſchen die Speiſekarte auf den Tiſch warf.

Otto blieb ſtehen.

„Ich weiß von nix. Vielleicht am Büfóh? Ich will gleich ſchaun.“

Die Büfettmamſell addierte eben eine Zahlenreihe in ihrem Kontobuche herunter. Thomaſen däuchte die Zeit, die ſie dazu brauchte, eine Ewigkeit. Endlich hob ſie ihr gleichgiltiges Geſicht, ſagte etwas und holte einen Brief aus der Geldſchublade. Thomas ſah von weitem, daß das Kuvert mit zwei Glückskleeblättern verſchloſſen war. Otto winkte grinſend, prüfte die Handſchrift der Adreſſe, führte den Brief mit geſpitzten Fingern an die Naſe, ſchnupperte daran und verdrehte ſchwärmeriſch die Augen. Graziös tänzelnd näherte er ſich dann langſam, führte den Brief noch einmal mit dem Armſchwung eines Luſtſpielkellners unter ſeiner Naſe vorbei und händigte ihn Thomaſen aus.

„Ein Liebesbrief, Herr Kerkhoven! Dös ſchmeckt man von draußen.“

„Bringen Sie mir ein Bohnenfleiſch,“ ſagte Thomas kurz.

„Ein Bohnenfleiſch. — Kalbsgulaſch wär auch ſehr zu empfehlen . . .“

„Danke!“

„Na, denn net! Ein Bohnenfleiſch alſo! Was dazu?“

„Nein.“

„Sind ja eh Bohnen dabei. Ein Bohnenfleiſch ohne nix, jawohl! — Lenzi, ein Braunbier fürn Herrn Kerkhoven! Schick dich!“

So ungeduldig und — wenn ers auch vor ſich ſelber nicht wahr haben wollte — voll banger Zweifel Thomas den ganzen Nachmittag geweſen war, jetzt drehte er den Brief zaudernd in den Fingern. Einen Augenblick dachte er ſogar daran, erſt zu eſſen und ihn nachher zu Hauſe zu leſen. Aber dann lachte er ſich ſelber aus und riß das Kuvert auf. Er entfaltete den Bogen mit beiden Händen und mußte ſie feſt aufs Tiſchtuch ſtemmen, damit ſie nicht zitterten. Kaum hatte er den erſten Blick auf die Anrede geworfen, als er ein eigen peinliches Gefühl von Trockenheit in der Kehle bekam. Und er las den Brief langſam, Wort für Wort, als gäbe ihm das eine Galgenfriſt. Da ſtand:

Lieber Herr Kerkhoven!

Ich danke Ihnen für Ihre aufrichtigen Zeilen und möchte Ihnen eben ſo aufrichtig antworten.

Ich weiß ja, Sie ſind ein guter Menſch und werden mir einen unbewachten Augenblick nicht entgelten laſſen. Aber Sie müſſen vergeſſen, was geſtern abend geweſen iſt. Und es iſt ja auch eigentlich nichts geweſen. Nicht wahr, das müſſen Sie doch ſelbſt zugeben? Es kann nun einmal nicht ſein.

Gewiß iſt es richtig, daß mir Ihre ſo ſehr ſympathiſche Perſönlichkeit von allem Anfang an

ſympathiſch geweſen und habe Sie auch im Verkehr ſehr lieb gewonnen. Aber vor einer Heirat muß ich noch ſehr viele andre Dinge bedenken, nicht wahr? Sie ſagen ſehr richtig, daß man auch ein heimlicher Künſtler, wie Sie ſich ausdrücken, ſein kann und daß beim Theater manches unangenehm iſt. Aber ich ſtehe noch am Anfang von meiner Karriere und habe von meinem Talent nicht recht viel hergemacht. Und das iſt der Grund, weshalb ich auf meine Laufbahn noch nicht verzichten kann. Wie geſagt, habe ich Sie recht lieb und Ihr Antrag ehrt mich, wie mich kein andrer ehren würde, möchte aber zuerſt etwas mehr erreichen! Kann mich daher noch nicht binden, ſo ſehr ich bedaure, Sie durch meine Abſage zu kränken. Das können Sie glauben!!

Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit und ſeien Sie nicht traurig! Vielleicht in ein paar Jahren, wenn Sie mich gefragt hätten, dann könnte es anders ſein. Aber ſo wie ich jetzt daſtehe, vom Theater weggehen, da würde ich mir recht blamiert vorkommen. Wenn ich erſt etwas bin, dann iſt es etwas anderes.

Aber bis dahin werden Sie ſchon lange eine andere gefunden haben, die Sie glücklicher machen wird, als ich es in der Lage bin, das weiß ich ſicher!

Lieber Thomas, Du mußt vernünftig ſein, es iſt nicht anders. Schwellenden Knoſpen im Lenz ſind unſre Hoffnungen ähnlich; ſtets wenn die eine verwelkt, ſchließt die andre ſich auf. Täglich ſendet uns die Sonne neue Strahlen, alſo warum

den einen festhalten von gestern, da morgen neue Gluten uns umfließen. — Und so ein Sonnenstrahl läßt sich nicht halten, er huscht flüchtig vorüber.

Verzeihen Sie meine Schrift, jedoch ich habe furchtbare Eile! Seien Sie bestens gegrüßt

Ihre treue Freundin

Rose Karrar.

Na ja, dachte Thomas, mit einem Seufzer, und faltete den Brief mit einer Ruhe zusammen, die ihm selbst wunderlich genug vorkam. — Sogar ihr Stammbuch hat sie für mich beraubt! lächelte er säuerlich in sich hinein. — Er machte sich aus Art und Stil ihres Briefes etwas wie einen Trost: sie beide wären nach Erziehung und Denkweise doch wohl zu verschieden, als daß sie hätten gut zusammen passen können. Und die Betäubung, die wolkig in seinem Gehirn schwankte und das Bewußtsein wohltätig dämpfte, sprach er als eine Art Zufriedenheit darüber an, daß nun alle Zweifel hinter ihm lägen, daß ein Abschluß gefunden wäre und die liebe Seele Ruh hätte. — Es kostete ihm einige Gewalt, sein Essen herunterzuwürgen. Er tat es auch nur, damit der Kellner nicht merke, daß ihm etwas gegen den Strich gegangen war. Aber auf einmal fand er diese Ängstlichkeit höchst albern. Er warf Messer und Gabel hin und rief ärgerlich:

„Zahlen!“

„Zahlen, jawohl!“ Otto kam mit leise schlurfenden Schritten angetänzelt. „Sie habens aber notwendig zum Raddewuh, Herr Kerkhoven. — Eine Mark — eins vierzehn — Brot?“

„Ja.“

„Macht: eins ſiebzehn. — Wenn Sies Giardinetto für die Fräuln Roſée mitzahln müſſen, is die Rechnung größer. So wenig hats noch gar nie gemacht.“

Otto half Thomaſen den Paletot anziehen und fragte dabei mit gedämpfter Stimme:

„Sie, Herr Kerkhoven, der Volker hat bereits achtunddreißig Mark in meinem Büchl ſtehn. Glaubens, ich krieg mein Geld?“

„Ihre Geſchäftsgeheimniſſe intereſſieren mich nicht,“ war die gelangweilte und ungeduldige Antwort.

Und Thomas ging.

Als er vor ſeiner Haustür in der Kaulbachſtraße ſtand, überkam ihn eine heftige Abneigung davor, jetzt hinaufzugehen und den ganzen Abend allein zu ſitzen. Er konnte ſich denken, wie die Stunden ſchleichen und ſeine Gedanken ebenſo langſam und unerbittlich auf das eine Ziel losgehen würden, bis es ganz klar und öde in ihm geworden wäre. Denn jetzt wandelte er noch immer in einer Betäubung, durch die nur eine einzige Empfindung ſtechend fühlbar wurde: die verletzte Eitelkeit.

Er machte eine ſcharfe Wendung auf dem Abſatze und ging wieder nach der Stadt zu.

Im Café Luitpold hoffte er am eheſten Bekannte zu treffen. Richtig ſaßen da auch das Ehepaar Chottak und Penzberger, „das bleichſchenklige Dreieck“, wie Wacker die drei zu nennen pflegte. Amüſant waren die nun freilich nicht. Sie begrüßten Thomaſen einſilbig, aber mit einem gewiſſen erleichterten Aufſeufzen, das

den vierten Mann willkommen hieß und ſich eher von ihm eine Ablenkung zu verſprechen ſchien.

Die ſchöne Theſſa und Penzberger tranken Abſinth. Ihre glimmenden Augen wichen nicht von dem käſebleichen Geſicht des kleinen Radierers, der ſchlaff daſaß, als hinge er nur noch notdürftig in den Gelenken zuſammen. Im übrigen hatte er ſich auf das Genie zurecht gemacht: ſeine früher ſo ſolid geſcheitelten Haare hingen in Franſen in die Stirn, und eine feuerrote Foulardkravatte machte ſeinen Teint faſt grün. Der Doktor Chottak ſah aus, als müſſe er aller Augenblicke ſchweigend ein ſehr ſtachliges Unglück verſchlucken. Er ſpülte fleißig mit Kognak nach; die kleine Karaffe mit den kontrollierenden Reifchen leerte ſich allmählich.

Jawohl, ich bin in der richtigen Geſellſchaft! ſpottete Thomas innerlich über ſich ſelber. Man könnte eine Schauerballade über uns viere dichten, die alle die Liebe unglücklich gemacht hat! — Eine Art wütenden Humors packte ihn, und er wunderte ſich im ſtillen, wie beredt er auf einmal wurde, und wie witzig. Das Dreieck ſtaunte ihn ordentlich an. Wie kam dieſer ſtumpfſinnige Kunſtmalermeiſter auf einmal zu dieſer Menge von giftigen Bonmots?

Thomas trank ſchnell und redete faſt ohne Unterbrechung; aber trotzdem ihm die lachende Bewunderung der andern oberflächlich ſchmeichelte, fühlte er ſich gar nicht wohl. Er wußte ja, daß dieſe Lebhaftigkeit innerliche Aufregung verbarg, und kam ſich bei dem allen beinah hyſteriſch vor, nicht weit von einem Weinkrampf oder von einem ſchweren, ſtumpfſinnigen Rauſche.

Und dann verſtummte er und fühlte ſich auf einmal

fürchterlich müde. Er ſaß mit einem Gefühl von Ohnmacht da, körperlich ſchlaff und ohne Gedanken ... Schließlich raffte er ſeine Energie zuſammen: er ſtand auf und empfahl ſich unvermittelt.

Als er aus dem rauchigen Wirtshaus in die Nachtluft trat, wich die Schläfrigkeit auf einmal von ihm. Er ging langſam nach dem Odeonplatze. Dort machte er halt und ſchaute ſich um. Das Hofgartentor ſtand bleich im Mondlicht neben dem dunkeln Bau der Reſidenz. Zur Rechten lugte durch die Bogenöffnungen der Feldherrnhalle eine eigen verſchwommne Dämmerung hervor, und als Thomas den Kopf mit einer ſchnellen Wendung hob, ſah er die Barocklinien der Theatinerkirche märchenhaft ins Licht dieſer Nacht ragen, aufgelöſt und aller Schwere entbunden. Und ihm war, als zerginge auch in ihm alle Kraft, als müßte er ſich der Weichheit dieſer Nacht ergeben, und müßte ſich von der Sehnſucht tragen laſſen, die ihn ſanft und mächtig hielt. Er ſchaute nach rechts in die Theatinerſtraße hinein, über deren Mitte ein winkliger Zug von blauen Bogenlampen den Weg in die Stadt wies, — zu Roſen, die jetzt wohl lachend im Hoftheaterreſtaurant ſäße. Er fühlte auf einmal eine brennende Sehnſucht nach ihr: hingehen und tun, als ob nichts geſchehen wäre! ...

Schon hatte er ein paar Schritte nach der Stadt zu gemacht, da ſchrie auf einmal etwas in ihm auf; er drehte ſchnell um und ging nach Norden, hinein in die Gasflammenallee der Ludwigſtraße, die ſich ſchnurgerade bis in die Unendlichkeit zu recken ſchien. Aber ſeine

Schritte wurden immer langſamer. Das merkte er zuerſt an dem Widerhall in der leeren Straße. Es klang ganz ſo, als ob da drüben in gleichem Takte mit ihm ein andrer ginge, gleichſam ein zweiter Thomas Kerkhoven, der ihn anſähe und überlegen lächelte.

Und es war, als ob dieſer unſichtbare Zweite ſeinen Trotz wecke: er ging wieder ſchneller und bog bald in die Schönfeldſtraße ein. Vor ſeiner Haustür ſchwankte er noch einen Augenblick, dann aber ſtieg er die drei Treppen ohne Zaudern hinauf, wenn auch ſehr langſam, denn das Steigen wurde ihm ſchwer, als ſei er auf einmal alt geworden. Er atmete haſtig und hatte ein dumpfes Schmerzgefühl in den Kniekehlen.

Thomas ging gleich zu Bett, und merkwürdig: er lag kaum zwiſchen den Laken, als er auch einſchlief. Er hatte nicht einmal die Kerze auf dem Nachttiſch löſchen können. Ein brauner Schmetterling kam durchs Fenſter hereingeflogen und ſurrte um die Flamme, daß ſie zuckte und tanzende Lichter auf Thomaſens blaſſes Geſicht warf ...

Thomaſens Erwachen am nächſten Tage glich dem von geſtern wenig. Er fuhr davon auf, daß ſein kleiner Diener, der im Atelier rein machte, mit dem Teppichbeſen gegen die Schlafzimmertür donnerte. Thomas fühlte ſich noch ſehr müde, und außerdem wehrte ſich ein Inſtinkt in ihm gegen das Erwachen zu einem verdrießlichen Tage; ſo behielt er die Augen geſchloſſen und hoffte, noch einmal einzuduſeln.

Es war vergeblich. Sein Gehirn arbeitete, und die Frucht dieſer Arbeit waren nüchterne, unangenehm klare Morgengedanken.

Mit einem Seufzer richtete Thomas ſich auf und ſtützte ſein Kinn in die Hand. Zu ſchlaff, um ſich weiter zu rühren, blieb er lange in dieſer Stellung; ſeine Augen ſtarrten unbewegt in das Licht dieſer illuſionsloſen Stunde. Immer ärmlicher däuchte ihn dieſe ganze Liebesgeſchichte, immer lächerlicher ſeine eigne Rolle dabei. Und dieſe Stimmung griff weiter, aus dieſem beſondern Fall ins Allgemeine hinaus. Thomas wurde ſich ſelber ein harter Kritiker ohne Liebe. Der Stab ſeines Lebens, ſein heimlicher Hochmut, war zerbrochen. Er ſah ſich ſo klein, als ſtünde er Meilen von ſich entfernt, er fand ſich ſo unendlich gewöhnlich, daß er die Ruhe einer großen Leere in ſeiner Bruſt wachſen fühlte. Und das tat ihm wohl. Was nun werden ſolle? Ach, das wäre eigentlich ſo gleichgiltig! Und ſo unſicher! Wenn dieſe Stimmung in ihm wüchſe, wohin er dann wohl käme? — Wer doch auslöſchen könnte wie eine Kerze ohne Sauerſtoff, von ſelbſt, ohne daß es einen Entſchluß brauchte! ... Aber Thomas war jung, und dieſe Gedanken waren heuchleriſch, ſo

ehrlich er ſich in ſie hineinſtürzte. Verſtohlen, in eine graue Tarnkappe vermummt, trat das Leben wieder an ſein Bett und gab ihm andre Gedanken. Sie waren klein und harmlos und bedeuteten nicht viel, und banden ihn doch mit unzähligen Fädchen an kommende Tage, ſprachen von heute und morgen und meinten heimlich Jahre der Zukunft.

Nur hinaus aus dem allen! ſagte Thomas zu ſich. — Fort aus München! Aber wohin? — Er dachte zuerſt in die Ferne. Die Welt war ja groß und lag vor ihm offen. Viel Schönheit war ihm von früheren Reiſen anheimelnd im Gedächtnis geblieben, und viel Schönheit war ihm noch aufgeſpart. Thomas wunderte ſich plötzlich darüber, warum er eigentlich ſo wenig gereiſt wäre in ſeinem Leben. — Aber auch jetzt hatte er keine Luſt dazu. Er fürchtete ſich vor großen und neuen Eindrücken; er wollte in eine vertraute Gegend, in Einſamkeit und Ruhe. Einen Augenblick dachte er an die Heimat; er ſah plötzlich die graugrüne Oſtſee vor ſich liegen und hatte brennende Sehnſucht nach dem Meere. Aber dann kamen ihm die vielen Bekannten zu Hauſe in den Sinn. Er ſchüttelte langſam den Kopf. — Und deutſche Seebäder . . .! Er ſah das Badeleben vor ſich: entweder Lärm und aufdringliche Eleganz oder Horden von Philiſtern; Strandkorb an Strandkorb, bunte Fähnchen und ſchlechte Blechmuſik. Und Thomas wußte plötzlich, wohin er wollte. Er drückte dreimal auf den Klingelknopf über ſeinem Bette.

Der kleine Diener erſchien, hemdärmlig, eine blaue Schürze vorgebunden.

„Herr Kerkhoven?“

„Pepi, Koffer packen! Wir gehn auf ein paar Wochen nach Holz hinaus.“

„Haut ſchon,“ ſagte Pepi mit vergnügtem Nicken.

„Und ſtell ſchleunigſt Teewaſſer auf.“

„Jawohl, gnä Herr.“

Pepi verſchwand, und aus der Küche klang ſeine Stimme herüber, die ein luſtiges Lied ſang. Die Freude des Jungen weckte etwas wie ein Echo in Thomaſen. Auch er freute ſich, hinauszukommen, zwiſchen grüne Wieſen und unter Bauern. Die letzten Wochen mit ihren Erlebniſſen däuchten ihn auf einmal ferngerückt, als hätte er nachher tagelang in einem Strich geſchlafen. Er freute ſich auf das Dörfchen am Tegernſee, das mit ſeinen ſtattlichen Höfen oberhalb der Straße und abſeits vom Wege der Sommerfriſchler lag. Thomas hatte es im Frühling vor einem Jahre bei einer Fußwanderung entdeckt und dann zwei köſtlich einſame Sommermonate dort verlebt. Sein kleiner Diener war draußen wieder ganz zum Bauernjungen geworden: er hatte gemäht und Heu gemacht und Pferde geſtriegelt und Ställe ausgemiſtet und Kühe gemolken; hinter dem Miniaturdomeſtiken war der Menſch zum Vorſchein gekommen.

Es klopfte an die Schlafzimmertür. Pepi ſtreckte ſein beſorgtes Geſicht herein.

„Aber, gnä Herr, wenn am End gar der Schußmann ſchon vermietet hätt . . .?“

„Er wird ſchon nicht . . .“ war die lächelnde Antwort.

Thomas war abſichtlich in den großen Amerikanerwagen dritter Klaſſe geſtiegen, weil ſo viele Bauern darin ſaßen. Er kannte das Volk des Tegernſeerlandls gut und hatte Sehnſucht, nach allen den Komödianten einmal ganz andre Leute zu ſehen ... Der Zug ſchnaufte gemütlich und klapperte ſeinen ewigen Rhythmus herunter. Thomas ſah durchs Fenſter die Landſchaft vorüberfliegen, bunte Wieſen mit luſtigen Waldſtücken dazwiſchen. Aber die blauen Berge, auf die er zufuhr, ſtanden ruhig und ſchienen nur ab und zu einen Schritt nach rechts oder links zu machen, wenn der Zug mit wichtigem Poltern eine Kurve nahm. — Das Gras ſtand hoch, und die Blumen blühten. Es gab Stellen, die ſo dicht mit weißen Dolden bedeckt waren, daß ſie wie Schaumſtreifen eines brandenden Meeres vorüberflatterten, und dann kamen wieder ſonnengelbe Flecken im weiten Grün, und roſa, und blaue, und Böſchungen, die dicht geſprenkelt waren von rotem Mohn. Auch der Himmel glänzte luſtig geſcheckt in den bayeriſchen Farben.

Die Bauern in ihrer kurzen Wichs oder den langen Trompetenhoſen ſprachen vom Viehhandel und von andern geſchäftlichen Dingen; aber Rede und Gegenrede flog ſo munter hin und her, ſie frozzelten ſich ſo ſchlagfertig, daß Thomas ſich neben dieſen anmutig frohen und intelligenten Kindern eines Landes mit alter Kultur ſo recht wie ein nordiſcher Barbar vorkam. Unwillkürlich zog er Vergleiche zwiſchen ihnen und ſeinem Münchener „Künſtlerkreiſe", und er ſchwankte keinen Augenblick, wem er den Vorzug geben ſollte. Unter dieſen Bauern fühlte er ſich viel eher zu Hauſe, wenn ſie auch eine Sprache redeten, die ihm beinahe fremd war, ſo

daß er ihrer Unterhaltung nur mit Anſtrengung folgen konnte.

Als er in Gmund angekommen war, überließ Thomas die Sorge für das Gepäck ſeinem Pepi. Er ſelbſt ging langſam die Straße nach Kaltenbrunn hinunter. Freudiges Behagen erfüllte ihn beim Anblick der vertrauten Landſchaft. Links der See im Kranze ſeiner Berge, blühendes Röhricht am Ufer ... Rechts gewellte Wieſen, beſtanden mit prächtigen Baumgruppen, umgrenzt von einem dunkeln Waldgürtel. Sonne über allem, nur hie und da der wandernde Schattenfleck einer Wolke auf dem Grün; und das metalliſche Schwirren der Grillen förmlich zu eins verſchmolzen mit der Luft ...

Ein hellblau geſtrichner Leiterwagen kam Thomaſen entgegen. Der ſchwere Rotſchimmel davor ſchritt läſſig und ſeine zottigen Füße dennoch vorſichtig ſetzend, geſenkten Hauptes und mit hängender Unterlippe; das hohe Kummet nickte bei jedem Schritt. Der Bauernknecht, der halb liegend auf dem leeren Wagen ſaß, hatte nur ein offnes Hemd und eine abgeſchabte Lederhoſe an. Seine Beine waren bis übers Knie hinauf nackt und gelbbraun verbrannt, nur die Stelle, wo ſonſt die Wadenſtrümpfe ſaßen, bezeichnete ein breiter heller Streifen. So lag der Mann, ein Bild des Behagens, und ließ ſich von der Sonne beſcheinen. Er nickte Thomaſen ein Grüßgott zu, ohne an ſein verblichnes Hütchen zu rühren, und begann mit der Peitſche kunſtfertig eine Art Liedchen zu knallen.

Ein Seufzer erlöſte ſich aus Thomaſens Bruſt. Die Natur begann ihm ihren weichen Sommerfrieden zu

ſchenken. Die Stadt lag fern; er ging unter einer neuen Sonne ...

Thomas verlebte in Holz ſtille Wochen und arbeitete fleißig; das Schaffen ging ihm gut von der Hand, und die Stunden, wo er im Grünen vor der Staffelei ſaß, waren ſeine beſten. — Der Friede des erſten Tages hatte freilich deſſen Nacht nicht überdauert. Roſe war immer in ſeinen Gedanken. So kritiſch ſein Verſtand ſie ſezierte, auf einmal erhob ſie ſich lebend und blühend vor ſeinem Gefühl. Er rang mit ſich jeden Tag und ſog ſich troſtloſe Kraft aus einem ärmlichen Stolz. Und wußte doch, daß alles Lüge war, was er zu ſich ſagte, wußte, daß alles einſtürzen würde, was er jetzt mit unſichern Händen baute, ſah den Augenblick kommen, wo es ihn forttragen würde, wie der Gießbach einen Strohhalm führt ...

Eines Nachmittags, als Thomas im Grasgarten ſaß und malte, wechſelte plötzlich die Beleuchtung. Er ſchaute auf: hinter der Holzeralpe jagte ein blauſchwarzer Wolkenwall am Himmel herauf.

Der alte Schußmann trat aus der Haustür und ſchaute ſich um.

„Dös gibt ein Wetter!“ ſagte er. „Da derfens ihr Sach gſchwind ins Haus tun, Herr Kerkhoven. Des kommt ſchnell da herobn.“

Die Blätter der Obſtbäume erzitterten mit ahnungsvollen Wiſperſtimmen. Über der Natur lag eine Spannung, die allen hellen Lauten wehrte. Auch Thomaſen faßte ſie. — Er ſammelte ſein Malgerät und trug es

ins Haus. Dann trat er wieder in die Tür. — Fahle Lichter ſprangen in der wachſenden Wolkenwand auf.

„Schauns, wie dös blitzt!“ ſagte der Bauer und machte die Tür zu.

Thomas ging in ſein Zimmer und ſtellte ſich an eins der niedrigen Fenſter.

Staubwirbel kreiſten draußen auf dem Wege empor; in raſchen Stößen pflügte der Wind durch die Kronen der Bäume, die ſich duckten und ihm mit flatternden Blättern nachwinkten. Der See lag leuchtend grün, und der Wallberg ſtand ſeltſam nah und noch in der Sonne. Ein plötzlicher Knall ließ das Haus erzittern. Und die Berge nahmen ihn auf und warfen ihn ſich zu, daß er verhundertfältigt von Wand zu Wand ſprang über den ſchauernd aufbegehrenden Wellen. Erſt ein zweiter Schlag löſte ihn ab und verſchlang ihn; und es war, als verdopple er dadurch ſeine Kraft.

Der Regen brach los und ſchleuderte ſchräg ſeine Glaspfeile, daß ſie, zu tauſend Tropfen zerſplittert, vom Boden zurückprallten. Thomas öffnete das Fenſter. Grell ſchwankendes Licht, Donnergeſang, ſchwellend und ſinkend, das Sauſen des Regens, das leiſe, aber ſcharf vernehmlich auf dem dumpfen Brüllen ſchwamm, und dazu das haſtige, ſpitze Geſchwätz der Waſſerſäule, die aus der vorſpringenden Dachrinne in die zementierte Vertiefung lief und ſie überſchwemmte, daß das Waſſer auf den Weg hinausſprudelte, deſſen Gräben längſt überfüllt waren ... Alle die zügelloſen Töne einten ſich zu einer großen Harmonie, es war gleichſam das Atemholen eines Rieſen darin, der ſeine Feſſeln zerbrochen hat und ruhig daſteht, ſeiner Freiheit bewußt.

Thomas lehnte die Stirn an ſeine Hand; ſeine von innen heraus dunkel leuchtenden Augen waren groß und durſtig. Er ſchlürfte durſtig die Regenluft. In ſeiner Bruſt wuchs ein Klingen, das in den Geſang des Wetters einſtimmte. Tränen einer heißen Andacht wollten in ihm aufſteigen, und von ſeinen Lippen kam es wie ein Stammeln.

An dieſem Abend warf Thomas unten in Gmund einen Brief an Roſen in den Briefkaſten; der war anders als ſeine früheren: frei von der Angſt, ſeine Gefühle zu zeigen. Da gab es keine Phraſen mehr, keine Vernünfteleien, keine gezwungnen Scherze; hier ſchrie ein Menſch nach einem andern, in einer Leidenſchaft, die ohne Bedingungen gab und begehrte.

Ein Abglanz des befreienden Gewitters glühte in dieſem Briefe. In dieſen kurzen Sätzen verſchenkte ſich ein Menſch ohne Vorbehalt. Thomas fühlte, daß einer ſich dem Leben ſchenken müſſe, um es zu gewinnen. Nur die Beſiegten können Sieger werden.

Ruhig ging er durch die Dunkelheit nach Holz zurück. Heute zagte er nicht um Roſens Antwort. — — —

Am nächſten Morgen kam ein Telegramm:

„Ja, hinauskomme ſelbſt vier einundzwanzig. Gruß Roſe.“

Die Minuten krochen für Thomaſen, als er auf dem Bahnhof wartete. Er ging wieder auf die Straße hinaus und ſpähte nach der Waldlücke, aus der der Zug kommen mußte.

Endlich hörte er einen Pfiff, der ſehr fern klang,

weil er von den Wänden der Bäume verſchlungen wurde, und dann wurde das Rattern der Räder vernehmbar; die Bremſen waren angezogen und gaben einen knarrenden Laut. Wie eine Raupe kroch der Zug aus dem Walde und winkte mit ſeinem langen Rauchſchal. Die Bremsblöcke gaben die Räder frei, in beſchleunigter Fahrt ging es die Kurve entlang, die kleine Lokomotive ſchnaufte renommiſtiſch. Drei ſchwindſüchtige Pfiffe, wieder ein Knarren der Bremſen, und Roſens lachendes Geſicht ſchaute unter einem lebhaft violetten Hut, den Thomas noch nicht kannte, nickend aus einem Fenſter. Sie warf einen Handkuß und verſchwand, um gleich wieder auf der Plattform des Wagens zu erſcheinen. Und hinter ihr — Thomas glaubte nicht recht zu ſehen —, aber es war wirklich Volkers krumme Geſtalt, ſein breit lächelndes Komödiantengeſicht ...

Roſe lief auf Thomaſen zu, ſtutzte vor ihm einen Moment — ein wenig ſoubrettenhaft, fand er — und gab ihm einen haſtigen, ſpitzen Kuß auf den Mund. Dann lief ſie zur Tür der Schranke und zeigte dem beluſtigt lächelnden Beamten ihr Billett vor.

Indeſſen war Volker herangekommen; er reichte Thomaſen ſeine lange, blaſſe, nicht ganz ſaubre Hand und ſagte mit Gefühl:

„Herzlichen Glückwunſch. Einem andern hätt ich ſie net gegönnt. Ach ja, was kann ſon armer Teufel wie ich machen? Zuſchaun, wie andre Leut glücklich ſind. Aber dir gönn ich ſie. Wie geſagt, dem Niedermayr hätt ich ſie net gegönnt.“

„Kommt er mit, um mir das zu erzählen?“ dachte Thomas bei ſich.

Roſe hängte ſich an ſeinen Arm.

„Vorwärts marſch!“ lachte ſie, „was denken denn die Leut hier am Bahnhof von uns!“

„Geht nur voraus und ſeid glücklich! Ich komme langſam nach, ich will net ſtören,“ ſagte Volker düſter. Und dann in verändertem Ton: „Ich muß nachher über was wichtiges mit dir reden.“

So gingen ſie die Landſtraße entlang, das Brautpaar voran; in zwanzig Schritten Abſtand folgte Volker. Sein Blick war auf den Boden geheftet, die Zigarre hing ihm im Mundwinkel, die großen Hände baumelten apathiſch aus den zu kurzen Ärmeln. Seine runde Rückenlinie ſprach von mühſam erkämpfter Entſagung.

Thomas hatte ſich das alles ganz anders gedacht. Volker brachte einen Hauch von Stadtluft mit, der nicht hierher paßte. Oder war es Roſens eigne Art, die ſich drückend auf ſeine Stimmung legte? Schließlich aber — Hatte er denn nicht erreicht, worum er lange gerungen hatte? Roſe ging neben ihm und ſtützte ſich auf ſeinen Arm. Er ergriff ihre Hand.

„Endlich!“ ſagte er leiſe.

„Ich bin fei net ſchuld,“ lächelte ſie. „Ja, mein Herr, das hättens ſchon lang haben können.“

„Haſt du mich lieb, Roſe?“

„Dumme Frage!“

„Und haſt doch . . .?“

„Ja, weil du verlangteſt, ich ſoll das Theater aufgeben. Siehſt du, das hätt ich net können . . . Aber jetzt iſt ja alles gut.“

Ein Wolkenſchatten kroch über die Straße. Thomas ſeufzte leiſe.

„Geh zu!“ bat Roſe. „So eiferſüchtig derfſt net ſein. Mit der Kunſt mußt du ſchon teilen. Aber außerdem is einfach alles weg aus der Welt. Blos wir zwei allein.“

„Roſe!“ ſagte er leiſe, und ihm war, als wolle ſeine Bruſt zerſpringen vor ſchmerzlichem Glück.

Thomas hatte von Frau Schußmann Kaffee kochen laſſen. Den tranken ſie ſelbdritt in dem Gartenhäuschen, das eine ſo weite Ausſicht über den See und auf die Berge hatte; und nachher ſaß man ſchweigſam und ohne Behagen. Thomaſens Augen wanderten immer zu dem unbequemen Dritten hinüber, der da düſter und unentrinnbar wie ein Schatten im Sonnenſchein ſaß. Volker mochte fühlen, daß er läſtig war. Er begann unvermittelt zu ſprechen.

„Du, Kerkhoven, ich wüßt was für dich . . .“

„Nämlich!“

„Ja, weißt du, es wird dir zuerſt komiſch vorkommen, aber hör mich zu Ende an . . . Die Sache is nämlich gar net ſo dumm, wies vielleicht ausſchaun mag.“

„Na, ſags ſchon!“

„Du ſollſt Direktor werden!“

„Was ſoll ich?“

„Unſern Kunſtſtall ſollſt du übernehmen.“

„Sonnenſtich?“ erkundigte ſich Thomas teilnehmend.

„Nein, Liebſter, es is gar net ſo dumm, was er vorhat,“ fiel Roſe ein.

Thomas ſah ſie mit einem überraſchten Blick an und zog die Stirn in Falten.

Volker begann eifrig zu werden und geſtikulierte lebhaft.

„Der Bertin iſt gänzlich pleite; jeden Tag könnens ihm die Bude zuwappeln . . .“

„Ja, ſoll mich das ermutigen?“

„Ach was, das Theater is durchaus lebensfähig, und das Publikum geht gern hinein.“

„Warum macht es dann pleite?“

„Haſt du ne Ahnung, was der Bertin für ein Stieſel is! Und dann . . . Er ſcheert ſich ja überhaupt um nix mehr, als daß die Weller gute Rollen kriegt.“

„So eine Perſon!“ entrüſtete ſich Roſe über ihre Konkurrentin, andern zahlt er die Gagen net, aber ihr hat er vorigs Monat ein Schlafzimmer geſchenkt, in Empire. Und, Ferdl, haſt geſtern den neuen goldnen Gürtel geſehn? Den hat ſie auch von ihm! Jetzt, wo der Gerichtsvollzieher immer auf die Einnahme lauert.“

„Na ja,“ meinte Thomas, „aber Bertin iſt doch immerhin Fachmann. Was ſoll ich da erſt mit dem Theater anfangen?“

„Der Fachmann bin ich doch!“ ſagte Volker mit einer Art naiven Erſtaunens.

„Ach ſo! Du willſt Direktor werden, und ich ſoll das Geld hergeben.“

„Nein, durchaus net. Ich mein nämlich, wir müßten, um wirklich was von uns herzumachen, den alten Kunſtſtall net blos ſo pamperlhaft weiterfretten. Was neues müßt man bieten! In ganz Deutſchland ein Geſchrei von uns machen!

„Wie das?“

„Einen neuen Bühnenſtil aufbringen. Du haſt doch immer ſo viel von deinen Ideen über Dekorationen und

Kostüme und Schauspielkunst gesprochen. Jetzt hast du die beste Gelegenheit, das alles zu verwirklichen."

„Aber du hast meine Ideen doch immer für Blödsinn erklärt!"

„Es ist ja wurscht, was man macht. Es muß nur was neues sein."

„Und außerdem gehört dazu doch mehr rein technische Theatererfahrung, als ich habe."

„Wir arbeiten halt zusammen. Für so klug derfst du mich schon halten, daß ich auf deine Absichten eingehen und sie den Herren Trotteln von Kollegen klar machen kann."

„Wie denkst du denn darüber?" wendete sich Thomas an Rosen.

Sie lehnte sich an ihn und sah mit zärtlichen Augen zu ihm auf.

„Das kannst du dir doch denken, daß ich net gern so bald wieder von dir fort möcht."

„Fort!"

„Ja, wenn der Bertin zumacht, müßt ich mir doch ein andres Engagement suchen. Hier in München sind ich ja doch nix. Und wo ich hinkäm, kann kein Mensch wissen. Keinen Namen hab ich leider noch nicht. Wie kann auch eins gegen die Weller aufkommen! Gegen gemeine Intrigen kann unsereins nix machen."

Daran hatte Thomas noch gar nicht gedacht. Er sah Volkers Plan auf einmal in einem neuen, verlockenden Lichte. — Wenn er das Theater übernähme, hinge ja Rose auch nicht mehr von allerlei fremden Leuten ab; er würde auch ihr Berufsleben teilen und nicht täglich verlassen draußen stehen bleiben, wenn sie

auf Stunden untertauchte in die muffige Atmoſphäre, die der Kuliſſenſtaub verdickte.

„Aber zur Übernahme gehört wohl ſehr viel Geld?“ fragte er.

„Kein Schein! Ich hab ſchon mit dem Bertin geredet. Ihm ſteht ja das Waſſer am Halſe. Den Fundus kriegſt du billig, und die Pacht iſt ja lächerlich klein. Schau, da hab ich dir die ganze Gſchicht zuſammengeſtellt.“ Er reichte Thomaſen ſein aufgeſchlagnes Notizbuch. „Ein paar von den Gagen ließen ſich leicht noch reduzieren.“

„Die erſte, der wir den Marſch blaſen, is die Weller,“ ſagte Roſe in dem Vorgefühl befriedigter Rache.

Von den Wochen, die nun folgten, behielt Thomas zeit ſeines Lebens nur ein dumpfes, verworrnes Bild. — Junge Liebe will Stille haben und verlangt den Menſchen ganz. Hier aber kamen tauſend fremde Anſprüche heran, das Leben wurde zu einer Hetzjagd: Thomaſen, der nie Eile gehabt hatte, machte das beinahe krank.

Das Theater war überall: ihm gehörte ſeine Zeit, ihm gehörte ſeine Arbeit; und wenn er glücklich einmal mit Roſen allein war und bei ihr alles vergeſſen wollte, begann ſie vom Theater zu ſprechen. Thomas hatte den ganzen Tag zu tun, und doch war ihm ſein Leben noch nie ſo leer vorgekommen; er hatte ſein Ziel erreicht und ſich Roſen erobert, aber dennoch war er innerlich unzufrieden und wußte nicht, warum.

Lag es an Roſen? Lag es an ihm ſelber? Hatte Roſe ſich ihm nicht ohne Vorbehalt geſchenkt, als es einmal entſchieden war? War ſie nicht lieb und herzlich zu ihm? Suchte ſie nicht, ihm alles recht zu machen?

Es mußte wohl an ihm ſelbſt liegen. Vielleicht war es ein Erbteil von ſeinem Vater, dem Sonderling. Hatte es nicht etwas von einer Ironie des Schickſals, daß auch er eine Schauſpielerin heiraten mußte? Und enthielt der Gedanke an den Vater nicht eine Warnung? Warum konnte er Roſen nicht nehmen, wie ſie war, — und wie er ſie ſchließlich doch auch liebte? — Denn er liebte ſie mit einer peinigenden Atemloſigkeit, mit einer Eiferſucht, die keinem andern auch nur ihr Lächeln gönnte. Und weil ſie das fühlte und wirklich alles vermeiden wollte, was ihm hätte weh tun können, wurde ſie unſicher und verlor die Friſche und Natür-

lichkeit ihres Benehmens. Damit verwundete ſie ihn nun wieder, wie auch mit tauſend andern Kleinigkeiten, die er ſelbſt in helleren Stunden als nichtig erkannte. Aber er kam nicht darüber hinweg; und ob er ſich krankhaft empfindlich und halb verrückt ſchalt, ein Wort, eine Geberde von ihr konnte ihn für Stunden verſtimmen.

Und an allem, was ihn an ihr verletzte, war doch nicht das geringſte überraſchende. Daß ſie auf einer niedrigeren Bildungsſtufe ſtand als er, hatte er ja gewußt und hatte den Gedanken daran wie etwas Lächerliches beiſeite geſchoben. Er hatte niemals einen ſo ungeheuern Reſpekt vor der ſogenannten Bildung gehabt und an Roſen immer ihre unverbogne Natürlichkeit beſonders geliebt. Was wollte er alſo? Ihre allgemein weiblichen Eigenſchaften, — das Weib iſt ja in vielen Dingen „menſchlicher“ als der Mann — die ihm früher zu einer gewiſſen gerührten Beluſtigung gedient hatten: der leidenſchaftliche Ehrgeiz und die Rechthaberei in Kleinigkeiten, die naive Ichſucht, die es nicht verſteht, in perſönlichen Kämpfen abſtrakt zu denken und ſich auch auf den Standpunkt des Gegners zu ſtellen, — eigentlich alles, was ihre Perſönlichkeit und Lebenstüchtigkeit ausmachte, ſtörte ihn.

Und es waren doch meiſtens Eigenſchaften, die er ſonſt durchaus nicht verachtete, ſondern ſchätzte. — Was er bei Roſen vermißte, waren Züge, die bei ihm ſelbſt im Übermaß ausgebildet waren, war die blaſſe Verfeinerung, die er an ſich oft genug beklagt hatte. Mit ſchmerzlicher Ironie geſtand Thomas ſich manchmal, daß er am liebſten das Verhältnis umgekrämpelt und ſich

nach Roſen und ſie nach ſeinem Bilde neu erſchaffen hätte. Dieſe Gefühle waren ſeine ſchwerſte Qual; und er mußte ſie ganz allein tragen, denn Roſen lag das alles fern, ſie wußte ſich ſeine Verſtimmungen nicht zu deuten.

Viel beſſer verſtand ſie ſich auf gröbere, häßlichere Zweifel und Konflikte, die manchmal in ihm wühlten, deren er ſich ſchämte, während ſie ſich nicht einmal darüber wunderte. Es war die ganz gemeine, plumpe Eiferſucht auf ihre Vergangenheit, die zuweilen übermächtig wurde und ihn ſeinen wohlerzognen Geſchmack vergeſſen ließ. — Er wußte ja ſo wenig von ihrem Leben ... Und mochte ſie ihm auch keine irgendwie gravierenden Tatſachen verſchwiegen haben, was war das allein für eine Atmoſphäre, worin ſie gelebt hatte ...! Wie viel ſchmutzige Augen hatten ſie betaſtet? Konnte die innerliche Reinheit in dieſer Umgebung erhalten bleiben? Es war nicht die Geſchichte von ihrem erſten Direktor, was ihn quälte. Damit hatte er ſich abgefunden, oder glaubte es wenigſtens getan zu haben. Es waren alle die tauſend unſagbaren und unwägbaren Kleinigkeiten, die er ahnte, und die ihn oft zu einem Fragen und Forſchen trieben, das ihm gleichzeitig das Herz zuſammenzog vor heimlicher Scham. — Roſe aber fühlte ſich nicht beleidigt dadurch: ſie hatte viele verliebte Männer geſehen, ſie war klug genug, Thomaſen zu begreifen, und hatte ihn ſo gern, daß ſie alles aufbot, ihn zu tröſten. Das verſuchte ſie nicht mit kleinen Lügen und erheuchelter Backfiſchnaivität, ſondern ſie ſprach mit einer ſelbſtverſtändlichen Ruhe von ihren Erfahrungen, die echt naiv war und nicht geheuchelt ſein konnte. —

Wenn Thomas allein war und ſich alles in Ruhe klar machte, mußte er ſchließlich immer alle ſeine Sorgen verlachen und an Roſen mit gerührter Wärme denken. Seine Vernunft, ebenſo wie ſein Gefühl, ſagte ihm, daß ſie ihn wirklich liebte — in ihrer Art. Und war ihre geſunde, einfache Art nicht berechtigter, natürlicher und ſympathiſcher als ſein kompliziertes Sonderlingsweſen?

Aber das waren eben nur Gedanken. Es währte keine Stunde, und ſein innerlicher Hochmut, der ſich ſo gut hinter ſolcher Beſcheidenheit zu verſtecken gewußt hatte, hob wieder ſeinen Kopf, unſichtbar für Thomaſen ſelber, leicht erkennbar für jeden dritten an ſeinen Wirkungen nach außen; und die kränkten die kluge Roſe, ohne daß Thomas den Grund verſtanden hätte.

Endlich war der Tag der ſtandesamtlichen Trauung herangekommen. Thomas, der auch nachher mit Roſen eine Zeitlang in ſeiner alten Wohnung bleiben wollte — in der neuen arbeiteten die Handwerker — ging fertig angezogen im Atelier auf und nieder und wartete auf ſeine Zeugen: Volkern und den neu engagierten erſten Helden und Liebhaber des Sezeſſionstheaters: Auguſt Appeltoft. Roſen wollten ſie nachher bei der Roſée abholen, wo ſie heute übernachtet hatte.

Auguſt erſchien zuerſt.

„Moin!“ begrüßte er Thomaſen und ging zum Rauchtiſch, wo er ſich eine Zigarette holte. „Na, wie fühlſte dich vor der Kataſtrophe?“

„Danke,“ antwortete Thomas kurz und ſtellte ſich an das Atelierfenſter.

„Es muß doch ein komiſches Gefühl ſein. — Verlobt war ich ja ſchon öfter; aber ich hab mich immer noch im richtigen Moment ſeitwärts in die Büſche geſchlagen. — Wo bleibt denn unſer Freund, der Direktöhr? Er iſt ja ſonſt ſo präziſe."

„Ja," entgegnete Thomas, „das iſt etwas, was mich bei Volker wirklich gewundert hat. Ich hatte nämlich deswegen einigermaßen Angſt ... Aber er iſt gar nicht zu erkennen ... Er hält ſeine Bureauſtunden ein, iſt der erſte auf der Probe ..."

„Nee, präzis war er immer ... Er iſt ja eigentlich ne Bureaukratenſeele ..."

„Na, weißt du' ..."

„Ja, ganz beſtimmt. — Blos Rollen wollte er nie lernen. Na, is ein Glück, daß er nich mehr mimt! Als Regiſſeur hat er mich wirklich überraſcht. Na, es is ja ne alte Sache: wer als Schauſpieler zu dumm iſt, iſt als Regiſſeur immer noch klug genug. — Haſt du übrigens ſchon von meinem Krach geſtern auf der Probe mit Sieben gehört?"

„Ja, Roſe ſagte ſo etwas ..."

„Na, ich ſag dir ...! Schade, daß du nicht da warſt. Dem eingebildeten Affen hab ich einmal heimgeleuchtet! — Ich kann keine Verſe ſprechen, ſagt der Kerl zu mir. Na, ich habs ihm geſagt, wie ſeine Verſe ſind! Dieſe Verſe kann man überhaupt nicht ſprechen, hab ich geſagt ... Erſt Verſe machen können! hab ich geſagt."

Draußen klingelte es.

„Das muß Volker ſein." Thomas ſah nach der Uhr. Und richtig trat der Erwartete ein, in ſeiner ganzen

Eleganz! Denn das neue Amt hatte ſein Äußeres ſehr verändert. Er trug jetzt ſtändig einen ſehr langen ſchwarzen Gehrock in etwas mißverſtandnem Biedermeiergeſchmack. Wohl hing auch der infolge der täglichen Benützung ſchon ein wenig ſchief auf den runden Schultern, und die ſeidnen Rabatten ſowie die Gegend der Knopflöcher waren nicht mehr frei von Fettflecken; auch war die hohe, ſchwarze Kravatte ſehr nachläſſig gebunden und ſtand wie ein Kummet von dem grau angehauchten Kragen ab, den ſie verhüllen ſollte — aber trotz dieſer Schönheitsfehler ſah ſein äußerer Menſch gegen früher geradezu glänzend aus. — Sein Weſen war womöglich noch jovialer geworden als ehedem, er tat durchaus nicht ſtolz, ſondern klopfte ſelbſt ſeinen Statiſten auf die Schulter und nannte ſie mit Vorliebe ſeine lieben Kinder. Das hinderte dieſe aber nicht, bald zu bemerken, daß er unter Umſtänden ein ſehr ſtrenger Vater werden konnte. Und zwar kam das immer mit eruptiver Plötzlichkeit zum Vorſchein, wie das bei Leuten zu gehen pflegt, die ihrer ſelbſt und ihrer Autorität nicht recht ſicher ſind.

„Na, Direktöhr!“ begrüßte ihn Auguſt und hielt ihm ſeine Uhr hin. „Fünf Minuten Verſpätung! Was bedeutet das?“

„Ach Kinder, es iſt ja Zeit genug. Übrigens, geliebter Appeltoft, verdanke ich das nur dir ...“

„Natürlich,“ lachte Auguſt, „ſchlechte Sitten verderben gute Beiſpiele.“

„Nein, nein, ganz im Ernſt ...! Ich komm grad vom Sieben ...“

„Und dort, mein Fürſt ...?“

„Ich hab nämlich heut in der Früh einen Brief von ihm bekommen, wegen deiner geſtrigen Gſchicht mit ihm . . .“

„So? — An mich traut er ſich nicht ran . . .“

„Er wollte ſein Stück zurückziehn. Er braucht ſich net ſo behandeln laſſen, ſchrieb er. Er wär Konrad Sieben und abſolut net angwieſen aufs Sezeſſionstheater; die ganze Welt ſtänd ihm offen . . .“

„Jawohl, bis auf die Bühnen, die ſeinen Moſes ſchon abgelehnt haben, wie das hieſige Hoftheater! — Und du, lieber Direktöhr, biſt ihm wirklich auf den Leim gekrochen und biſt gleich hingerannt und haſt ihm gute Worte gegeben?“

„Na ja, warum denn net!“

„Weiter hat er doch gar nichts gewollt!“

„Ja, was hätt ich denn ſonſt tun ſollen? Samstag in acht Tagen ſoll die Premiere ſein, und . . .“

„Glaubſt du denn wirklich, er hätte den Kram zurückgezogen? — Du hätteſt mal ſehen ſollen, wie hübſch der wieder gekommen wäre und gebeten hätte!“

„Is ja möglich . . . Aber ich weiß wirklich net, was die Kampelei für einen Zweck haben ſoll!“

„Ich bin Auguſt Appeltoft und — Schluß! Ich laß mir doch von ſo nem Idioten nichts reinreden.“

Volkers Geſicht verbreiterte ſich in einem jovialen Lächeln, er klopfte Auguſt vorſichtig auf die Schulter und ſagte gutmütig:

„Ja du, mit deinen Primadonnengewohnheiten . . .! Schließlich is das Stück aber doch von ihm.“

„Ja das merkt man. So nen Schmarren wie dieſen Moſes muß es noch nicht gegeben haben! — Es iſt ein

Wahnſinn von euch, damit zu eröffnen. Das Zeug fällt durch! Denkt an mich!“

„Unberufen, unberufen!“ ſagte Volker ſchnell. „Übrigens, was hätten wir ſonſt geben ſollen? — Etwas neues ſollt es ſein; litterariſch ſollt es auch ſein ... Und dann ... Ich finde das Stück gar nicht ſo ſchlecht ... Es hat famoſe Aktſchlüſſe ...“

„Na, und ...?“ fragte Thomas, „hat ſich Sieben denn nun glücklich wieder beruhigt?“

„Da fragt er noch!“ hohnlachte Auguſt.

„Es iſt alles wieder in Ordnung.“ Volkers Miene wurde ſchmelzend, als er ſich jetzt an Auguſt wendete: „Gel, Appeltoft, und du fängſt net wieder Krakeel mit ihm an?“

„Wenn er ...!“

„Ach geh! Ich hab mit ihm ausgemacht, er ſoll dir ſelber gar nix ſagen und ſich mit ſeinen Wünſchen an mich wenden ...“

„Wenn er ſein Maul hält, tu ich ihm auch nichts ... Ich weiß gar nicht, was ſo ein Dichter dritten Ranges eigentlich glaubt, was er iſt!“

Volker lächelte, denn vor einer halben Stunde hatte er von Sieben einen ſehr ähnlichen Satz gehört, in dem Auguſt als kleiner Provinzſchauſpieler bezeichnet worden war.

„Es iſt ſchon ein reizendes Geſchäft, Theaterdirektor zu ſpielen!“ ſagte Thomas. „Für uns wirds jetzt aber höchſte Zeit.“

„Er kanns nich erwarten!“ lachte Auguſt und holte ſeinen Zylinder vom Rauchtiſch.

Thomas und Roſe ſtanden vor dem Standesbeamten. Der Herr Rat, der ſonſt ſo gemütlich münchneriſch geredet und alle Vorbereitungen zu dieſer Trauung rein geſchäftsmäßig behandelt hatte, ſchlug heute plötzlich einen ſalbungsvollen Predigerton an. In geſchwollnem Hochdeutſch wies er das Brautpaar auf die Heiligkeit der Ehe und die gegenſeitigen Pflichten der Gatten hin. Thomas wußte nicht, ob der das immer ſo mache oder nur in dieſem beſonderen Fall etwas Übriges tue, weil es ſich um einen Kunſtmaler und eine Schauſpielerin handelte, die zudem auf die kirchliche Trauung verzichtet hatten. — Jedenfalls däuchte der Ton dieſer Anſprache Thomaſen ſo komiſch, daß er beinahe hell herausgelacht hätte. Auch Auguſt und Volker machten merkwürdig verzwickte Geſichter, während Roſe ergriffen zu ſein ſchien und ernſthaft vor ſich niederſchaute.

Nachher, als der Schreiber das in fürchterlichem Amtsdeutſch abgefaßte „Verehelichungsprotokoll des Thomas Kerkhoven und der Roſa Marmorek, genannt Karrar" herunterleierte, hatte aber auch bei Thomaſen die Lachluſt einer ganz andern Stimmung Platz gemacht. Ihn fror in der abgeſtandnen Luft dieſes leeren Saales, in dem er jetzt vor einer ebenſo leeren Formalität ſtand, deren Inhalt er und Roſe ſich vorausgenommen hatten. — Er mußte an manche Hochzeit denken, bei der er in ſeinen Kinderjahren geweſen war. Was für ein geheimnisvoll feierlicher Hauch allein das Wort: Hochzeit umwittert hatte!

Ihm war öde zu Mute ...

Nach der Trauung gab es ein Frühstück bei Schleich, das auch nicht dazu diente, Thomasens Stimmung aufzuheitern.

Rose hatte es sich nicht nehmen lassen, alle ihre Theaterkollegen einzuladen, die ihre schlechten Zeiten gekannt hatten und jetzt ihr Glück laut bewunderten und ihr im Stillen neideten. Ganz im stillen; denn mit der mächtigen Gattin des neuen Direktors wollte es niemand verderben. Stand doch das Schicksal von Rosens früherer Konkurrentin, der Weller, warnend vor aller Augen! — Es herrschte ein allgemeiner Wettlauf um Rosens Gunst; und auch auf ihre alte Duenna, die Rosée, fiel ein Abglanz ihres Glückes. Die dicke Dame saß stolz da und paßte auf, daß jeder ihr huldige; das belohnte sie dann mit einem schmalzigen Lächeln.

Unter den vielen Schauspielern, die da, vergnügt und über ihre nächste Zukunft beruhigt, mächtig in die guten Speisen einhieben und in langen Schlucken gute Weine tranken, ohne dabei zu vergessen, sich der ganzen Direktion möglichst angenehm zu machen — in diesem Kreise befanden sich nur wenig andre Leute.

Einer davon war Sieben, der sich möglichst weit von August weggesetzt hatte, um dabei vom Regen in die Traufe zu gelangen; denn ihm gegenüber saß Wacker, dem es ein Vergnügen war, den ohnehin nervösen Dichter noch mehr zu reizen, so daß er bald kein Wort mehr sagte.

Noch eine stumme Person saß in dem lärmenden Trubel. Das war der Doktor Chottak, dem vor vierzehn Tagen seine Frau mit Penzbergern durchgegangen war, „nicht ohne seinen Geldschrank um sechstausend Emm

zu erleichtern", wie Volker ſich ausdrückte. Der Doktor hatte auf die Verfolgung der Flüchtigen verzichtet und mit niemand aus dem Kreiſe ein Wort über die Sache geſprochen. Er wollte ſo tun, als wäre nichts paſſiert, und verkehrte nach wie vor täglich mit den Künſtlern. Sein Verſtellungstalent war aber nur gering; und ſo mußte jeder, der ihn anſah, erkennen, daß hier ein im tiefſten getroffner Mann ſaß. Thomas hatte ſeit dem erſten Tage ihrer Bekanntſchaft gefunden, daß er ein Bild des heimlichen Unglücks wäre; und äußerlich hatte ſich daran nicht viel geändert. Es war ſchwer zu ſagen, wo der Zug ſteckte, der aus dieſem gleichgiltigen und langweiligen Menſchen eine beinah unheimliche Perſönlichkeit gemacht hatte, in deren Gegenwart einem beklommen zumute wurde. Für Thomaſen wurden die lärmenden Gefühlsäußerungen ringsum von dem Schweigen des echten Gefühls verſchlungen, das in dieſem kantigen Bauernſchädel bohren mußte, langſam, Zoll für Zoll, aber ſeines Zieles gewiß . . .

Und dabei ſaß der Doktor Chottak und trank vielleicht mehr als ſonſt jemand; aber der Wein rötete ſein Geſicht nicht. Seine Verzweiflung ſchien immer ſchwerer und dumpfer zu werden, er rang ſeine groben Finger ineinander, ohne die Oberarme zu bewegen, und blies noch häufiger als ſonſt ſtoßweiſe in ſeinen Schnurrbart. —

Im übrigen ſtieg die Stimmung mit jeder Stunde. Der Wein erwies ſich wieder einmal als Geiſterbeflügler, freilich aber auch als Zerſtörer von Rückſichten und äußerlich angenommnen Manieren, und vor allem als

Kuppler. Hier und da ſah man ſchon ein Pärchen mit verſchlungnen Armen ſitzen und ſich anſchmachten, blind und taub für alles, was ringsum lärmte und lachte.

Sehr viel ſchöne Menſchlichkeit zu enthüllen, hatte der Wein hier keine Gelegenheit. Thomaſens Gefühl wurde durch tauſend Dinge verletzt.

Roſe, die ſehr angeregt und vergnügt hierin und dorthin lachte und plauderte, ergriff auf einmal mit warmem Druck ſeine Hand und ſagte:

„Na, ſchon wieder einmal verſtimmt? — A geh!“

„Ach nein,“ ſtotterte er, „ich weiß nicht . . .! Die vielen Menſchen . . .! Die Luft iſt ſo ſchlecht . . .“

„Nervöſer Prinz!“ lachte ſie und ſchüttelte ſeine Hand aufmunternd. „Es is ja ſo furchtbar fidel und gemütlich!“

„Es iſt ja auch nichts! Ein bischen Kopfſchmerzen . . .!“ erwiderte er und gab ſich Mühe, ihr zuzulächeln. —

So verlief Thomas Kerkhovens Hochzeitstag . .

Thomas ſtand unter der Bühne in der kleinen Loge des Beleuchtungsinſpektors Huber und ſchärfte dieſem beneidenswerten ruhigen, dicken Manne noch allerhand ein. Auf der Generalprobe hatte mit den Beleuchtungseffekten noch nicht alles geklappt. Huber muſterte gemütlich ſeinen Schaltapparat und nickte nur immer zu dem, was Thomas ſagte; aber dieſer hatte nicht das Gefühl, daß er es ernſt nähme. Er lächelte innerlich wohl über den neuen Beſen, der ſo ſcharf kehren wollte, und dachte ſich: Jeſſas, Jeſſas, hat ders notwendig! Der wird aa no anderſcht, bal er ſich amal auskennt beim Theater! So diffizil bleibt der aa net ...

Thomas fühlte, daß Huber trotz aller Belehrungen unbeirrt in ſeinem alten Schlendrian weiter arbeiten würde.

Er mußte an ſeine endloſen Kämpfe mit dem Theatermaler denken. Sobald der einen Tag ohne Aufſicht hatte ſchalten können, war ſeine Erfahrung mit ihm durchgegangen und hatte Thomaſens Entwürfe verbeſſert: eine glatte Wand in Steinquadern zerlegt, oder einen ſchadhaften Kalkverputz darüber geworfen, durch deſſen Löcher rote Backſteine hervorſchauten. Thomas hatte trotz ſeines Ärgers über den braven Mann lachen müſſen.

Mit dem Theaterſchneider gab es ähnliche Tänze. Und als ſchließlich alles glücklich fertig war, fand Thomas, daß ſämtliche Schauſpieler über dieſe Art von Ausſtattung lächelnd die Köpfe ſchüttelten. Volker machte ein ſehr bedenkliches Geſicht und hätte am liebſten alles noch einmal umarbeiten laſſen, im Sinne des

Dekorationsmalers und des Schneiders, die ihm natürlich die Ohren vollgeblaſen hatten; Roſe zeigte ein wenig mehr Verſtändnis für Thomaſens Abſichten, namentlich, weil ſie fand, daß ihre ſtreng einfachen Koſtüme ſie wundervoll kleideten. Aber ſchwankend wurde auch ſie infolge der heimlichen Mißbilligung der Kollegen. Wo auf der Generalprobe zwei gerade unbeſchäftigte Schauſpieler zuſammen geſtanden hatten, war über die Ausſtattung getuſchelt und gewitzelt worden. Das hatte Thomas wohl gemerkt. Der einzige, der ſeine Abſichten verſtand und direkt in Ausdrücken der Begeiſterung davon ſprach, war Sieben. Das beſchämte Thomaſen ein wenig; denn gerade ihm hatte er nicht viel Verſtändnis zugetraut.

Auf der Bühne traf Thomas Roſen, die im Koſtüm der Recha überraſchend ſchön war. In der Nähe geſehen, gab die grob aufgetragne Schminke ihrem Geſicht etwas Maskenhaftes, aber ihre Augen blitzten lebendig und glücklich erregt. Das Lampenfieber ſtand ihr gut.

„Es wird ſchon gehn!“ nickte ſie Thomaſen zu.

Von einer ägyptiſchen Tempelſäule im Hintergrunde löſte ſich Siebens ſchwarze Geſtalt.

„Bon soir, Monsieur le directeur!“ ſagte er. Der ſcherzhafte Ton klang ziemlich krampfhaft. Sein raſiertes Bauerngeſicht ſtand blaß unter der ſchwarzen Haarbürſte, und die Augen wanderten hin und her. „Na, Monsieur le directeur, was denken Sie?“

„Jedenfalls wünſch ich Ihnen . . .“

„Nee, nee, lieber nicht wünſchen!“

„Na, dann: Hals und Beine!“

„Ja, nicht wahr? Eigentlich ſollte mans doch meinen? Es iſt doch ſo im Ganzen eine gute Sache, was? Und die Ausſtattung! Und dann dieſe fabelhafte Recha!“ Er küßte Roſen die Hand. „Wiſſen Sie, vor wem ich reichliche Angſt habe? Vor dieſem Appeltoft. Sie entſchuldigen, er iſt ja Ihr Vetter, aber . . .“

„Geſchieht Ihnen ganz recht, Maeſtro!“ ertönte Auguſts Stimme plötzlich. Sieben fuhr zuſammen und verſuchte dann ſeinem Moſes mit ſauerſüßer Stimme unter Händereiben und Dienern zu erklären, wie er es gemeint hätte, und daß er ſein Talent durchaus nicht habe anzweifeln wollen.

„Das wäre mir auch wurſcht,“ tröſtete ihn Auguſt. Er bot im Koſtüm des Moſes mit dem langen Vollbart ein ſonderbares Bild, denn in der einen Hand hatte er eine halbgeleerte Champagnerflaſche, in der andern ein Glas.

„Schluck Sekt?“ fragte er Roſen.

„Ach ja, das is vielleicht ganz gut.“

„Schenken Sie mir auch ein Glas,“ bat Sieben.

„Wollen wir es ihm konzedieren?“ fragte Auguſt und ſah die andern zweifelnd an.

„Na, alſo trinken Sie, Maeſtro! Weils gleich iſt! Aber mehr wird nicht hergegeben, ſonſt hab ich mein Quantum nicht.“

„Es iſt vielleicht ganz gut, wenn Sie nicht zu viel trinken,“ meinte Sieben nervös.

„Keene Bange! — Ich bin auf der Bühne noch nie beſoffen geweſen. Und wenn ichs war, hats keine Katze gemerkt. Sie haben ja keene Ahnung, wie blöd das Publikum is!“

„Ein ſchöner Troſt!“ lachte Sieben auf.

„Sein Sie doch froh! Davon lebt ihr Dramatiker ja,“ ſagte Auguſt und goß ſchnell die beiden letzten Gläſer aus der Flaſche hinunter.

„Grad is der Prinz Alfons kommen!“ verkündete Volker, der am Guckloch des Vorhanges ſtand. Auf einmal aber bemerkte er die Sektflaſche und kam auf Auguſt zu: „Na na, du, Appeltoft, was wär denn jetzt dös! Du demoraliſierſt ja mein ganzes Perſonal.“

„Kunſtſtück! Als ob die ſich bei euern Gagen Sekt leiſten könnten!“ meinte Auguſt gelaſſen. Dann wehrte er ab: „Nee, nee, Direktöhr, bedemoraliſier dich ſelber nich! Es iſt nämlich niſcht mehr drin. He, Burgau!“ rief er dem gerade vorbeihuſchenden Inſpizienten zu, nehmen Sie das und verleiben Sie es Ihren Requiſiten ein. Man kann nie wiſſen, ob nicht bald mal ein Stück mit einem Bacchanal drankommt. — Sie, Maeſtro,“ rief er Sieben zu, der ſich über ihn geärgert hatte und wieder im Hintergrunde auf und ab lief, „das wär doch n famoſer Stoff für Sie!“

Aber der aufgeregte Dichter hatte als Antwort nur ein entrüſtetes Schnaufen.

Volker lachte aus vollem Halſe ſein lautes, geübtes Lachen. Er war vielleicht der einzige, der keine Spur von Lampenfieber kannte.

„Was ausverkaufteres gibt es gar net,“ triumphierte er, „meine Zeitungsnotizen haben gewirkt. Und was für Leute drin ſind; bei der Jahreszeit . . .! Das gwappeltſte vom gwappelten! Der Lenbach is herin, und der Stuck, und der Kaulbach, und der Heyſe, und der Halbe, und die ganze Meſchpoche!“

Er ſah nach der Uhr.

„Zeit wirds!“

Dann ſchaute er noch einmal durch das Guckloch hinaus, wendete ſich um und klatſchte in die Hände. Die Schauſpieler, die beim Aufgehen des Vorhangs auf der Bühne zu ſein hatten, ſtrömten herein, der Inſpizient platzte faſt vor Eifer.

„Erſtes Zeichen!“ rief Volker. Thomas eilte in die Direktionsloge. Er hatte ſich gerade geſetzt, als das zweite Zeichen ertönte. Der Zuſchauerraum verdunkelte ſich, der Vorhang glitt hinauf. Da lag ſein ägyptiſcher Marktplatz in hellem Sonnenlichte, belebt von großen Menſchengruppen, die ſchöne, ruhige Farbenflecke bildeten.

Ein allgemeines „Ah!“ ging durch den Zuſchauerraum und verſchlang die erſten Sätze des Stückes. Thomas fühlte ſein Herz klopfen.

Das Publikum ſchien alſo doch nicht ſo borniert zu ſein, wie die Theaterleute. Oder war das nur ein Laut der Befremdung geweſen?

Die Aufnahme des Stückes war zwieſpältig. — Es gab mehrere Male ſtarken Beifall bei offner Szene, in den ſich meiſtens Roſe und Auguſt teilten. Und Thomaſens Anſicht war, daß ſie es beide verdienten, ſo verſchieden ſie ihre Rollen auch auffaßten. Roſe ſpielte ganz modern und ſtattete ihre Recha mit einer Menge ſcharf charakteriſierender Einzelzüge aus, die überraſchten und intereſſierten, freilich aber auch hie und da etwas unvermittelt nebeneinander zu ſtehen ſchienen, wenn man Auguſts Spiel damit verglich. Dieſer zeichnete ſeinen Moſes in einer ſchön geſchwungen aufſteigenden Linie, die ohne

Bruch harmoniſch in ſich ſelber zurücklief. Es war weniger Abſicht in ſeinem Spiel; er war es zufrieden, ſeine Erſcheinung, ſein Organ, ſeine Geſten zur Geltung zu bringen, und bändigte ſein ſtarkes Temperament unter die unbewußten Geſetze eines ſtarken Formgefühls. Und als es dann unwiderſtehlich durchbrach, in der Szene, wo Moſes vom Sinai herunterkommt und, ergrimmt über das Volk, die Tafeln des Geſetzes an einem Felſen zerſchmettert, als der Zorn Moſis ſich in kurzen, grimmigen Worten entlud, da brach ein Beifall los, der das Spiel für eine Minute unterbrach.

Aber obgleich Auguſts plaſtiſche Art mehr im Stile des Stückes — und auch der Dekoration — war als Roſens maleriſche Darſtellungsweiſe, hatte ſie doch noch mehr Erfolg. Einen der ſpontanen Applauſe durfte Thomas übrigens ſich ſelber zuſchreiben. Er begann, als der Vorhang für den dritten Akt aufging und das Volk der Juden am Fuße des Sinai zeigte, wie es auf Moſen harrte. Dies war die Dekoration, von der Thomas ſelbſt am wenigſten hielt, die er ſich ſehr ſchön gedacht, aber mit den Mitteln der Bühne nicht in dem Sinne hatte herſtellen können. Er hatte Konzeſſionen machen müſſen; und gerade hier, wo es ſich um Felspartien und ſo weiter handelte, hatte Herr Bachmaier am meiſten Gelegenheit gehabt, ſeiner Phantaſie die Zügel ſchießen zu laſſen.

Was den Erfolg des Stückes ſelber angeht, ſo hörte man nach den erſten Akten nur ein dünnes Beifallklatſchen.

Nach dem vierten Akte gab es einen Kampf. Ziſcher und Klatſcher hielten ſich die Wage. Und nach dem

letzten Akt war es anfangs ebenſo. Schließlich aber, als vielleicht noch ein Zehntel des Publikums im Zuſchauerraume war, ſiegte der Beifall, der Vorhang erhob ſich noch oft. Auch Thomas ließ ſich nach langem Sträuben auf die Bühne zerren.

Als es endlich ſtill geworden war, trat Sieben auf Thomaſen zu. Mit der Linken hielt er einen mächtigen Lorbeerkranz hoch, den ihm Volker im Namen der Direktion überreicht hatte. Auf ſeiner Stirn ſtanden Schweißtropfen; keine ganze Befriedigung, aber eine Art von Befreiung lag auf ſeinem Geſicht. Er ſchüttelte Thomaſen die Hand und ſagte mit einem beinahe mißtrauiſchen, ſchnell abirrenden Blick:

„Ein ſchwer errungener Sieg!“

Eine Geſellſchaft, die die Hauptdarſteller des Abends, eine Anzahl jüngerer Schriftſteller und ein paar Maler vereinigte, begrüßte Roſen und Thomaſen im Reſtaurant mit großem Hallo. Man hatte mehrere Tiſche zuſammengerückt und ſaß an einer ungemütlich langen ſchmalen Tafel. Für Roſen hatte Sieben einen Platz neben ſich reſerviert. Thomas ſetzte ſich ganz ans andere Ende der Tafel.

Als er gegeſſen hatte, brachte Sieben ihm einen Herrn, der Thomaſen als gänzlich Unbekannter ſchon vorher aufgefallen war. Es war ein langer, magrer, ſtarkknochiger Menſch, der ſich in ſeinem Äußeren ganz auf den Engländer zurecht gemacht hatte. Aus dem bleichen Geſicht ſprang eine große Hakennaſe vor; trotzdem hatte es nichts ſcharfes, weil ſeine andern Formen weichlich geſchwollen und ſchlaff waren.

„Herr Tegtmaier!“ ſtellte Sieben vor, „ein Landsmann von mir, expreß aus Bremen zugereiſt, um die Münchner Kunſt zu retten!“

„Sie geſtatten?“ ſagte Herr Tegtmaier, holte ſich einen Stuhl und zwängte ſich damit zwiſchen Thomaſen und deſſen Vetter ein. „Bruno Tegtmaier!“ ſagte er mit einer haſtigen Verbeugung zu Auguſt und begann dann in ſprudelnder Geſchwindigkeit auf Thomaſen einzuſprechen.

„Lieber Meiſter, ich möchte Ihnen meine Bewunderung ausſprechen. Die Dekorationen und die Koſtüme: tip — top! Eine Leiſtung erſten Ranges und ſehr originell. Bei wem haben Sie das malen laſſen? Intereſſiert mich nämlich. Na ja, wenn ich Ihnen hätte raten können ... Manches hätte ich nun anders gemacht ... Effektvoller, wiſſen Sie! Zum Beiſpiel ...“

„Sie ſind Künſtler?“ unterbrach ihn Thomas.

„Nein, das gerade nicht ... Aber was ähnliches, hahaha. Hab mich auch ſchon darin verſucht. Aber wiſſen Sie denn gar nichts von meinem Plan? Ich bin Bruno Tegtmaier! Nichts davon gehört? — Macht nichts! Werden ſchon noch von mir hören!“

In Thomaſens Kopfe dämmerte etwas. Das wäre wohl der junge norddeutſche Millionär ...

„Ja, ja,“ ſagte er, „ich hab wohl etwas gehört, aber ich war die letzte Zeit ſo beſchäftigt ...“

„Jawohl,“ nickte Tegtmaier fröhlich, „es iſt in München ſchon koloſſal verbreitet. Und dabei habe ich kaum die erſten Vornotizen in die Preſſe lanciert ...“

„Wenn ich recht verſtanden habe, handelt es ſich um irgend etwas Kunſtgewerbliches?“ fragte Thomas.

„Irgend was? Ziemlich viel! — Ich will das deutſche Kunſtgewerbe gründen. Was jetzt ſo hie und da gemacht wird, iſt nichts. Damit iſt koloſſal viel zu machen. Ich war jetzt nämlich fünf Jahre in England. Das iſt eine ganz ſichre Spekulation; da liegen heutzutage die Millionen auf der Straße.“

„Meinen Sie? — In Deutſchland . . .“ ſagte Thomas.

„Grade in Deutſchland!“ verſicherte Tegtmaier.

„Aber wenn Sie fünf Jahre in England geweſen ſind, müſſen Sie doch noch ſehr jung geweſen ſein, als Sie aus Deutſchland fortgingen?“

„Direkt vom Pennal!“

„Ja, ſind Sie denn da mit den deutſchen Verhältniſſen vertraut?“

„Na, wiſſen Sie, das müſſen Sie doch zugeben, wir leben in einer neuen Renaiſſance?“

„Ich merke nicht gerade viel daran . . .“

„Sie könnens mir ruhig glauben! Und wer da zuerſt kommt, ſchöpft den Rahm ab.“

„Was wollen Sie denn eigentlich machen?“

„Alles!“

„Was heißt: alles?“

„Die Kunſt ins Leben einführen, unſer ganzes Leben mit Kunſt durchtränken . . .“

„Ja, wie wollen Sie denn das erreichen?“

„Ich bin ſchon mit einem Haufen Künſtler in Verbindung. Es wird eine Geſellſchaft unter der Firma ‚Deutſches Heim‘ gegründet.“

„So eine Art Fabrik für moderne Möbel?“

„Nicht nur Möbel. Alles! Viele Fabriken, Werk-

stätten, Ateliers ... Kunst nicht mehr über unserm Leben, unser Leben selbst Kunst, wissen Sie!"

„Ein weit ausschauender Plan!" lächelte Thomas.

„Ja, das will ich meinen! Sehr weit sogar! — Und da haben Sie mich eben auf was neues gebracht."

„Ich?"

„Das heißt, ich hab natürlich schon früher daran gedacht. Wir müssen unbedingt auch ein Atelier für künstlerische Dekorationsmalerei haben. Und dafür wären Sie der Mann."

„Ich weiß doch nicht ..."

„Sie sollten sich an unsrer Gesellschaft beteiligen! Sagen wir: blos mit fünfzigtausend Mark!"

„Ich glaube, Sie halten mich für reicher, als ich bin."

„Das ist doch kein Geld!"

„Nein, Herr Tegtmaier, das ist ganz ausgeschlossen. Ich habe eben erst das Theater übernommen ..."

„Aber hier bekämen Sie einen gut dotierten Direktorposten. Die kleine Geldeinlage würde ja nur dazu dienen, Ihre Interessen enger mit dem Unternehmen zu verknüpfen ..."

„Nein, Herr Tegtmaier, auch auf den Direktorposten muß ich verzichten. Das Theater zieht mich schon gerade genug von meinem eigentlichen Berufe ab. Schließlich bin ich doch Maler."

„Ach, Bilder malen ...! Das ist doch eigentlich eine überlebte Sache!"

„Na ...?"

„Ja, aber mir hie und da mit Ihrem Rat an die Hand gehen ... Das können Sie doch?"

„Gewiß. Gelegentlich gern. Ich könnte Ihnen übrigens einen ganz hervorragenden Künſtler empfehlen, der ſich für das Kunſtgewerbe intereſſiert: Karſten Anton Wacker.“

„Ja, den hab ich mir ſchon vorgemerkt, natürlich! Den will ich in dieſen Tagen aufſuchen. — Na ja, und wie iſt es mit der Beteiligung? Es iſt die ſicherſte Kapitalsanlage. Ihr Geld rentiert ſich in drei Jahren mit mindeſtens zwanzig Prozent.“

„Nein, Herr Tegtmaier, es geht wirklich nicht.“

„Na ja ja! Es war blos eine Anfrage. Wir ſprechen ein andermal darüber. Jedenfalls geſtatten Sie mir, Ihre Dekorationen und Koſtüme für meine Zeitſchrift zu photographieren. Ich geb nämlich vom erſten Oktober ab eine kunſtgewerbliche Zeitſchrift heraus, die auch „Deutſches Heim“ heißen ſoll. Übrigens, ſchreiben Sie mir doch zu den Photographieen auch einen Artikel für die erſte Nummer, in dem Sie Ihre Anſichten über neue Theaterkunſt darlegen.“

„Mit Schriftſtellerei hab ich mich noch nie abgegeben.“

„Ach, ſchreiben kann heute jeder. Und wenn Sie wollen, korrigiere ich Ihnen Ihren Artikel ſelber auf den Stil hin.“

Thomas mußte lächeln. Tegtmaier aber fuhr eifrig fort:

„Nein, vier Augen ſehen mehr als zwei. Und ſelbſt die berühmteſten Schriftſteller können manchmal jemand brauchen, der ihnen den Stil ein bischen nachſieht. — Alſo, ich darf auf den Artikel rechnen?“

„Ich will mal ſehn. Ich würde allerdings ganz gerne einmal ... Probieren kann ichs ja ...“

„Alſo, ich rechne darauf. Nicht zu lang! Höchſtens

zehn Großoktavſeiten inkluſive Bilder. Ein ſehr hohes Honorar kann ich allerdings fürs erſte nicht anlegen ... Fünf Mark pro Seite ... Das iſt Ihnen doch recht?"

„Na," meinte Thomas, „viel ſcheint mir das ja nicht zu ſein, aber auf das Honorar kommt es mir hierbei nicht ſo ſehr an!"

„Ja, natürlich, Sie müſſen bedenken, eine wie weite Verbreitung Ihre Anſichten finden ... Sie ſprechen damit zu Europa ... Ich drucke die erſte Nummer in einer Auflage von dreißigtauſend Exemplaren. Alſo ich rechne auf Ihren Artikel. — Wie ſollen wir ihn nennen? Sagen wir ... Ja, das wäre ein ausgezeichneter Titel: Prinzipien einer neudeutſchen Bühnenkunſt! — Nicht wahr?"

„Ich weiß nicht ..." lächelte Thomas, „aber das hat ja noch Zeit."

„Bis erſten September muß ich Ihren Artikel haben! Abgemacht!" ſagte Tegtmaier und erhob ſich. „Und wegen der andern Angelegenheit ſprechen wir noch! — Kann ich Sie in den nächſten Tagen einmal aufſuchen?"

„Bitte ſehr!"

Tegtmaier nahm ſeinen Stuhl, ging damit zu einem der jungen Maler und begann jetzt auf den lebhaft einzureden.

Als Thomas und Roſe aus dem Reſtaurant traten, lag ſchon die Morgenſonne drüben auf den obern Stockwerken. Sieben war heute unermüdlich geweſen und hatte dabei fortwährend mit einer nervöſen Munterkeit geredet, die etwas quälendes für die andern gehabt hatte. Der arme Dichter mochte wohl fühlen, daß

ſeine Illuſionen von einem ſchwer errungnen Siege nicht länger währen würden, als das Gelage dieſer Nacht und der dumpfe Schlaf, den ihm der Rauſch nachher ſchenken würde.

Thomas mußte in der Helligkeit dieſes Sommermorgens zuerſt eine Sekunde die Augen ſchließen, und die friſche Luft wollte ihn ſchier betäuben, nachdem er ſo lange in der dunkeln, rauchigen Wirtsſtube geſeſſen hatte.

Roſe hing ſchwer an ſeinem Arm und ſchien etwas unſicher zu gehen. Auch er ſelber hatte Mühe, ſeine Bewegungen in jedem Augenblick zu beherrſchen, obgleich ſein Zuſtand weit eher einem Katzenjammer als einem Rauſche glich. Dabei waren die Straßen belebt, die kleinen Leute gingen an ihre Arbeit ... Man kam ſich wenig erfreulich vor und ſchämte ſich, weil man ſo bleich, übernächtig und ungewaſchen ausſah. Als ſie aus dem alten Hof in die Maxmilianſtraße kamen, zog gerade eine Abteilung der ſchweren Reiter vorüber. Die Hufe der Pferde praſſelten luſtig, das Lederzeug knarrte, die Sporen klingelten; nickende Pferdeköpfe, Soldaten mit friſchen Geſichtern, die die Nachtwandler lächelnd muſterten, und darüber, im Morgenwind flatternd, luſtig die Fähnchen der Lanzen ... Thomaſens Ekelgefühl verſtärkte ſich bei dieſem Anblick. An der Hauptpoſt nahm er eine Droſchke.

„Na, was haſt du denn? Du machſt ſo ein Geſicht?“ fragte Roſe, als ſie durch die Reſidenzſtraße fuhren.

„Ich bin abgeſpannt,“ erwiderte er kurz.

„Freuſt du dich denn gar nicht über meinen Erfolg, Kleiner?“

„Natürlich freu ich mich.“

„A geh! Sei net ſo grantig!“

„Ich bin müde.“

„Hab ich was getan, was net recht war?“

„Nein, getan haſt du nichts. Aber du warſt heute ſo anders . . . Macht das der Erfolg bei den Leuten . . .?“

„Is es dir net recht, wenn ich mich darüber freu?“

Thomas ſchwieg und lächelte ironiſch in ſich hinein. Sie legte die Hand ſanft auf ſeinen Arm.

„A geh, Kleiner, ſei net fad! Erfolg is Erfolg. Ich bin ja ſo froh! Endlich einmal is man in einer großen Rollen herausgekommen, die einem liegt; endlich hab ich zeigen können, was ich kann! Und, Kleiner, wem dank ich das, wie dir? Alſo verdirb mir die Freud net. Wo wär ich ohne dich? Vielleicht am Stadttheater in Paſſau oder Regensburg. — Alſo geh, ſei gut!“ Sie gab ihm lachend einen Kuß.

Sein Geſicht hatte ſich aufgehellt. Er hielt ihre Hand, und eine Wärme ſtrömte von ihr zu ihm.

Die Kritik in den Neueſten Nachrichten nannte das Stück von Sieben ein ſeltſam ſtilloſes Ragout, das das Publikum kalt gelaſſen hätte. Den Beifall, der ſich auch noch nach den abgelehnten letzten Akten geäußert hätte, dürfe ſich die Darſtellung ganz allein gutſchreiben. Der Dichter müſſe ſich bei den Schauſpielern bedanken, deren leider im übrigen verſchwendete Anſtrengungen dem unglücklichen Machwerk wenigſtens zu einer Art beſtrittnem Achtungserfolg verholfen hätten. Da müſſe in erſter Linie Frau Karrar genannt werden, die aus der löſchpapiernen Schlange Recha eine von warmem

Blut erfüllte, genial geſehene Menſchengeſtalt gemacht und damit den Beweis geliefert hätte, daß hier ein großes Talent ſeit lange unterdrückt worden wäre, und zwar zu Gunſten einer höchſt mittelmäßigen Konkurrentin. Bei den Beziehungen der neuen Direktion zu der jungen Künſtlerin ſei zu hoffen, daß man ſie bald in bedeutenderen Rollen zu ſehen bekommen würde. — Einen großen Anteil am Erfolge habe auch der neue Held des Sezeſſionstheaters, Herr Appeltoft, wenn ſeine Leiſtung auch ein wenig zu ſehr im Rahmen der konventionellen alten Schule geblieben wäre. Sein Engagement könne unter allen Umſtänden begrüßt werden. Was die neuen Dekorationen und Koſtüme betreffe, die mit ſo großem Tamtam im Voraus angekündigt worden wären, ſo überlaſſe der Theaterreferent das Urteil hierüber dem ſtändigen Kunſtberichterſtatter des Blattes. Er könne ſich eines gewiſſen Bedauerns nicht erwehren, wenn er bedenke, wie viel Geld hier ohne Zweck für ein ausſichtsloſes Stück verpulvert wäre. Die prätentiöſe Ausſtattung hätte ferner in einem ſchreienden Mißverhältnis zu der Magerkeit des Stückes geſtanden ... Und was ſo der kleinen Freundlichkeiten noch mehr waren. — Stolterfoot überſchrieb ſeinen Artikel: Ein neuer Dekorationsſtil und machte ein Fragezeichen dahinter. Er begann mit den ſzeniſchen Künſten der alten Griechen und kam in drei Spalten glücklich bis zu Wagner und den Meiningern, um in einer weitern halben Spalte ſein Urteil kurz dahin zu präziſieren, daß er Thomaſens Dekorationen gleichzeitig primitiv und bizarr finde: auf der einen Seite von einer durch keine Sachkenntnis getrübten Naivität der

Bühne gegenüber, auf der andern von einem beinah abstoßenden Raffinement, das die Meininger noch übermeiningere. Daß ein junger russischer Millionär fünfzig- bis sechzigtausend Mark — diese Zahl sei im Foyer genannt worden — für derlei dilettantische Privatvergnügungen ausgebe, sei ja etwas, was ein Millionär sich in Anbetracht seiner Mittel leisten könne. Aber das Herz müsse einem bluten, wenn man bedenke, wieviel echte Talente unterdessen am Hungertuche nagten und vielleicht nicht einmal das Geld hätten, sich Leinwand und Farben zu kaufen ...

Thomas brachte die Zeitung Rosen. Sie las, was da über sie stand, und freute sich sehr.

„Siehst du," rief sie dann, „hab ichs net gsagt? Jetzt hab ich den schwersten Schritt hinter mir. Endlich einmal ein richtiger Erfolg."

„Ich gratuliere dir!" sagte Thomas warm.

„Und was sagt der Stolterfoot über dich?"

„Na, es ist nicht ganz so großartig, wie du prophezeit hast."

Rose überflog den Artikel flüchtig.

„Ach, dieser Stolterfoot ist ein Stiefel!" rief sie. „Aber der Werkenthin ...! Das laß ich mir gefallen. Der versteht was vom Theater. Und wie ers der Weller gegeben hat! Und das, was er vom Stück sagt ... Da, find ich, hat er ganz recht ..."

Thomas seufzte leicht und ironisch.

„Geh, Kleiner," bat Rose auf einmal in ganz verändertem Tone, „mach kein so Gsicht! Wegen dem dummen Stolterfoot ...! Deswegen waren deine Dekorationen doch schön; und wer was versteht, muß

das zugeben. — Dies Ekel, der Stolterfoot! Mit keinem Aug ſchau ich den jetzt mehr an. Er ſoll mich nur noch einmal grüßen! Wer net dankt, bin ich!"

„Ach, nicht grüßen . . .! Was ſoll denn das?"

„Nein, grad net! Und du derfſt ihn auch net grüßen! Nein, das verlang ich von dir! — Und jetzt ſei gut! Sie ſchlang einen Arm um ſeinen Hals und zog ſeinen Kopf tröſtend an ihre Schulter.

Am Abend im Theater ſchnaubte Sieben Thomaſen an: „Einen Teil von den ſchlechten Kritiken verdank ich Ihnen."

„Mir?" fragte Thomas erſtaunt.

„Die Stilloſigkeit, von der Werkenthin ſpricht, iſt doch auf Ihr Konto zu ſetzen. Mein Stück iſt ein ernſtes, ſchlichtes, ſtilles Werk, Ihre Dekorationen ſchreien wie Plakate. Keinerlei Innigkeit, blos lauter Abſicht . . .!"

„Aber Sie hatten früher doch eine ganz andre Meinung davon?"

Dieſen Einwurf überhörte Sieben.

„Sehn Sie, Werkenthin konſtatiert ja ſelbſt ein Mißverhältnis zwiſchen Stück und Dekorationen . . ."

„Nur in etwas andern Ausdrücken als Sie . . ."

„Das iſt ja ganz egal!"

„Sagen Sie, Herr Sieben, unterſchreiben Sie denn alles, was heute in den Neueſten ſteht?"

Der Dichter fauchte, ſetzte zum Sprechen an, ſagte aber nichts, ſondern drehte ſich um und ging auf die andre Seite der Bühne hinüber.

Thomas lächelte leiſe, nicht ohne Bitterkeit, und buchte dies zu den übrigen Erfahrungen dieſer Premiere.

Im erſten Jahre ſeiner Ehe bekam Thomas zwei Briefe von ſeiner Tante Leocadie.

Mit dieſer Tante hatte er alle die Jahre hindurch in gelegentlichem Briefwechſel geſtanden. Das war ganz von ſelbſt gekommen. Die alte Dame, die mit ihren andern Verwandten kaum verkehrte, empfand das Bedürfnis, wenigſtens einem Blutsverwandten Liebe zu erweiſen und ſich mit ihm auszuſprechen. — Und Thomas hatte ſeine Mutter nie gekannt ... Aus dieſen Briefen kam ihm zum erſtenmal etwas von mütterlicher Wärme entgegen. Es war ein troſtreicher Gedanke in ſeinem unruhigen Leben geworden, zu wiſſen, daß daheim in einem heimeligen Häuschen eine alte Frau lebte, die mit guten Gefühlen an ihn dachte, der alles wichtig war, was ſie aus ſeinem Leben erfuhr, und die zudem vielleicht der einzige Menſch war, der feſt an ſein Talent glaubte, trotzdem ſie nur einen Teil ſeiner Bilder aus Photographien kannte, die er eigens für ſie hatte herſtellen laſſen. Tante Leocadie war fleißiger im Briefſchreiben als Thomas und hatte auch mehr Talent dazu. Sie wußte immer allerhand zu erzählen, aus ihrem eigenen ſtillen Leben und von der Familie und Thomaſens früheren Bekannten. Keine Klatſchgeſchichten ... Boshaft waren ihre Berichte ſicherlich nicht, aber ein Hang zur Ironie machte ſich manchmal darin bemerkbar. Die Jahre hatten ſie mild und freundlich gemacht; aber man merkte, daß Tante Leocadie in ihrer Jugend wohl nicht ohne Grund in dem Rufe geſtanden hatte, eine ſpitze Zunge zu haben.

Im übrigen waren ihre Briefe ſehr harmlos und buchten treulich alle rigiſchen Ereigniſſe, von denen

ſie meinte, daß ſie ihren Neffen intereſſieren würden: Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Beerdigungen, und was ſonſt noch geſchah. Daß der Onkel Hofrat inzwiſchen Staatsrat geworden war und zu ſeiner großen Genugtuung den Stanislausorden vierter Klaſſe bekommen hatte, war Thomaſen gleichfalls auf dieſe Weiſe bekannt geworden ...

Es waren meiſtens Sachen, die für ihn keine große Bedeutung hatten und nur durch ihren Zuſammenhang mit den Intereſſen ſeiner Jugendjahre auf ihn wirkten; deshalb konnte er alle die mannigfaltigen Ereigniſſe nicht richtig behalten und ließ ſie in ſeinem Gedächtnis wohl bunt durcheinandertreiben. Es ging daheim vielleicht noch ſo mancher lebend umher, den er für längſt begraben hielt, und mancher andre mochte ſeit Jahren tot ſein und er dachte an ihn noch immer als an einen luſtigen Kameraden, der vor Kraft ſtrotze.

Wenn er ſich das gelegentlich einmal klar machte, überfiel ihn eine ganz ſonderbare Empfindung von Landfremdheit und Wurzelloſigkeit. Und er mußte ſich gleichſam erſt beſinnen, um zu wiſſen, daß er hier in München zu Hauſe wäre, daß er hier ſein Heim und, in Roſen, ſeine Familie hätte. —

Thomas beantwortete vielleicht nur jeden zweiten oder dritten Brief ſeiner Tante. Er wußte ihr nie viel von Tatſachen zu berichten; denn einmal hatte er ſelbſt das Gefühl, als ob er alle die Jahre bis zur erſten Begegnung mit Roſen nichts erlebt hätte, und zweitens erſchien ihm das, was er hätte erzählen können, für die Ohren einer alten Dame aus Riga kaum geeignet.

Dafür ſchüttete er vor Tante Leocadie von Zeit zu Zeit ſein Herz aus und ließ ſie in die Träume und Hoffnungen, die er hegte, hineinſehen. Beſonders liebte er das in Zeiten zu tun, wo er ſich mutlos und gedrückt fühlte. Es war, als wolle er ſich ſelber Vertrauen einflößen, wenn er zu der alten Dame ſo zuverſichtlich — vielleicht ein wenig renommiſtiſch — von ſeinen Ausſichten und den Hoffnungen ſeines Talents ſprach. Seit er verheiratet war, hatte er ihr überhaupt nicht mehr geſchrieben; nur gleich im Anfang einmal ein paar Zeilen, die ihr von dem großen Wendepunkt in ſeinem Leben berichtet hatten.

Und nun — es war an einem Februarmorgen, der Föhn rüttelte an dem Blech des Daches, daß es hart und trocken lärmte, und das Schneewaſſer rieſelte eintönig von den Dächern, — da brachte ihm der kleine Diener einen Brief aus Rußland ins Atelier.

Thomas las:

Bilderlingshof, 3./15. Febr. 1896

Lieber Thomas!

Heute habe ich eine recht traurige Veranlaſſung, Dir zu ſchreiben. Aber ich will es doch gleich tun, denn es handelt ſich um jemand, den Du, wie ich glaube, einmal ſehr gern gehabt haſt. Ich kann mich ja täuſchen, glaube es aber nicht. Sonſt habe ich Dir immer ſo viel Sachen geſchrieben, von welchen ich gar nicht wußte, ob ſie Dich intereſſieren. Die Briefe Deiner alten Tante haben Dich wohl manchmal recht ennuyiert. Und heute, wo es einmal ein wirkliches Ereignis iſt,

muß es ſo etwas Trauriges ſein. Die arme Annemarie!

Aber ich will alles von Anfang an erzählen, ſonſt verſtehſt du die ganze Geſchichte gar nicht. Siehſt Du, Annemarie hat ſich vielleicht auch manches zu Schulden kommen laſſen, aber zu bedauern bleibt ſie doch immer, und man muß wiſſen, was ſie für ein ſchweres Leben gehabt hat. Woldemar Bökh war ja ein ſchrecklicher Menſch. Ich weiß nicht, ob du ihn noch gekannt haſt. Er hat ſchon, als er noch Bräutigam war, ſo getrunken; und das hat mit den Jahren nur immer zugenommen, ſtatt daß er ſich als verheirateter Mann gebeſſert hätte. Und denk Dir nur: die arme Annemarie immer ganz allein da draußen auf dem Lande in Neuhof! Denn oft war ſie wochenlang allein, und er ſchmorte in Riga herum. Und wenn er zu Hauſe war, war es noch ſchlimmer. Ich will Dir gar nicht erzählen, was Annemarie mir alles vorgeklagt hat, wenn ſie mal eingekommen war und mich beſucht hat. Und ſie wollte ſich ſchon oft ſcheiden laſſen, aber Du kennſt ja ihre Eltern. Linchen iſt ja eine gute Seele, aber mit Verſtand hat ſie der liebe Gott nicht geſegnet, und was Albert ſagt, iſt für ſie das Evangelium. Und Albert kennſt Du ja. Es iſt merkwürdig, er iſt von Natur doch gar nicht ſo unbegabt, aber von einer Verranntheit, welche man ſchon Borniertheit nennen kann.

Er hat zu Annemarie geſagt, ſie darf ſich nicht ſcheiden laſſen, ſie muß aushalten, es wird wohl

nicht so schlimm sein, dulden ist mal das Los der Frauen, die christliche Ehe ist ein unauflösliches Band, und er zieht seine Hand von ihr ab, wenn sie es tut, und sie ist dann nicht mehr seine Tochter, und was dergleichen dumme und unchristliche Redensarten mehr waren. Für ihn ist eine geschiedene Frau ja eine Gefallene, und man muß sich schämen, mit ihr verwandt zu sein. Das habe ich früher an mir selbst erfahren. Und so ist er vielleicht am meisten schuld von allen. Denn wenn Annemarie sich hätte scheiden lassen, so wäre dies alles nicht passiert.

Aber ich habe jetzt schon die dritte Seite vollgeschrieben und komme nicht zur Sache. Nämlich die traurige Geschichte verhält sich so: Woldemar Bökh hat sich zuletzt gar nicht mehr um die Landwirtschaft gekümmert und hat vor einem Jahre als Verwalter Magnus Schlaar angestellt. Sein Vater war der Ernst Schlaar, der die jetzige Bassermannsche Spritfabrik hatte und dann seinerzeit Bankerott machte und sich nachher aufs Trinken verlegte und nach Rothenberg kam und im Delirium starb. Aber mir fällt eben ein, daß Du den Magnus Schlaar wohl kennst. War er nicht ein Schulkamerad von Dir? Jedenfalls wirst Du davon gehört haben, daß er seinerzeit das Pistolenduell mit dem Consul Bondelius gehabt hat, bei welchem derselbe sein Bein verlor.

Also, ob nun zwischen diesem Schlaar und Annemarie irgendwelche unerlaubte Beziehungen bestanden haben, oder nicht, davon will ich nichts

ſagen. Das ſind die Geheimniſſe von Annemarie, und ſie hat mich noch nicht in ihr Vertrauen gezogen. Jedenfalls aber ſcheint Woldemar Bökh dieſe Meinung gehabt zu haben; und die Dienſtboten haben es auch behauptet, aber was auf Dienſtbotengeſchwätz zu geben iſt, das weiß man ja.

Kurz und gut, am vorigen Sonnabend, wie Waldemar Bökh eben erſt von Riga nach Hauſe gekommen war, haben er und Annemarie und Magnus Schlaar zuſammen Mittag gegeſſen, und wie es eigentlich gekommen iſt, weiß ja niemand, und von Annemarie habe ich auch nichts darüber erfahren können. Es muß einen Streit zwiſchen den beiden Männern gegeben haben, und Magnus Schlaar hat Woldemar Bökh mit einer vollen Rotweinflaſche auf den Kopf geſchlagen, daß er ohne ein Wort hingeſtürzt iſt. Und dann iſt der Diener hereingekommen und hat noch Knechte gerufen, und ſie haben Magnus Schlaar gebunden. Und dann iſt nach dem Doktor geſchickt worden, und nach der Polizei. Und die hat alle Leute im Hauſe verhört. Und dann, denk Dir nur, haben ſie auch Annemarie verhaftet und ſie mit Magnus Schlaar nach Riga in den Arreſt transportiert. Und Woldemar Bökh iſt noch dieſelbe Nacht geſtorben, ohne daß er noch einmal zum Bewußtſein gekommen iſt.

Du kannſt Dir denken, wie mir zumute war, als ich das hörte. Meine alte Schulfreundin Alwine Kögel — Du mußt ſie ja kennen — die kam expreß herausgefahren und erzählte es mir.

Sie ist ja im Krögerschen Stift, und der Vorsteher vom Stift, der alte Probst emeritus Ziegler, ist ja dafür bekannt, daß er alles immer zuerst weiß. Er hat ja sonst auch nicht viel zu tun, und so erfahren die Stiftsdamen immer gleich alle Neuigkeiten.

Nun, Du kannst Dir denken, daß ich gleich mit dem nächsten Zuge eingefahren bin, um mich zu erkundigen. Gott, schließlich ist der arme Albert auch zu bedauern. So einen geschlagenen Menschen habe ich noch nie gesehen. Leider machte er sich dadurch Luft, daß er schreckliche Sachen über Annemarie sagte. Und da nahm ich mir auch kein Blatt vor den Mund, ich sagte ihm, daß noch gar nichts bewiesen ist, und warum er seiner eigenen Tochter gleich das allerschlimmste zutraut, es kann doch sein, daß sie ganz unschuldig in diese schreckliche Geschichte hineingekommen ist. Da sagte er, das ist ganz einerlei; daß seine Tochter eine Arrestantin ist, ist eine Schande für die Familie, die er nicht verzeihen kann. Da habe ich ihm aber auch gesagt, er soll sich nicht versündigen, und wenn er damals die Partie mit dem Woldemar Bökh nicht zusammengebracht hätte, oder wenigstens nachher zugegeben hätte, daß sie sich scheiden ließ, so wäre das alles nicht passiert. Aber er hat nichts eingesehen. Glaubst Du, das Gewissen hat ihm geschlagen? Nein, er war überzeugt, daß er richtig gehandelt hat. Da habe ich mir gedacht, er ist eben borniert. Und wenn er das nicht wäre, könnte der liebe Gott ihm ja

gar nicht verzeihen. Und denk Dir, die arme Linchen, die ganz vor den Kopf geſchlagen war, hat er ſo ausgepocht und hat geſagt, das muß Annemarie von der Kuſnetzkyſchen Seite geerbt haben, von der Kerkhovenſchen Seite kann ſie dieſe plebejiſchen Inſtinkte nicht haben. Und über die Jungens habe ich mich auch recht geärgert. Sie waren alle drei da, und Harry und Burchard haben ſich recht wenig brüderlich geäußert. Joachim war nicht ſo ſchroff wie die andern, aber ich habe doch gefunden, daß er lauter konfuſes dummes Zeug geredet hat. Es kam beinahe ſo heraus, als ob er gefunden hätte, daß Annemarie ganz recht hat, wenn ſie mit Magnus Schlaar unerlaubte Beziehungen gehabt hat. Von Recht auf Glück und dergleichen hat er geſprochen. Ich glaube, das muß aus irgend einem Buche ſein, was er nicht recht verſtanden hat. Vielleicht kommt das auch von ſeiner Braut. Du weißt doch, daß er mit der Tochter von dem dwatſchen Doktor Tannenberg verlobt iſt. Und die Tochter ſoll auch bischen überſpannt ſein. Ich habe mich recht über den Jungen geärgert, er iſt doch noch ein richtiger Dojahn. Und ſo einer predigt jeden Sonntag in der Kirche das Evangelium.

Und Du kannſt Dir ja denken, daß Albert und die Brüder das auch nicht ruhig mit anhörten, und dann gerieten Harry und Burchard aneinander, und es gab wieder mal die Kerkhovenſche Familienkabbelei. Denk Dir, in ſo einem

Augenblick! Ja, ja, die Menſchen bleiben immer gleich!

Aber daß zwiſchen Annemarie und Magnus Schlaar etwas unerlaubtes geweſen ſein muß, das ſchienen ſie alle für ſelbſtverſtändlich zu halten! Als ob man auf irgend ein Dienſtbotengeſchwätz gleich alles ſchlechte von ſeinen Mitmenſchen glauben muß! Und noch dazu von der eigenen Schweſter oder Tochter. Ich habe dann gemacht, daß ich fortgekommen bin, und bin dann gleich in das Gefängnis gefahren. Aber ich durfte Annemarie nicht ſehen. Der Direktor vom Gefängnis hat mir aber geſagt, ich kann ihr ſchreiben, und die Sache ſteht gut für ſie, und ſie wird wohl in den nächſten Tagen entlaſſen.

Ich kann Dir ſagen, ich war froh, wie ich wieder bei meiner Lene zu Hauſe war. Das arme lettiſche Dienſtmädchen denkt wirklich chriſtlicher über die ſchreckliche Geſchichte als die leiblichen Verwandten. Sie hat geweint und hat mir geſagt, ich ſoll nur ja gleich an ſie ſchreiben, daß ſie bei uns wohnen kann, wenn ſie aus dem Arreſt kommt. Denn Albert hat ja geſagt, ſie darf nicht mehr in ſein Haus.

Und das habe ich natürlich gleich getan. Und heute habe ich nun Annemarie abgeholt. Sie muß ſchwere Tage hinter ſich haben und ſieht furchtbar elend aus. Jetzt liegt ſie im blauen Zimmer im Bett, die Tür ſteht offen. Ich glaube, ſie ſchläft jetzt ein bischen. Ich habe mit ihr natürlich noch gar nicht viel geſprochen. Sie hat wahrhaftig

Ruhe nötig. Ich habe Albert, der gleich herausgekommen war, auch ganz einfach nicht zu ihr gelaſſen. Er wollte durchaus, ſie ſoll ſofort weg aus unſeren Provinzen; aber das geht ſchon deshalb nicht, weil der Direktor geſagt hat, ſie muß in der Nähe bleiben, bis der Prozeß gegen Magnus Schlaar entſchieden iſt.

Jetzt will ich ſchließen, die Lampe fängt ſchon an, auszugehen. Das iſt ein langer Brief geworden. Du wirſt es Deiner alten Tante ſchon verzeihen, wenn das Deutſch in demſelben nicht ſehr ſchön iſt. Aber ich kann es jetzt nicht noch einmal durchſehen. Und ich will ihn gleich zumachen, daß Lene ihn gleich morgen früh dem Briefträger mitgeben kann. Du wirſt ja auch geſpannt ſein auf Nachricht. Ich glaube doch, daß auch in den ausländiſchen Zeitungen etwas von dieſer ſchrecklichen Geſchichte ſtehen wird. In der Zeitung für Stadt und Land war ein langer Artikel drin. Der arme Albert iſt doch auch wieder zu bedauern, er wird ſicher ganz verzweifelt darüber geweſen ſein.

Nun will ich aber wirklich aufhören. Hoffentlich geht es Dir recht gut und Du biſt glücklich in Deinem jungen Hausſtand. Schicke mir doch mal ein Bild von Deiner lieben Frau, welche ich unbekannter Weiſe herzlich grüße. Haſt Du Dich nicht auch wieder mal abnehmen laſſen? Wie geht es denn mit Deinem Theater, was Du Dir gekauft haſt? Ich weiß nicht, dieſe Geſchichte macht mir etwas Sorgen, weil Du doch in dieſen

Sachen kein Fachmann biſt. Aber Deine liebe Frau wird Dir ſchon helfen.

Mit herzlichen Grüßen

Tante Leocadie.

P. S. Schreibe mir doch auch einmal wieder. Wenn ich etwas Neues in der Sache erfahre, teile ich es Dir mit. Tante.

Thomas hatte den Brief Wort für Wort geleſen, ohne eine der Stellen zu überſpringen, wo Tante Leocadie von der Hauptſache abgewichen war. Er faltete die Blätter ordentlich zuſammen und ſteckte ſie wieder ins Kuvert. Seine Augen ſahen durch das große Fenſter lange in den mattblauen Himmel hinaus, auf deſſen Fläche ſchnelle Wolken vorüberzogen, die merkwürdig nah erſchienen. Ein eignes, ſtumpfes Gefühl laſtete in ſeiner Bruſt, und ſeine müden Gedanken trachteten, es langſam zu zergliedern. Erſchüttert hatte ihn der Brief nicht, das mußte er ſich geſtehen. Was er empfand, war eher eine gewiſſe betäubte Verwunderung, — eine Verwunderung nicht nur über Annemariens Schickſal, ſondern auch über ſein Leben und das Leben überhaupt. Er wußte wohl, daß in dieſem Briefe Tatſachen ſtanden, und er zweifelte ja auch gar nicht daran; aber für ſein Gefühl hatte dies alles keine Wirklichkeit, er ſah es, wie man Bilder eines Traumes nach dem Erwachen ſieht. Und traumhaft däuchte ihn alles, was ihm ſelber ſeit der Stunde geſchehen war, wo er Annemarien zum letzten Male geſehen hatte, auf dem flachen Dach ſeines Vaterhauſes; traumhafte Fäden ſah er von jener Stunde bis zu Magnus Schlaars hitziger Tat führen.

Wenn einer ſich in ein gutes Buch verſenkt hat und mit den Menſchen des Dichters gefühlt und gelebt hat, ſo muß er ſich, wenn das letzte Blatt umgewendet iſt, erſt einen Ruck geben, um zu erkennen, daß das alles erdachte Geſchichten ſind, die ihn nichts angehen, und um die er ſich nicht zu bangen braucht. Und doch bleibt ihm den ganzen Tag ein Gefühl von Ausgebranntheit im Innern; denn er hat einen tieferen Blick ins Leben getan, als wenn er deſſen bunte Wirklichkeit ſelbſt angeſchaut hätte. Der Anblick des Lebens kann ergötzen, die Erkenntnis des Lebens hinterläßt eine trauernde, fragende Leere ...

Auch Thomas mußte ſich gewaltſam einen Ruck geben. Er zwang ſich zu ruhigem, teilnehmendem Nachdenken. Er fragte ſich, ob es nicht richtig wäre, Annemarien ein paar gute Zeilen zu ſchreiben. — Aber was ſollte er ihr ſagen, ohne davon zu ſprechen, was ſie einſt verbunden hatte? Er überlegte ſich den Wortlaut eines ſolchen Briefes ... Nein, wenn er ihn noch ſo allgemein abfaßte, zwiſchen ihm und Annemarien war keine Unbefangenheit möglich. Er müßte beim Schreiben immer denken: Kann ſie darin nicht einen leiſen Vorwurf ſpüren, weil ſie mir damals nicht gefolgt iſt, ein etwas hämiſches: „Das kommt davon!“?

Und Thomas beſchloß, ihr nur durch Tante Leocadie ſeine herzliche Teilnahme ausrichten zu laſſen. Doch waren alle dieſe nüchternen Überlegungen und alles, was er ſonſt noch an dieſem Tage tat, nur flüchtige Ablenkungen aus dem merkwürdigen, dumpf ſtaunenden Gefühl, das mit ihm herumging und ihm allerhand ins Ohr raunte von der ſinnloſen Folgerichtigkeit des Lebens,

auf deſſen ſchiefer Ebene die Menſchen — und auch er ſelbſt — ihren Weg dahinkollerten wie taube Nüſſe.

An einem Sonntagmorgen im April kam wieder ein Brief von Tante Leocadie. Thomas lag noch im Bett, als das Mädchen ihn mit dem Kaffee und der Zeitung hereinbrachte. Am Abend vorher hatte das Sezeſſionstheater ſeinen erſten großen Erfolg mit einem neuen, modernen Stücke von Sieben gehabt. Und das war natürlich bis tief in die Nacht hinein gefeiert worden.

Aus Tante Leocadiens Brief erfuhr Thomas, daß Magnus Schlaar zu zehn Jahren Zwangsarbeit und danach zur Anſiedlung in Sibirien verurteilt worden war. Durch die Ausſagen der andern Zeugen war ziemlich klar erwieſen worden, daß zwiſchen ihm und Annemarien unerlaubte Beziehungen beſtanden haben mußten, und Annemarie ſelbſt hatte das, durch Kreuz- und Querfragen des Richters in Verwirrung gebracht, in der Hauptverhandlung zugegeben. Verſchiedne Äußerungen, die Magnus Schlaar früher gegenüber einwandfreien Zeugen gemacht hatte, hatten das Gericht zur Anſchauung gebracht, daß er die Tat nicht einfach in einer plötzlichen Aufwallung, oder, wie er es darzuſtellen verſuchte, in der Notwehr begangen hätte, ſondern mit Überlegung; doch waren ihm mildernde Umſtände zugebilligt worden.

Was Annemarien betraf, ſo war ſie nun ganz auf ihren Vater angewieſen geweſen, denn die Familie ihres Mannes wollte natürlich nichts mehr von ihr wiſſen, das Gut war Majorat, und ſonſt hatte er nichts

als Schulden hinterlaſſen. Aber der Staatsrat Kerkhoven hatte ſie nicht mehr als ſeine Tochter anſehen wollen. Er hatte ihr nur eine einmalige Abfindungsſumme von fünftauſend Rubeln angeboten unter der Bedingung, daß ſie auf alle weitern Anſprüche verzichte, ſofort nach dem Innern Rußlands gehe, um ſich dort eine Exiſtenz zu gründen, und ſich verpflichte, nie wieder in die Oſtſeeprovinzen zurückzukehren.

Annemarie hatte wohl oder übel Ja ſagen müſſen, ſie hatte den vom Staatsrat entworfnen Revers unterſchrieben und war jetzt ſchon in Moskau, wo ſie mit der Hilfe einer ehemaligen Schulfreundin eine Anſtellung am ſtatiſtiſchen Bureau zu finden hoffte.

Arme Annemarie, dachte Thomas, was muß ſie alles durchgemacht haben! Aber wie frei wird ſie ſich jetzt fühlen, wo die ganze ſchlimme Vergangenheit abgeſchloſſen iſt! — Und Thomas ertappte ſich auf merkwürdigen Grübeleien: wie gut es ſein müſſe, ſo auf einmal befreit zu ſein aus allen verwickelten und ſchwierigen Verhältniſſen und nur einen, zwar ſchmalen, aber klaren Weg vor ſich zu ſehen! — Eine tiefe Müdigkeit hatte alle Kräfte in ihm abgeſpannt; auch die Sehnſucht nach Ruhe ſchwirrte nur wie ein Vogel mit zerbrochnen Flügeln in kurzem Bogen dahin, und ſank, und ſchwieg ...

Aber war er nicht undankbar? Und was verlangte er denn? Hatte ſein Theater nicht geſtern den erſten wirklichen Erfolg gehabt? Konnte denn der nicht endlich das gähnende, ſchwarze Loch ſchließen, in das er ſo erſtaunlich viel von ſeinem Vermögen hatte hineinwerfen müſſen? Er konnte doch hoffen, daß von jetzt an alles beſſer gehen würde. Vielleicht auch zwiſchen ihm und

Roſen. Denn er mußte ſich geſtehen, daß auch in ihrem Verhältnis mancherlei ganz anders war, als es hätte ſein ſollen. Und wie immer, wenn er hierüber nachdachte, fand er im letzten Grunde die Schuld in ſich ſelbſt.

Er fühlte das Bedürfnis, ihr etwas Gutes zu ſagen. Leiſe ſtreckte er ſeine Hand unter ihre Decke und faßte ihre Hand. Sie ſchrak aus dem Schlafe auf.

„Was iſt . . .?“ fragte ſie haſtig.

„Nichts!“ ſagte er leiſe und mit weichem, gerührtem Ausdruck. „Ich hab dich lieb.“

Sie gähnte und lächelte:

„Und deshalb mußt du mich wecken?“

„Ja, Roſe . . . Es war auf einmal . . . Ich . . . Ich bin in der letzten Zeit oft gar nicht nett zu dir geweſen . . .“

Sie richtete ſich auf dem Ellbogen auf.

„Siehts der Monſieur einmal ein?“

„Ja, Roſe, das ſoll in Zukunft anders werden. Sieh mal, wir beide . . .“

„Das iſt recht,“ nickte ſie vergnügt. „Siehſt du, das iſt doch dummes Zeug . . . Alle die Gedanken, die du dir machſt . . . Und wenn ich ganz harmlos etwas ſag, meinſt du, es müßte Gott weiß was dahinter ſtecken . . . Und gar wenn du eiferſüchtig biſt . . .! Und im Grund weißt du doch ganz genau, daß deine Frau niemand lieb hat wie dich . . . Möcht auch wiſſen, wen? Nein, da müßten ſchon ganz andre Leut kommen, wie der Herr Niedermayr! Es is zum lachen!“

Thomas hatte den Arm um ihren Nacken gelegt und zog ihren Kopf zärtlich an ſeine Bruſt und küßte ſie

auf die wirren, ſchwarzen Haare. Sie ſchlang ihre nackten, ſchlummerwarmen Arme um ſeine Schultern und hob ihm die Lippen entgegen, zwiſchen deren tiefem Rot, ein ſchmaler, weißer Streifen, die Zähne glänzten. In ihren Augen erglomm ein Feuer, das die halbgeſchloſſenen Lider ſchamhaft verbergen wollten.

„Siehſt du, Kleiner!“ lachte ſie dann auf einmal, atemlos zwiſchen zwei Küſſen, „wenn du nett biſt zu mir, kann ich auch ſehr nett ſein. — Aber Wort halten, Kleiner, und wirklich nimmer ſo dumm ſein . . .“

Es war im dritten Jahre von Thomas Kerkhovens und Ferdinand Volkers Direktion, als eines Tages eine sehr ernsthafte und lange Konferenz auf der Kanzlei des Rechtsanwalts Doktor Bernburger stattfand, an der die beiden Direktoren, der Rechtsanwalt selber und ein vereidigter Bücherrevisor teilnahmen. Man blätterte in großen Geschäftsbüchern, warf allerhand Ziffernreihen flüchtig auf ein Blatt Papier und addierte sie zusammen ... Aber dadurch wurde die Sache nichts anders, als sie war. Und sie war für Thomasen recht betrüblich.

„Ja," sagte schließlich Doktor Bernburger — ein Mann in den besten Jahren, doch von krankhafter Dicke — und schnaufte asthmatisch, „wenn wir auch noch drei Stunden rechnen, es kommt immer wieder dasselbe heraus. Und im Grunde is die Sache ja sehr einfach. Ich halte das Unternehmen an sich für durchaus gesund ..." Hier stockte er, und ein dumpfes Röcheln, mit pfeifenden Lauten untermischt, entrang sich seinem Halse.

„Das Theater muß sich doch rentieren!" fiel Volker lebhaft ein. „Die durchschnittliche Kasseneinnahme der letzten fünf Monate war elfhundert Mark. Wie viel Theater haben denn das? Und die existieren doch auch!"

Der Doktor hatte sich erholt und erwiderte:

„Deswegen nenne ich das Unternehmen an sich ja gesund. Aber, meine Herren, nehmen Sies mir net übel, aber wie unsinnig haben Sie gewirtschaftet! Bedenken Sie doch blos allein den Gagenetat! Und rechnen Sie dann die ungeheuern Ausgaben für die Aus-

ſtattung! Letzteres hat in letzter Zeit ja nachgelaſſen, aber wie Sies zuerſt getrieben haben . . .! Der unglückliche Moſes von Sieben hat ja allein bald fünfzigtauſend Mark gekoſtet. Und das verſtaubt jetzt und koſtet nur Platz. Und rechnen Sie die unverhältnismäßig hohe Pacht!"

„Die iſt doch net hoch?" wendete Volker erſtaunt ein.

Der Doktor hatte einen fürchterlichen Huſtenanfall und konnte nicht gleich antworten. Dafür brach der Bücherreviſor, ein kleiner, unterſetzter Münchner Spießbürger mit eisgrauen Haaren und waſſerblauen Augen, in ein bierheiſeres Gelächter aus.

„Dös is freilich net hoch!" entſetzte er ſich. „Und die Beleichtung koſt aa nix, und die Tantihmen ſan a Pappenſtiel, und . . .!"

„Jawohl," fiel der Doktor ein, „grade auch die Tantiemen . . .! Zehn Prozent im Durchſchnitt, das iſt zuviel für ein Theater von den Einnahmeverhältniſſen."

„Ja, aber ohne die Tantiemen hätten wir auch nicht die Stücke."

„Na, erſtens fragt ſich das noch, und zweitens . . . Natürlich . . . Ohne die Gagen hätten Sie vielleicht auch nicht die Schauſpieler . . . Sagen Sie übrigens, das iſt eine rieſig talentierte Perſon, die neue, die Sie da haben, die Gerſon. Ich hab ſie neulich in den einſamen Menſchen geſehen. Iſt die mit dem Berliner Gerſon verwandt, mit dem Konfektionshaus?"

„A, kein Schein!" ſagte Volker, „eine kleine Wiener Jüdin!"

„Ein ſehr talentiertes Mädel! Und hübſch! Was die für Augen hat!"

„Gutes Bühnengeſicht. Im Leben is ſie ziemlich wüſcht.“

„So?“

„Herr Doktor, um wieder zur Sache zu kommen,“ fiel Thomas nervös ein, „Sie wollten ſagen . . .?“

„Ja, wo ſtanden wir doch?“

„Sie meinen alſo,“ ſagte Thomas, „daß unſre Ausgaben in keinem Verhältnis zu unſern Einnahmen ſtehen?“

„Natürlich, dazu brauchen Sie ja nur dieſe beiden ganz flüchtigen Überſchläge anzuſehen. Selbſt wenn das Theater jeden Abend ausverkauft wäre — was ja ausgeſchloſſen iſt —, würden Sie wahrſcheinlich net ganz auf die Koſten kommen.“

„Alſo iſt das ganze Unternehmen geſchäftlich der hellſte Wahnſinn?“

„Ich begreif es net,“ ſagte Volker mit trüber Stimme, „bei einer Durchſchnittseinnahme von elfhundert Mark . . .“

„Ja, Herrgott,“ fuhr Thomas auf, „begreifſt du das wirklich nicht, oder tuſt du nur ſo, um damit deine geiſtvolle Geſchäftsführung zu entſchuldigen?“

„Bitte ſehr, ich bin kein Kaufmann!“ antwortete Volker gekränkt.

„Naa!“ pflichtete der Reviſor aus voller Überzeugung bei.

„Warum haſt denn du dich net drum gekümmert? Es war ja dein Geld!“

„Ja, leider!“

„Bitte ſehr, mein Geld war es net!“

„Herrgott ja, das hat kein Menſch bezweifelt. Aber

du haſt ja immer ſo geſchäftskundig getan. Ich habe nur immer an deine ſchönen Redensarten geglaubt und immer Geld hergegeben."

„Ja, ich kann nix dafür und waſch mir die Hände in Unſchuld."

„Das wird uns nur verflucht wenig nützen!"

Der Reviſor wand ſich die ganze Zeit vor innrer Ironie.

„Meine Herren," ſagte der Doktor, „vor allen Dingen müſſen Sie ſich eine unbedingt zuverläſſige kaufmänniſche Kraft hinſetzen, auf die Sie eben hören und nach deren rechneriſchen Anſchlägen Sie ſich richten müſſen."

„Da könnt ich Ihnen wen ſehr gut empfehlen," ſagte der Reviſor ſchnell: „mein zwoater Sohn, von mir ausgebüldeter Buchhalter. Beſſer als wie der kunnt i ſelber 's Eahna net machen. I mog mi net loben, aber alles, was recht is . . .!"

„Das iſt eine ausgezeichnete Idee!" lächelte Volker breit, als wäre jetzt alles in ſchönſter Ordnung.

Thomas aber ſagte:

„Das iſt erſt die zweite Frage . . ."

„Die erſte iſt natürlich, daß das Unternehmen auf eine ganz andre rechneriſche Baſis geſtellt wird," beſtätigte der Doktor kurzatmig. „Wenn Sie mir die Unterlagen bis morgen dalaſſen wollen, bin ich gerne bereit, Ihnen diesbezügliche Vorſchläge auszuarbeiten, die im Weſentlichen in einer Zuſammenſtellung der Einſparungen beſtehen werden, die gemacht werden müſſen und nach meiner Anſicht gemacht werden können. Ich bin ja in Theaterangelegenheiten kein heuriger Has mehr und kenne mich da ſo ziemlich aus."

„Sollen Gagenreduktionen gemacht werden?“ fragte Volker haſtig.

„Das is klar!“

„Aber doch nur bei den Mitgliedern?“

„Wie meinen Sie das?“

„Bei den Direktoren doch nicht?“

Der Doktor lächelte, ergriff eins der Blätter, die auf dem Tiſche lagen, und hielt es dicht vor ſeine kurzſichtigen Augen.

„Herr Direktor Kerkhoven bezieht ja doch gar keine Gage . . .“

„Nein, das iſt ja auch ganz egal. Es iſt ja doch alles ſein Geld.“

Der Reviſor amüſierte ſich wieder ungeheuer.

„Ja,“ ſchmunzelte der Doktor, „und Sie mit Ihren zehntauſend Mark werden wohl auch dran glauben müſſen.“

„Nein,“ rief Volker entſetzt, „das geht nicht. Ich hab mich auf das Einkommen eingerichtet und . . .“

„Das werden die andern Mitglieder aber auch ſagen . . .“

„Die! Die finden leicht wo anders ein ebenſo gutes Engagement, aber ich . . .“

„Es reguliert ſich alles nach Angebot und Nachfrage,“ bemerkte Doktor Bernburger trocken.

„Und ich habe mich daraufhin auch verlobt . . .“

„Sie ſind verlobt?“ fragte der Doktor eifrig. „Davon weiß man ja noch gar nix. Mit wem denn, wenn ich fragen darf?“

„Es iſt auch nicht ſo ernſt,“ warf Thomas dazwiſchen.

„Bitte ſehr! Dir vielleicht! Mir iſt es ſehr ernſt. —

Ja, Herr Doktor, ich bin mit Fräulein Bertha Stuckert verlobt."

„Stuckert? Stuckert? Ach, das ist die bildhübsche Blondine, die immer die Dienstmädel spielt?"

„Meine Braut ist bisher ungebührlich zurückgesetzt worden. Sie hat sehr viel Talent. Ich hab ihr Unterricht gegeben und muß das am besten wissen."

„Also, jedenfalls meinen herzlichsten Glückwunsch!" Dabei gab der Doktor einen Laut von sich, der ein Lachausbruch zu werden schien, sich aber unterwegs in einen gräulichen Krampfhusten verwandelte.

Thomas nahm jetzt das Wort:

„Nein, vor allen Dingen kommt es zunächst nicht auf unsre guten Vorsätze für die Zukunft an, sondern darauf, wie wir aus den augenblicklichen Verlegenheiten herauskommen. Und da möchte ich Ihren Rat hören, Herr Doktor."

„Ja, nun, was ist darüber zu sagen? Die Sache ist doch ziemlich einfach. Es müssen jetzt eben die dringenden Verpflichtungen gedeckt, und dann muß das Ganze auf neue Grundlagen gestellt werden."

„Das ist mir natürlich auch klar. Nur fragt es sich jetzt: wie soll man sie decken."

Etwas wie ein Aufblitzen der Überraschung erwachte in des Doktors Augen, die sonst immer matt und halbbedeckt unter den dicken Lidern standen.

„Ja . . .?" schnaufte er zweifelnd.

„Es handelt sich," sagte Thomas, „um fällige Rechnungen, rückständige Pacht und Tantiemen im ungefähren Betrage von fünfzigtausend Mark."

„Sechsundvierzigtausendachthundertachtundsechzig Mark dreizehn Pfennige," las der Revisor von einem Zettel ab.

Thomas fuhr fort:

„Die voraussichtlichen Einnahmen bis zum Ersten würden vielleicht die Gagen decken . . .“

„Ja, nehmen wirs an!“ nickte der Justizrat. „Wenns einigermaßen gut geht. Und das wollen wir doch hoffen. — Also so fürchterlich ist die Geschichte ja net, wenn man nur in Zukunft vernünftig wirtschaftet.“

Thomas gab sich einen Stoß und sagte schnell:

„Aber ich weiß nicht, wo diese fünfzigtausend Mark herkommen sollen.“

Wieder blitzte es in des Doktors Augen auf. In seiner zungenfaulen, unaccentuierten Weise sagte er:

„Das is doch im Verhältnis dazu, was Sie schon hergegeben haben, kein Betrag. Und es is doch das einzige Mittel, um mit der Zeit wieder zu Ihrem Gelde zu kommen. Wie gesagt, ich halte das Unternehmen an sich für gesund . . .“

Stockend und gequält stieß Thomas hervor:

„Ich hab das Geld aber nicht.“

Der Doktor öffnete seine Augen beinahe ganz. Der Revisor schüttelte bedauernd und doch belustigt den Kopf.

„Ja, können Sie sich die Summe net aus Rußland kommen lassen?!“

Leise erwiderte Thomas:

„Ich habe kein Geld mehr aus Rußland zu erwarten.“

„Das ist allerdings schlimm!“ Der Doktor gab einen gedehnten Ton von sich, der einem heisern Singen glich. Plötzlich schnappte er ab. „Aber Sie haben doch wohlhabende Verwandte in Rußland?“

„Mit den wohlhabenden darunter ſteh ich leider nicht beſonders.“

„Aber das iſt doch gleich, Herr Direktor! Die Leute werden ein Einſehen haben. Wenn Sie ihnen ſchreiben: So und ſo liegt die Sache ... Oder noch beſſer: Sie reiſen ſelbſt hin. Mündlich erledigt ſich das viel leichter. Setzen Sie den Hebel nur gleich etwas tiefer ein. Das kann nix ſchaden ...“

Thomas ſann, und in ſeinem bleichen Geſicht arbeitete es heftig.

„Das kann ich nicht...,“ ſagte er ſchließlich. „Lieber ...!“

„Nein, Herr Direktor, es wär wirklich ſchad, wenn Sie die Flinte ins Korn werfen würden. Sein Sie überzeugt, Sie werden an dem Theater noch viel Freude erleben.“

„Das Geld muß her!“ ſagte Volker eindringlich.

Thomas ſchwieg und wand ſeine Finger ineinander. Endlich ſtammelte er:

„Nein ...! Da möchte ich doch lieber verſuchen, ob ich nicht hier ...?“

„Sie wollen in München Geld auftreiben? Mm...! Verzeihen Sie mir aber, wenn ich mich der Anſicht nicht verſchließen kann, daß das nicht ſo leicht ſein dürfte, als Sie ſich am Ende denken. Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich ſage, daß immerhin ſchon mancherlei Gerüchte von Zahlungsſchwierigkeiten des Sezeſſionstheaters im Umlauf ſein dürften, die natürlich Ihrem Kredit nicht dienlich ſein können. Bei direkten Geldvermittlern dürften Sie ſchon in Anbetracht deſſen einer gewiſſen Zurückhaltung begegnen. Mm ...! Da wäre

es vielleicht eher möglich, daß Sie jemand fänden, der sich gegen eine Kapitalseinlage am Theater beteiligte. Leicht wird das aber auch nicht sein. Und zudem wären die Bedingungen für Sie in Anbetracht dessen, was Sie schon hineingesteckt haben, sicherlich sehr drückend und unvorteilhaft. — Nein, ich würde Ihnen denn doch entschieden raten, sich an Ihre Verwandten zu wenden . . ."

„Ich kann jetzt nicht . . . Und als letzter Ausweg bliebe das ja noch immer."

„Zu lange würde ich das jedenfalls nicht hinziehen . . ." meinte der Doktor. Dann wendete er sich an den Revisor: „Herr Scheindobler, es hat wohl keinen Zweck, wenn wir Sie jetzt noch länger bemühen. Ich telefonier Ihnen, wenn wir Sie weiter brauchen sollten. Die Bücher lassen Sie fürs erste da!"

„Is recht, Herr Doktor . . .! Aber was mein Honorar is, Herr Doktor . . .?"

„Unbesorgt, Herr Scheindobler, dafür will ich gern einstehen. Schicken Sie mir nur Ihre Rechnung."

„Is recht, Herr Doktor! Aufn Herrn Doktor kann ich mich verlassen. Es eilt gar net, Herr Doktor. Gutn Abend z wünschen, meine Herrn! Und wenn die Sach wieder in Gang kimmt, und die Herrn haben an tüchtigen Geschäftsführer notwendig, dann rekommandier i meinen Sohn. Sie müssens mir aba fei zeitig wissen lassen, weil er noch in Stellung is, beim Heymann in der Residenzstraßen; wissens, daß er kündigen kann. Hab die Ehr, Herr Direktor!"

Ein langes Schweigen herrschte, als er gegangen war. Der Doktor saß, als ob er schliefe, und atmete geräuschvoll.

„Ja," ſagte er ſchließlich, „das wäre vielleicht eine Idee . . .! Wiſſen Sie, bei wem Sies verſuchen könnten? — Sprechen Sie doch einmal mit Tegtmaier."

„Tegtmaier?" In Thomaſens Stimme klang ein ſtarker Zweifel.

„Das iſt übrigens wahr! Tegtmaier!" rief Volker.

„Glauben Sie . . .?" fragte Thomas.

Der Doktor zuckte die Achſeln, welche Bewegung ihm ſichtlich Anſtrengung koſtete.

„Schauns . . . Ich weiß net . . . Die Akten über Tegtmaier ſind noch lang net geſchloſſen . . . Seine Verhältniſſe ſind ja mehr wie unklar . . . Leicht möglich, daß er ſich bei ſeinen Unternehmungen einmal den Hals bricht . . . Leicht möglich aber auch, daß er in zehn, zwanzig Jahren ein reicher Mann is . . ."

„Ich dachte überhaupt, er wäre von Hauſe aus reich?" fragte Thomas.

„O ja, ein biſſel was wird er ſchon geerbt haben . . . Aber von den ganz reichen Tegtmaiers is er net. Sein Vater war der große Kaffeeimporteur Tegtmaier. Und der hat in den letzten Jahren ſeines Lebens große Verluſte gehabt. Und ſein Geld iſt in acht Teile gegangen. Ich weiß über die Verhältniſſe dieſes Herrn ſicher beſſer Beſcheid wie ſonſt jemand in München. Ich hab einmal für ihn einen Prozeß gegen ſeine Geſchwiſter verloren."

Thomas rutſchte unbehaglich auf dem Stuhle hin und her.

„Und doch meinen Sie . . .?"

„Ja, warum ſchließlich net? Schauns, Tegtmaier hat einen ſehr großen Vorzug: er is unternehmend.

Natürlich kann er ſich dabei einmal das Genick brechen, und ich würde ihm ſicher kein Geld anvertrauen. Ich glaub auch beſtimmt, daß er ſchon tiefer in der Klemme geſeſſen iſt, als irgend jemand ſich denkt. Aber die ſchlimmſte Zeit hat er jetzt doch wohl hinter ſich. Sie haben keine Ahnung, was ſeine große Möbelfabrik zu tun hat. Mit Kunſtgewerbe iſt heut koloſſal viel zu machen; und da mag einer ſonſt von ihm ſagen, was er will: er is in Deutſchland doch der erſte geweſen, der das erkannt und ausgenützt hat. — Und dann, wie geſagt: unternehmend is er ja, und dabei is er zäh wie Sohlenleder und läßt ſich net ſo leicht erſchrecken. — Solche Leute haben immer Glück. — Ich weiß net, wie ich das ſagen ſoll ... Schauns, ihm hilft auch eine gewiſſe Naivität, ein Mangel an Vorausſicht und Einſicht in unſre deutſchen Verhältniſſe. Schauns, dadurch kommt er oft zu Unternehmungen, die ein verſierter Kaufmann gar net erſt anfangen tät. Und Tegtmaier rennt dabei auch zunächſt einmal mit dem Kopf an die Wand. Aber er läßt ſich net abſchrecken, er bohrt und bohrt, bis er ſich ein Loch gemacht hat, wo er durchkann. Ihm geht alles gut naus. Wiſſens, er hat für mich was vom Nachtwandler, der ganz gemütlich am Dachfirſt ſpazieren geht. Ja, ja, ſolche Leute haben das Glück ...“ nickte der Doktor in ſich hinein und verſchnaufte ſich, ſtolz auf ſeine feine pſychologiſche Analyſe.

„Herr Doktor,“ begann Thomas ſtockend, „Sie ſagen ja, daß Sie das Unternehmen an und für ſich für geſund halten ... Daß ... Sie ſind ein reicher Mann ...“

Der Doktor bekam einen blauroten Kopf.

„Ich? Ich? Wer hat Ihnen das aufgebunden? Nein, da täuschen Sie sich sehr! Ich hab net so viel, daß ich mich heut, wenn es nötig würd, zur Ruh setzen könnt . . .“

„Ich meine, wenn Sie das Unternehmen . . . Warum wollen Sie selbst dann nicht . . .?“

Der Doktor verwandelte sich sichtlich.

„Nein, das is ganz ausgeschlossen! Ach nein, ich habe in früheren Jahren durch Spekulationen schon so viel eingebüßt . . . Das bißchen, was ich hab, is in ganz sichern und sehr rentabeln Industriepapieren angelegt. Nein, und ich könnt soviel überhaupt net realisieren . . .“

Thomas empfand einen bittern Geschmack im Munde. Trübe Vorahnungen erfaßten ihn.

„Also werden wir uns wohl an Tegtmaier wenden müssen,“ sagte er mit ausgetrocknetem Munde.

„Ach, Tegtmaier tut es sicher,“ warf Volker ein.

Das Telefon auf dem Schreibtische klingelte. Der Justizrat ergriff das Hörrohr.

„Hier Doktor Bernburger — — — Ja — — — Wie meinen Sie? — — — Ja, Doktor Bernburger is selbst am Telefon. — — — A, Grüß Gott, Herr Kollega. — — — Wie? Was! Nein! Wann denn?“ Der Doktor wurde bleich und das Hörrohr zitterte in seinen Fingern; er gab ein bedauerndes Zungenschnalzen von sich. — „Nein, und noch so jung! . . . Wie meinen Sie, Herr Kollega! — — — Ja, da haben Sie freilich recht. — — — Ja, die Jurisprudenz wird den Verlust verschmerzen können — — — Sagen Sie, und

das wars wohl auch net allein? Die Geldverhältniſſe . . .? Ja, freilich, das ließ ſich ja denken — — — Wie meinen Sie? — — — Ja, natürlich! — — — Armer Teufel! — — — Ja, alſo Handkuß an die Frau Gemahlin! — — — Wie meinen? — — — Ach ſo, dank ſchön! Gleichfalls! Hab die Ehre, Herr Kollega!"

Er läutete ab.

Thomas ſah erſtaunt in das verzerrte Geſicht, das ſich im zuwendete.

„Was haben Sie, Herr Doktor?" fragte er.

„Ja, denken Sie ſich, was mir grad der Kollega Neuburger telefoniert: Kollega Chottak — Sie haben ihn ja auch gekannt — hat ſich heute Nachmittag erſchoſſen. Im engliſchen Garten . . ."

„Erſchoſſen!" ſtotterte Volker.

„Für ihn wars vielleicht das beſte," ſeufzte Thomas.

Doktor Bernburger wußte, daß er bei ſeiner Statur zu Schlagflüſſen neigte, und war ein großer Hypochonder. Ein Schauer ſchüttelte ihn.

„Vorgeſtern hab ich ihn noch im Juſtizpalaſt getroffen . . ." Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ja, der Mann ſteckte ſchon lang in keiner guten Haut . . . Seit ihm die Frau fort is . . . Daß der ſich noch einmal was antun würd, hat man ſich lang denken können . . ."

„Ja," meinte Volker, „er hat ſchon die ganzen Jahre ein ſtilles Spinnen ghabt. Geſagt hat er ja nix, aber in ihm drinnen hat es halt ſo langſam gfreſſen . . ."

„Und dann, natürlich . . ." ſagte der Doktor, „Geldgeſchichten haben natürlich auch mit hereingeſpielt . . .

Sie haben ja keine Ahnung, was der Mann seine Praxis vernachlässigt hat! Er war ja ausgebildeter Potator."

Es wurde noch eine Zeitlang von dem Verstorbnen gesprochen. Dann kam man auf die Angelegenheit des Theaters zurück und beschloß, daß Thomas und Volker am nächsten Vormittag zu Tegtmaiern gehen sollten.

„Und Sie geben mir dann gleich Nachricht von dem Resultat," sagte der Doktor bei der Verabschiedung.

Als Thomas hinter Volkern das Zimmer verlassen wollte, zog ihn Bernburger aber noch einmal zurück.

„Wartens, Herr Direktor, ich muß Ihnen noch was komisches erzählen. Denken Sie, wie man manchmal zerstreut sein kann. Vorhin, wie mir der Volker das von seiner Braut erzählt hat, da hätt net viel gefehlt, und ich hätt ihn gefragt, ob das die wär, die von dem russischen Gesandtschaftsattaché Stolypin, oder wie er heißt, ausgehalten wird."

Und der fette Herr lachte sein schmatzendes Lachen.

In einem Zimmer, dem trotz einer gewiſſen Geſuchtheit ihrer Formen ernſt und ſtreng dreinſchauende Möbel etwas von der primitiven Feierlichkeit altägyptiſcher Tempel gaben, mußten Thomas und Volker lange warten. Tegtmaier wurde geſucht. Wo er eigentlich ſtecke, wußte für gewöhnlich überhaupt niemand im Geſchäfte zu ſagen. Tegtmaier war überall und nirgends. Es trieb ihn von einem Fleck zum andern, aus der Schreinerei jagte er in die Schloſſerei, und wenn man beſtimmt hoffte, ihn beim Buchhalter zu treffen, war er ſchon an drei andern Stellen geweſen und befand ſich jetzt bei den Stickerinnen. Überall hatte er etwas ungemein Eiliges mitzuteilen. Dann fiel ihm etwas andres ein; mitten im Satze brach er ab und lief davon.

Thomas ging unruhig im Bureauzimmer auf und nieder. Volker ſaß in einem großen Lederfauteuil. Keiner ſprach.

Auf einmal hörten ſie haſtige Schritte den Gang entlang klappern. Die Tür flog mit einem Ruck auf, Tegtmaier ſtelzte auf ſeinen langen Beinen herein, zog jeden der Herren ſeine lange, lappige Hand flüchtig durch die Finger und warf ſich in ſeinen Schreibtiſchſtuhl, daß das moderne Möbel bedenklich krachte.

„Morgen, meine Herren! Freut mich, Sie zu ſehen. Sie entſchuldigen ſchon, aber ich muß erſt mal ... Ich hab ſo furchtbar viel zu tun! ... Sehn Sie, das iſt eine einzige Poſt ...“ Er hob einen Haufen Briefe auf und ließ ſie auf den Tiſch fallen. Dann ſteckte er den Kontaktſtift in eine Öffnung des Haustelefons, drückte auf den Knopf und ergriff das Hörrohr: „Hier Tegtmaier! — — Was? — Wer iſt da? — Son Un-

ſinn! Ich hab doch die Schreinerei gerufen. — — — Nummer fünf? Ach ſo! — Das iſt immer eine Wirtſchaft mit dem Telefon . . .!"

Er ſchien vollkommen vergeſſen zu haben, daß er mit der Schreinerei hatte ſprechen wollen, denn er wendete ſich jetzt an die beiden Beſucher:

„Rauchen die Herren? — Bitte hier: Zigarren und Zigarretten! — Na, hab ichs Ihnen nicht immer geſagt: Sie bekehren ſich noch mal zu mir? Mit dieſen gewöhnlichen Dekorationsfritzen kann eine Bühne wie Sie auf die Dauer nicht arbeiten. — Da fehlts!" Er ſchlug ſich mit der Hand vor die Stirn. — „Na, und was brauchen Sie denn? Warten Sie, es iſt beſſer . . ." Er ſchrie laut: „Schroeder!"

In demſelben Augenblick erſchien in der Tür zum Nebenzimmer ein langer, krummer Menſch mit eingefallnem Bureaukratengeſicht.

„Herr Tegtmaier?" fragte er in devotem Tonfall.

„Herr Direktor Kerkhoven, Herr Direktor — — pardon, jetzt komm ich nicht auf Ihren Namen!"

„Volker."

„Natürlich! Mein Betriebschef, Herr Schroeder! Schroeder, die Herren kommen wegen einer Theaterdekoration."

„Entſchuldigen Sie, Herr Tegtmaier, aber . . ." begann Thomas.

„Das beſprechen die Herren am beſten gleich mit Herrn Schroeder! Ich muß nämlich ſchnell einmal . . ." Damit war er ſchon an der Tür.

Volker ſtürzte ihm nach und erwiſchte ihn glücklich noch am Arm.

„Nein, Herr Tegtmaier, wir müſſen Sie perſönlich ſprechen.“

„Das iſt ja ganz egal. Herr Schroeder und ich, das iſt Pott wie Deckel. Schroeder iſt einfach ich.“ Tegtmaier lachte mit offnem Munde ſein ſtummes Lachen.

Thomas ſagte:

„Herr Tegtmaier, es handelt ſich um keine Dekoration; es handelt ſich um eine rein perſönliche Angelegenheit.“

„Alſo!“ ſeufzte Tegtmaier und ſetzte ſich wieder. „Aber zuhören kann Schroeder doch?“

„Ich möchte lieber mit Ihnen allein ſprechen.“

„Ja, Schroeder, denn is dat ja woll nich anners,“ ſagte Tegtmaier mit einem halb verzweifelten Blick auf ſeinen Betriebschef, der geräuſchlos wie ein Schatten verſchwand.

Tegtmaier ſuchte ſich einen Brieföffner, riß einen Brief auf und begann ihn zu leſen.

„Bitte, ſchießen Sie nur los!“ ſagte er und machte ſich an den zweiten.

Thomas begann ſein Anliegen vorzutragen und litt dabei körperliche Qualen, weil überhaupt nicht zu erkennen war, ob Tegtmaier zuhöre. Denn der las dabei die ganze Poſt durch, und dazwiſchen ſtellte er plötzlich Fragen nach ganz andern Dingen, die mit dem Sezeſſions-Theater nichts zu tun hatten.

„. . . Ja, und da wollte ich Sie denn fragen, ob Sie ſich nicht an dem Theater beteiligten wollen? — Durch die verhältnismäßig kleine Einlage von fünfzigtauſend Mark könnten Sie ſich einen ziemlich hohen Anteil am Gewinn ſichern. Ich bin bereit, Ihnen hierin ſehr weit entgegenzukommen . . .“

Thomas ſchwieg. Tegtmaier antwortete nicht, ſondern öffnete einen Brief nach dem andern.

„Nee, dieſer Mahlmann und Compagnie wird doch zu frech," ſagte er auf einmal und ſchlug einen entfalteten Briefbogen mit der flachen Hand auf den Tiſch. Dann ſchrie er: „Schroeder!"

Der krumme Bureaukrat ſchob ſich mit der linken Schulter voran zur Tür herein und ſchlich auf ſeinen Chef zu.

„Schroeder, leſen Sie mal dieſen Brief von Mahlmann und Compagnie! Reichlich freche Bande, dieſe Herren Holzfritzen! Sie, Schroeder, ſchreiben Sie den Brüdern mal einen recht infamen Brief, korrekt, aber höchſt infam. Sie können das ja ſo gut."

Schroeder lächelte geſchmeichelt.

„Aber . . ." hauchte er dann.

„Ja, Sie können der Bagage ja ein paar Accepte geben. Legen Sie ſie nur recht bequem für uns!"

„Jawohl, Herr Tegtmaier . . ." flüſterte der lange Menſch mit einem leichten Zögern in der Stimme und verſchwand, wie er gekommen war.

„Hm, ja!" Tegtmaier wendete ſich plötzlich zu Thomaſen und fragte in raſchem Tone: „Ich ſoll alſo das Sezeſſionstheater kaufen?"

„Eigentlich . . ."

„Ja! Warum nicht! Ich hab ſchon ſelber dran gedacht, daß ich ein Theater haben müßte. Schön, ich kauf es! Aber fünfzigtauſend Mark, das iſt zuviel. Das glauben Sie ja ſelber nicht."

„Herr Tegtmaier, ich glaube, Sie verſtehen mich nicht ganz. Es handelt ſich ja nicht um einen Kauf,

ſondern um eine Kapitaleinlage, eine ſtille Beteiligung gewiſſermaßen . . .“

„Ja, was . . .! Glauben Sie, ich würde in einer künſtleriſchen Sache je Geld anlegen, ohne mir einen perſönlichen Einfluß, und zwar einen beſtimmenden Einfluß, dabei zu ſichern? Seh ich wie ein ſtiller Teilhaber aus?“ Er lachte.

Thomas fing an:

„Ich hätte ja ſchließlich auch nichts dagegen . . .“

Aber Tegtmaier ließ ihn nicht weiterſprechen.

„Sagen Sie, wie denken Sie ſich das eigentlich? Ich ſoll fünfzigtauſend Mark bezahlen, damit Sie das Theater behalten? — Warum? Das ſeh ich nicht ein!“

„Sie würden ja Teilhaber. Und ſchließlich hab ich mehr als das ſechsfache davon hineingeſteckt.“

„Aber was habe ich für ein Intereſſe daran? Ich ſoll Ihre Schulden bezahlen? Was hab ich davon? Ich wäre doch verrückt . . .!“

„Aber, lieber Herr Tegtmaier, verſtehen Sie mich doch . . .“

„Nein, das verſteh ich gar nicht. — Außerdem ſcheinen Sie mich für einen Millionär zu halten. Das bin ich nicht, bin ich nie geweſen . . .“ Seine Stimme nahm einen weinerlichen Klang an.

„Herr Tegtmaier, Sie tun ſo, als ob ich Ihnen irgend etwas beſonders merkwürdiges und nie dageweſenes vorſchlüge. Ich will einfach Kapital auf ein Geſchäft aufnehmen, und zwar will ich Ihnen ſehr günſtige Bedingungen bieten . . .“

„Ja, halten Sie mich denn für einen alten Rentier, der Geld für fremde Geſchäfte übrig hat? Wenn ich

in meinem Kaſſenſchrank übrige fünfzigtauſend Mark hätte, würde ich doch lieber morgen ein eignes Theater gründen, ſtatt Ihre Schulden zu bezahlen."

„Sie täuſchen ſich vielleicht doch über die Koſten einer ſolchen Gründung," ſagte Thomas und ſtand verdrießlich auf.

„Nee, mit fünfzigtauſend Mark ſtell ich München auf den Kopf!"

„Ja alſo, wenn Sie nicht wollen . . .!" ſagte Thomas.

„Nee, warum ſoll ich ſo was wollen?"

„Dann empfehl ich mich alſo."

„Adieu. — Übrigens, wollen Sie nicht mal wieder einen Artikel für mich ſchreiben? Reißen Sie doch mal die neue Wallenſteinausſtattung im Hoftheater herunter! Die Honorarbedingungen kennen Sie ja."

„Ich glaube kaum, daß ich in nächſter Zeit dazu komme."

„Schade. Na, wie geſagt, Sie ſind mir als Mitarbeiter ſtets willkommen."

„Sehr ſchmeichelhaft. Adieu!"

„Auf Wiederſehn. War mir ſehr angenehm."

„Der Hanswurſt!" ſagte Thomas grimmig, als ſie draußen waren.

„Mir imponiert der Menſch," verſicherte Volker. „So wie der, ſo muß, glaub ich, ein Kaufmann ſein."

„Der, und Kaufmann . . .!"

„Ja, gerade," ſagte Volker, „er hat für mich was vom Nachtwandler . . ."

„. . . der auf dem Dachfirſt ſpazieren geht?" ſpottete Thomas.

„Ja," fuhr Volker eifrig fort, „du wirſt ſehen, der bringt es zu was! Solche Leute haben immer Glück."

„Das iſt ſchon möglich," erwiderte Thomas gepreßt.

Thomas machte an dieſem Tage noch mehrere vergebliche Verſuche bei Kapitaliſten, die er kannte, und auch bei berufsmäßigen Geldvermittlern. Die Bekannten empfingen ihn ſehr freundlich. Sobald er aber mit ſeinem Anliegen herausrückte, wurden die einen merkwürdig ſteif und verlegen, um dann in einem Schwall von Worten zu verſichern, wie leid es ihnen täte, aber gerade jetzt ginge es aus den und den Gründen nicht; die andern erſtarrten förmlich zu Eis und behandelten ihn feindſelig und von oben herab wie einen läſtigen Bettler. — Die Geldvermittler ließen ſich alles recht ausführlich erzählen, und wenn Thomas damit zu Ende war, lehnten ſie kurz und ſchroff ab. Er hatte den Eindruck, als ob ſie ihm überhaupt nicht glaubten und die Verlegenheiten des Theaters für viel ſchlimmer hielten, als er ſie ſchilderte. Innerlich notierten ſie ihn ſich vermutlich als faulen Kunden.

Die Stunde des Mittageſſens war darüber verſtrichen, und Thomas telefonierte nach Hauſe, daß er nicht mehr zum Eſſen käme. Er ging ins Café Heck, das ſchon ganz leer war.

„Ah, ein Strohwitwer!" So begrüßte ihn der Kellner Otto und ſchlug mit ſeiner Serviette ein paar Krümel vom Tiſchtuch. „Leberknödel- oder Jägerſuppe?"

Thomas konnte faſt nichts eſſen: er kam ſich beinahe wie ungewaſchen vor. Der muffige Geruch aus den Bureaus und Wohnungen der Halsabſchneider, die er

beſucht hatte, ſchien ihm in ſeinen Haaren und in den Kleidern hängen geblieben zu ſein. Im Kopfe ſpürte er ein dumpfes Summen, und er mochte keinen klaren Gedanken aufkommen laſſen. Eine von den Adreſſen, die er ſich aus den Neueſten Nachrichten abgeſchrieben hatte, ſtand noch auf ſeinem Zettel. Der Mann war zwiſchen drei und vier Uhr zu ſprechen. Vielleicht glückte es ihm da. Darüber hinaus wollte er nicht denken.

„Eine Nußrahmtorten?“ fragte Otto, als er den Teller mit dem Fleiſch auf Thomaſens Wink fortnahm.

„Wars net gut?“ fragte er dann.

„Hab keinen rechten Appetit. — Zahlen!“

„Ja, ja,“ ſagte Otto, „da ſieht mans wieder, was ein verliebter Ehemann is. Kaum is die Frau Gemahlin ein paar Tage fort, da ... Wiſſens, Herr Direktor, meine Alte wenn von mir aus gleich auf fünf Jahre zu die Türken nach Konſtantinopel reiſet ... Daß ich darum einen Tag weniger eſſen tät, dös gäbs net. Obzwar ... Sie is eine ganz gute Haut. Alles, was recht is!“

„Zahlen!“ wiederholte Thomas.

„Zwanzig — eine Mark — eins vierzehn — Brot?“

„Ja.“

„Eins ſiebzehn. — Dank ſchön, Herr Direktor. Kommens die nächſte Zeit wieder öfter?“

„Nein,“ ſagte Thomas kurz angebunden und ging.

Otto ſchlenderte auf die dicke Kellnerin Marri zu, die neben dem Büffet ſaß und in ihren Zähnen ſtocherte. Mit geſpitzten Fingern kniff er ſie in den runden Oberarm. Ohne ſich in ihrer Beſchäftigung ſtören

zu laſſen, ſchlug ſie ihm mit der andern Hand auf die Finger.

„Geh, Fabian!“ knurrte ſie. Er lachte.

„Haſt an Kerkhoven gſehn? Wie der grantig war! Ja, mit euch Weibsbüldern überanand! Bal der ſchönſte Mann amal verheiratet is, kennſt ihn gleich nimmer wieder aa!“

„Schoof!“ ſagte ſie breit. „Vazähl das deiner Alten, ſcheener Mann, ſcheener!“

Es war ein warmer, ſonniger Vorfrühlingstag. Thomas nahm ſich eine offne Droſchke und ſagte dem Kutſcher die Adreſſe des Geldvermittlers, der jenſeits der Iſar in der Äußeren Wienerſtraße wohnte. München ſah heiter und feſtlich aus. Viele Damen gingen ſchon im Kleide, und vereinzelt tauchten Strohhüte auf. Die leichtſinnige Stadt war guter Laune. In Thomaſens Bruſt zog es ſich ſchmerzlich zuſammen, wenn er ſeine Stimmung damit verglich. Er ſaß ſchlaff und ſchaute gedankenlos in ſich hinein. Und auf den dunkeln Grund ſeiner Sorgen malte er ſich den Strand ſeiner Heimat: weißen Sand, vereinzelte harte Gräſer darauf, darüber erikabraune Dünen und windſchiefen, ſtämmigen Föhrenwald. Er meinte das Pfeifen des Windes in den Nadelzweigen zu hören, das, ein hellerer Einklang dazu, auf dem ſchwellenden Orgelton des Meeres ſchwamm ... Wüſtes Gebrüll ſpielender Straßenkinder riß ihn aus ſeiner Verſunkenheit. Es war ſchon in der Äußeren Wienerſtraße. Hier zeigte München ein andres Geſicht. Die ſchöne Stadt war hier gleichſam in ſchlumpiger, geſchmackloſer Morgentoilette. Niedrige, verwahrloſte

Häuſer wechſelten mit nackten Mietkaſernen; hie und da ein Haus, das ein Prunkbau ſein wollte und in dieſer Umgebung doppelt troſtlos wirkte mit ſeiner aufgepappten Pracht . . .

Die Droſchke hielt vor einem vierſtöckigen Hauſe, aus deſſen hellgrün getünchtem Verputz die Feuchtigkeit große Löcher herausgefreſſen hatte. In dem engen, finſtern Treppenhaus roch es nach Mauerſchwamm und Schimmel. Thomas ſtieg vier knarrende Treppen hinauf und mußte ein Zündholz anzünden, um auf dem gravierten Aluminiumſchild den Namen „Franz Mooseder" leſen zu können. Er wollte ſchon wieder umkehren . . . Dann drückte er aber doch auf den Klingelknopf. Eine liederlich gekleidete, vergrämt ausſehende Frau in mittleren Jahren öffnete ihm. Auf dem Arme trug ſie ein ſchmutziges kleines Kind, das den Gummilutſcher ſchmatzend im Munde bewegte und den Fremden mit großen, ſtarren Vergißmeinnichtaugen muſterte.

„Iſt Herr Mooseder zu ſprechen?"

„Xaver," ſchrie die Frau mit gellender Stimme, „da is wer zu dir!"

Die Tür am Ende des kleinen Ganges tat ſich auf; eine heiſere Männerſtimme ſagte:

„Bitte, ſpazierens nur herein!"

Herr Mooseder war ein großer, blonder Menſch mit quadratiſchem Oberkörper und ſehr langen, dünnen Beinen. Die geleckte Friſur und der aufgewichſte Schnurrbart gaben ihm das Ausſehen eines Metzgergeſellen; er trug einen gelb und braun gewürfelten Anzug mit ungeheuer breiten Hoſen und ausgeſchnittner Weſte, das Jacket zeigte braune Smokingaufſchläge aus

ſchmutziger Halbſeide. Zu dieſer Zuhälterelegans ſtand es einigermaßen in Gegenſatz, daß er Kragen und Kravatte abgelegt hatte, und daß ſeine Füße in gleichſam räudigen roten Plüſchpantoffeln ſteckten.

Sein Arbeitszimmer war ſehr dürftig möbliert; Thomas hatte eigentlich keine Luſt, ſein Anliegen vorzutragen. Jedoch Herr Mooseder zwinkerte ihm ſo ermutigend zu und bat ihn ſo eindringlich, zu ſprechen, daß er ſeine Litanei, die er jetzt ſchon auswendig wußte, noch einmal herſagte.

„Fünfzigtauſend Mark?“ ſagte Herr Mooseder leichthin. „Ja, verſchaffen könnt is Eahna ſchon . . .“

„Ich würde das Geld pünktlich verzinſen und die Summe in monatlichen Raten von, ſagen wir, tauſend Mark abtragen . . .“

„Ja, das läßt ſich ſchon hören . . . Das tun meine Geldmänner ſchon . . . Sie ſind uns ja gut!“

„Und wie wären die Bedingungen?“

„Ja . . .? Meine Geldmänner nehmen fünf Prozent . . .“

„Fünf Prozent . . .?“ fragte Thomas überraſcht.

„Und ich . . .? Ich bin net ſo. Kein Wucherer bin i net . . . Ich verlang keine Proviſion für die Vermittlung.“

„Ja . . .?“ fragte Thomas zweifelnd.

„Was ich verdien, is bloß die Proviſion von der Lebensverſichrung.“

„Ach ſo!“

„Ja, Sie müſſen ſich verſichern laſſen. — Schauns, eine Sicherheit müſſen meine Geldmänner aa ham . . .“

„Ja, natürlich!“

„Mit fünfundſiebzigtauſend müſſens ſich ſchon verſichern laſſen. Sagens, werdens die Polizze in acht Tagen einlöſen können?“

„O ja, das kann ich ſchon.“

„Sie müſſen aber fei für ein Jahr vorauszahlen. Wie alt ſind Sie?“

„Ich werd im Juli zweiunddreißig.“

Herr Mooseder ſah auf ſeiner Tabelle nach.

„So fünftauſend Mark kanns immerhin machen.“

„Ja, und dann . . .?“

„Nachher ham Sie in drei Tagen das Geld. Darauf könnens ſich verlaſſen.“

„Und bis wann . . .?“

„So in acht Tagen kann die Polizze da ſein . . .“

„Alſo bekäme ich in zehn bis zwölf Tagen das Geld?“

„Ja freilich! Wenn die Polizze einglöſt is. Wenn ichs Ihnen ſag, können Sies ruhig glauben. Wiſſens, ich bin kein ſolchener, wie viele Geldvermittler hier in München, dös dürfens net glauben. Ich hab noch ein Gfühl und ſchau mich nur um meinen ehrlichen Verdienſt.“

Thomas unterſchrieb alſo den Verſicherungsantrag und machte eine Stunde ab, zu der ihn der Arzt der Geſellſchaft am nächſten Tage beſuchen ſollte. Herr Mooseder gab ihm dafür einen Zettel, auf dem ziemlich unklar und in merkwürdigem Deutſch etwas davon ſtand, daß er ſich verpflichte, nach Einlöſung der Police Herrn Direktor Kerkhoven ein Gefälligkeitsdarlehn von fünfzigtauſend Mark in bar oder Accepten zu geben.

„Accepte . . .?“ fragte Thomas.

„A nein, dös is blos eine Formalität. Sie bekommen

das Geld bar ausbezahlt. Natürlich, dies mit den Accepten ſteht nur da, weils geſetzliche Vorſchrift is und ich ſonſt eingehen könnt. Bei mir muß immer alles ordentlich zugehen. Net, daß mir einer was nachſagen könnt!"

Thomas überwand das Mißtrauen, das in ihm aufſteigen wollte, mit Gewalt und fühlte ſich auf einmal frei und leicht. In ſeiner fahrigen Freude reichte er Herrn Mooseder zum Abſchied ſogar die Hand, was dieſen einigermaßen zu wundern ſchien.

Thomas fuhr direkt zu Doktor Bernburger und erzählte dem von dem Geldmanne, den er gefunden hatte.

Der Doktor ſaß, als ſchliefe er, und atmete geräuſchvoll durch die Naſe.

„Heißt Ihr Mann vielleicht Mooseder?" fragte er auf einmal, lange bevor Thomas mit ſeiner Erzählung fertig war.

„Ja," ſagte Thomas überraſcht.

„Dann will ich Ihnen den Mann einmal vorſtellen. Er iſt ein gewöhnlicher Schwindler, der keinen Pfennig hat."

„Er hat aber doch Geldmänner hinter ſich?" ſtotterte Thomas.

„Glauben Sie doch den Quatſch net! Hat er Ihnen auch ſeinen berühmten Revers gegeben?"

„Ja, er hat . . ."

„Zeigens her!"

Thomas gab ihm den Zettel. Der Doktor las:

„. . . in bar oder Accepten . . . Ja, das iſt ſein berühmter Tric. Naiv ſind ſolche Schwindler doch immer auch."

„Sie meinen also wirklich, er ist ein Schwindler?"

„Das weiß ich sogar. Schauns, ich hab mit verschiedenen Klienten dieses Herrn Mooseder zu tun gehabt. Wenn sich die Leute nicht immer genierten, einzugestehen, daß sie in Geldverlegenheiten sind, oder daß sie auf so plumpe Manöver hereingefallen sind: ich kann Ihnen sagen, der edle Menschenfreund säß lang hinter eisernen Gardinen. Und hinein kommt er noch. Ich will Ihnen sagen, wies Ihnen gehen würde: Sobald Sie die Police eingelöst hätten, würde er Sie hinzuhalten suchen, Sie wegen des Geldes unter allen möglichen Vorwänden vertrösten, und schließlich, wenn Sie mit Klage drohen, würde er Ihnen statt Bargeld sogenannte gute Accepte anbieten."

„Ja, und dann . . .?"

„Wenn Sie darauf eingehen, erhalten Sie Accepte eines gewissen Herrn . . ." Der Doktor erhob sich, watschelte zur Tür und fragte zu seinem Buchhalter hinaus: „Sie, Huber, wie heißt noch der Schwager von dem Versicherungsagenten Mooseder?"

„Boxleitner!" erwiderte draußen eine Stimme. Der Doktor schloß die Tür und begab sich schnaufend und wankend wieder an seinen Platz.

„Ja, eines gewissen Herrn Boxleitner, dessen Accepte so viel wert sind wie eine Nummer der Ratschkathl vom vorigen Jahr. Er hat nämlich genau so viel Vermögen wie sein Schwager Mooseder und macht in derselben Branche. Manifestiert haben die zwei öfters." Der Doktor schwieg. Auch Thomas sagte kein Wort. Der dicke Herr blickte auf und sah, daß sein Klient mit grünbleichem Gesicht schlaff und teilnahmlos im

Stuhle lehnte. Daß dieſe letzte Hoffnung trügeriſch geweſen war, hatte Thomaſens Haltung den Todesſtoß gegeben. Alles, was er heute den ganzen Tag und die Wochen vorher durchgemacht und ſchweigend in ſich hinein gewürgt hatte, ſchwoll ihm jetzt in der Kehle. Alles drehte ſich um ihn, und ſeine Stirn wurde naß von kaltem Schweiß.

Menſchliche Teilnahme zitterte in der Stimme des Doktors, als er jetzt tröſtend zu Thomaſen trat. Seine Praxis hatte ihm viel Elend gezeigt und ihm viel Einblick in die menſchlichen Seelenzuſtände gewährt.

„Na, wer wird denn gleich . . .? Herr Direktor! Herr Kerkhoven . . .! Soll ich Ihnen ein Glas Waſſer beſorgen? Ihnen is ſchlecht?“

„Nein, danke,“ würgte Thomas hervor, „ach, ich hab es ſo ſatt . . .“ Und dabei ging ein irrendes Lächeln über ſein Geſicht und bat gleichſam um Verzeihung.

„Nein, ſo müſſen Sie net reden. Schauns, Herr Kerkhoven, es is ja wirklich kein Grund zum Verzweifeln . . . Es haben ſicher viele Geſchäfte ſchon viel gefährlichere Kriſen durchgemacht, und heute blühen ſie und tragen einen Haufen Geld . . .“

Es war Thomaſen ein Troſt, ſich ſo zuſprechen zu hören. Er hob den Kopf und ſagte mit flehender Stimme:

„Und Sie, Herr Doktor . . .? Könnten Sie denn nicht helfen? Sie ſind ein reicher Mann . . .“

„Nein,“ erwiderte der dicke Herr erſchrocken, und es war, als ob ihm der Kragen plötzlich zu eng würde. „Wenn ich wirklich ein reicher Mann wäre, wie gern, lieber Freund, wie gern!“ Dabei bekam ſeine Stimme

auf einmal eine falſche Salbung. „Nein, ich kanns net. Schließlich hab ich doch auch Pflichten ... Meine Familie ...“

„Nein, nein,“ wehrte Thomas apathiſch ab und ſagte dann mit einer Art trocknem Auflachen: „Es war ja auch nur ſo eine Idee ... Worauf verfällt man nicht alles ...!“

„Alſo, na, Sie ſehns ja ſelber ein,“ ſagte der Doktor, auf einmal beinahe vergnügt, und wurde wieder warm und troſtreich wie vorher; „nein, Sie müſſen einfach nach Riga fahren und ſich an Ihre Familie wenden! Sagen Sie ſelbſt ... Das iſt doch das nächſtliegende.“

Als Thomas nicht antwortete, ſondern immer nur vor ſich hinſtarrte, drang er weiter in ihn:

„Schauns, es is wirklich das beſte, was Sie tun können. Denn hier in München ... Ganz aufrichtig ... Ich glaub, durch Ihre heutigen Beſuche werden Sie ſich mehr geſchadet wie genützt haben ...“

„Das ... kann ... ſchon ... ſein,“ flüſterte Thomas.

„Und ſchließlich ... Sie dürfen gar net verzweifeln! Sie haben doch eine Frau ...!“

Thomas richtete ſich mit einem Ruck gerade auf.

„Ja, meine Frau!“ ſagte er vor ſich hin. Dann ſtand er auf. „Alſo, Herr Doktor, ich werd es mir überlegen. — Jedenfalls ... Alſo, Sie bekommen morgen Nachricht ... Und fürs erſte beſten Dank ...!“

Der Doktor ſprach auf einmal in ganz anderm Tone.

„O, keine Urſache!“ ſagte er erleichtert. „Ich wollte nur, ich hätte mehr tun können ... Das is recht! Überſchlafen Sie ſichs! Sie werden ſehn, morgen ſchaut ſich die Sach ganz anders an.“

„Alſo auf Wiederſehn, Herr Doktor!“

„Hab die Ehre! — Wiſſens übrigens, ich hab mich heut erkundigt. Die Sache hat ihre Richtigkeit mit dem Prinzen Stolypin und der Dings . . . der Stuckert. Sie kriegt heut noch fünfhundert Mark im Monat von ihm. Komiſcher Kerl, der Volker! Net wahr?“

„Ja . . .“ ſagte Thomas zerſtreut und ging.

Mild, ſtill und etwas ſtaubig lag die Luft in den Straßen. Die erſten Bogenlampen erhellten ſich zuckend und ſtanden mattroſig glänzend im wachſenden Blau der Dämmerung.

Thomas ging Schritt vor Schritt mit geſenktem Kopfe zu Roſen.

Es war ihm auf einmal ganz eigen körperlich bewußt geworden, daß ſie der einzige Menſch war, der zu ihm gehörte. Auf der ganzen, weiten Gotteswelt der einzige . . .

Als Thomas die Tür ſeiner Wohnung öffnete, hörte er aus dem Wohnzimmer Niedermayrs hübſche Barytonſtimme zu klimpernder Gitarrenbegleitung eine Chanſon ſingen, deren Refrain lautete:

„A la Villette“.

Ach richtig, heute war Roſens Jour! Der Kleiderrechen hing voll von fremden Mänteln und Hüten.

Während Thomas noch ſtand und mit gerunzelter Stirn überlegte, was er tun ſolle, hörte der Geſang auf, lebhaftes Beifallklatſchen erſcholl, aus dem ſich, wie es langſam verebbte, geräuſchvoll ſchnatternde Stimmen erhoben, die manchmal ſo ſcharf zuſammenklangen, daß man hätte meinen können, es gebe da

drinnen Zank und Streit, wenn nicht das Gelächter gewesen wäre, das ohne Aufhören kleine Raketen steigen ließ. Thomas unterschied deutlich das spitze Lachen der Rosée und das brutale, ungebändigte Köchinnengeblök Bertha Stuckerts, der neuen Liebe seines Freundes Volker; sie lachte wie eine, die furchtbar gekitzelt wird. Rose lachte jetzt da drinnen wohl ihr leises, musikalisches, herzliches Lachen; hören konnte er es aber in dem Lärm nicht ... Es wurde ganz plötzlich still; wieder sprangen tröpfelnde Gitarrentöne auf, und Niedermayr sang, die schmalzige Art der Wiener Volkssänger parodierend:

„Komm — mit in den — Gar — ten,
Atmen süs — sen Duft,
A — mor mischt die Kar — ten,
Denn die Lie — be ruft ..."

Thomas ging leise in sein Atelier, wohin nur vereinzelte Laute aus dem Wohnzimmer drangen. Mantel und Hut warf er auf einen Stuhl. Er zog den Vorhang von dem zweiten Fenster zurück, das nach Westen ging. Düstre Röte bedeckte den untern Teil des Himmels. In einer sonderbaren Farbigkeit hoben sich die Dächer mit ihren Schornsteinen davon ab.

Thomas starrte hinaus; zwei Gefühle stritten in ihm: der Ärger darüber, daß er nicht gleich mit Rosen hatte sprechen können, und eine feige Befriedigung über diesen Aufschub. Er wendete sich langsam wieder ins Zimmer. Die Dämmerung bedrückte ihn; er drehte das elektrische Licht an.

Die Farben seines angefangnen großen Bildes schrieen ihm entgegen. Seit vierzehn Tagen vielleicht

hatte er nicht mehr daran gemalt. Er trat vor ſein Werk und ſah es an. Es ſtellte einen Tantalus dar, der ſich vom Durſt gepeinigt niederbeugte, um mit der Hand von dem Waſſer zu ſchöpfen, das ſprudelnd zurückwich. Dem Dulder zu Häupten leuchteten ſeltſame Früchte gleichſam von innen heraus. — Wie elektriſche Birnen! dachte Thomas und ſtieß einen rauhen Laut aus. Er ſah ſein Werk jetzt mit kühlen, ja feindlichen Augen. Er prüfte die gierige Gebärde, den gequälten Ausdruck des gemalten Muskelmannes da.

„Theaterkitſch!“ ſagte er energiſch vor ſich hin. Das Bild war äußerlich und verlogen, wie ſein ganzes Leben in der letzten Zeit. Falſcher Glanz auch hierin und Angſt um den Erfolg, die Sucht, Effekt zu machen um jeden Preis, den Erfolg mit Gewalt zu zwingen.

„Pfui Deuwel!“ ſagte Thomas, griff nach der Palette mit den hartgewordenen Farbenkleckſen und drückte eine große Tube darauf aus. Dann nahm er einen breiten Pinſel und bedeckte ſeinen Tantalus mit einer dunkelbraunen Fläche.

„So!“ ſagte er erleichtert, als es geſchehen war, und hatte das Gefühl, als wäre das eine ſymboliſche Handlung geweſen, die viel zugedeckt und wieder gut gemacht hätte.

Dann ſaß er lange in einem tiefen Lederſtuhl und ſtarrte auf die braune Fläche, die ihn mit ihrem fettigen Glanze gleichſam höhniſch anblinzelte. Seine Gedanken waren ganz wo anders: er malte ſich die bevorſtehende Unterredung mit Roſen aus; die verſchiedenſten Möglichkeiten wurden da kombiniert und bis in alle Einzelheiten verfolgt. Aber dabei ſagte er ſich, ſie würde es

wohl ganz anders nehmen, als er vorausſetzte; und die paſſenden Erwiderungen auf die Einwendungen, die ſie wirklich machen würde, würden ihm wohl erſt einfallen, wenn das Ganze vorüber wäre und er ihr allerlei Zugeſtändniſſe gemacht hätte und wieder allein in dieſem Seſſel ſäße, vor der leeren, braunen Fläche, auf die ſich alles mögliche hinphantaſieren ließ. Draußen läutete das Telephon; er hörte den kleinen Diener hinlaufen.

„Hier Diener von Herrn Direktor Kerkhoven. — Ja? — Der Herr Direktor? — Glaubs net. — Will einmal ſchaun! — Einen Augenblick!“

Es klopfte an die Ateliertüre. Thomas rief müde: „Herein.“

„Der Herr Direktor Volker wär am Telephon und ließ den Herrn Direktor bitten.“

Thomas erhob ſich ſchwerfällig wie ein alter Mann und ging hinaus.

„Ja?“ fragte er ins Telephon hinein.

„Biſt dus, Kerkhoven? Hier Volker! Grüß Gott. Na, wie iſts geworden?“

„Das kann ich dir telephoniſch nicht ſo ſagen.“

„Ja, du, dann komm ich zu dir naus. In einer halben Stund. Du biſt doch da?“

Thomas ſah nach der Uhr. Es war fünf Minuten nach ſieben.

„Wart mal, du,“ ſagte er, „ich hab erſt noch was zu tun; komm nicht vor halb neun!“

„Halber neune? Is recht! Aber ſag mir doch, was los is? Stehts gut?“

„Nein.“

„O je!“

„Schluß!“ rief Thomas und läutete ab.

Dann ging er wieder ins Atelier und lauſchte auf den Gang hinaus. Die Gäſte fingen zu gehen an: ihre Stimmen wurden draußen laut. Zuletzt hörte er noch immer die Stuckert ſprechen, die ſich in der Tür mit Roſen unterhielt und kein Ende zu finden ſchien, bis dann — eine halbe Ewigkeit hatte es Thomaſen gedäucht — die Flurtür auch hinter ihr ins Schloß fiel.

Roſe kam den Gang herauf; er hörte es am Raſcheln der ſeidnen Röcke, ihre Schritte vernahm man auf dem dicken Läufer nicht. Dann öffnete ſie die Tür und ſtand hell beleuchtet in ihrem dunkeln Rahmen, mit geröteten Wangen, von der Unterhaltung angeregt.

„Der Pepi ſagt mir grad, du wärſt daheim,“ begann ſie, noch mit einem Nachklang des letzten Lachens in der Stimme. „Warum zeigſt du dich denn gar net? Ich ſag dir, fidel wars! So luſtig is net leicht bei einem andern Tee.“

„Ich war nicht in der Stimmung . . .“

„A geh . . .!“ lachte ſie. „Und der Niedermayr Aliſi, das is ein Kerl! Ganz neue Gſtanzeln hat er wieder gwußt. Der könnt ſich leicht ſein Brot als Salonkomiker verdienen, wenns mit dem Malen einmal ſchief ging.“

Thomas hatte ein paarmal verſucht, ſie zu unterbrechen.

„Roſe, ich muß mit dir über eine ernſte Angelegenheit ſprechen.“

„Was haſt du? Du machſt ſo ein Geſicht?“ fragte ſie mit theatraliſch verdeutlichter Anteilnahme in der

Stimme. — Auf einmal wies ſie auf die Staffelei: „Was is denn das?“

„Zugedeckt!“ ſagte er gleichgültig.

„Du haſt das ſchöne Bild übermalt? Wo du mindeſtens ſechs Wochen daran gearbeitet haſt? Das is na alles für die Katz gweſen? — Du biſt ein komiſcher Kerl!“

„Ja, das Zudecken geht raſcher,“ lächelte er trüb.

„Ja, lieber Freund, was willſt du nacher von mir? Hätteſt du mich zuvor gefragt, ich hätt dir geſagt: tus net! — Aber jetzt . . .?“

„Ich will nicht von dem Bilde mit dir ſprechen. Setz dich, bitte, ruhig hin, da auf den Stuhl, und hör zu.“

„Da bin ich doch geſpannt,“ ſagte ſie erbleichend und ſetzte ſich.

Hat ſie ein ſchlechtes Gewiſſen, weil ſie auf einmal ſo blaß wird? Dieſe Frage fuhr ihm wie ein Blitz durch den Kopf. Aber er ſchob ſie beiſeite zu den andern bittern Fragen und Phantaſieen, die ihn ſo oft in einſamen Stunden quälten, ihm den Atem verſetzten und ſein Blut in einer kranken Hitze durch die Adern trieben. — Darauf kam es hier nicht an; zu etwas anderm drängte die Stunde unerbittlich.

Und er erzählte Roſen, wie es um ſein Vermögen und die Verhältniſſe des Theaters ſtand, er erzählte ihr von den vergeblichen Verſuchen, die er gemacht hatte, Geld herbeizuſchaffen. Langſam und ausführlich, mit einer ſelbſtquäleriſchen Wolluſt ſprach er und verſchwieg nichts. Dabei hafteten ſeine Augen ängſtlich geſpannt auf ihrem Geſicht. Jede Miene, jedes der kurzen Worte,

die ſie dazwiſchen warf, verzeichnete er auf der Tafel ſeines Innern, über der der Name Roſe ſtand.

„So, jetzt weißt du alles," ſchloß er endlich.

Ein kurzes Schweigen folgte darauf. Dann ſagte Roſe langſam:

„So, das is ja recht erbaulich!"

„Roſe . . .!" bat er.

„Ja, ja, ja," ſagte ſie und ſchlug mit den Händen auf die Armlehnen ihres Seſſels, „es is ja alles ganz recht, aber . . . Weißt du, was ich dir zum Vorwurf mach?"

„Du . . .?" Er ſah überraſcht auf.

„Ja, dir! — Daß du mir nie was davon geſagt haſt, wie es ſtand."

Er ſeufzte:

„Du hätteſt es wohl merken können, wenn du dich ein bißchen mehr für meine Stimmung intereſſiert hätteſt."

„Ja, daß du Sorgen gehabt haſt . . . Aber . . ." Sie brach ab und ſah, das Kinn in die Hand geſtützt, auf die braun übermalte Leinwand.

„Roſe," ſagte er ſchmerzlich und warm, „verſtehſt du denn nicht, daß es Liebe von mir war . . . Ich wollte alles Schwere von dir fern halten . . . Ich hoffte ja auch . . ."

„Na ja," begütigte ſie und ſtand auf und ſtellte ſich neben ſeinen Stuhl, „es wird ja net gar ſo ſchlimm ſein." Und als er die Hände vors Geſicht ſchlug und kein Wort ſagte, begann ſie leiſe ſeinen Kopf zu ſtreicheln. „Geh, Kleiner, wer wird denn gleich verzweifeln? Der Doktor Bernburger ſagts ja auch . . .

Derfſt mirs glauben, ich hab ſchlimmere Zeiten gekannt.“

Er richtete ſich auf und ſah ihr ins Geſicht, bleich, mit großen, erwartenden Augen.

„Roſe, fühlſt du die Kraft . . .?“

„Ach geh, Kleiner, nimms net ſo tragiſch! Es kommt ſchon alles wieder in die Reih!“

„Meinſt du?“ Ein Erwachen von Hoffnungen war in ſeiner Stimme; er ergriff dankbar ihre Hände.

„Ja, und es iſt auch wirklich wahr . . . Wie der Volker mit den Gagen gewirtſchaftet hat . . .! Das heißt, eins ſag ich dir gleich: von meiner Gage laß ich mir nix abdividieren.“

„Roſe!“

„Nein, abſolut net! Das wär auch das höchſte! Heut hab ich das nimmer nötig. — Möcht wirklich wiſſen, wegen wem gehn die Leut ins Theater? — Wegen mir!“

„Aber Roſe, das können wir ja immer noch ſehen, jetzt . . .“

„Nein, ich kanns auch gar net, da koſten ja meine Toiletten bereits mehr.“

„Dafür wird ſchon geſorgt werden, Roſe. Laß mich nur dafür ſorgen!“

„Ach, Kleiner, wenn du kannſt . . .!“ ſeufzte Roſe leicht. „Und ſchau, ſchließlich is es ja auch dein eignes Intereſſe, daß deine Frau was verdient . . .!“

„Ach, Roſe, das iſt jetzt nicht ſo wichtig. Siehſt du, wenn ich jetzt einen Teilhaber bekomme, und er verlangt . . .“

„Geh, einen Teilhaber . . .! Das is ja Unſinn! Nein, du mußt das Theater ſchon allein behalten.“

„Wenn ich nur wüßte, wie ich das machen ſoll!“

„Fahrſt halt nach Riga und bitteſt deine Verwandten!“

„Ach, Roſe, wozu! Das iſt ganz vergeblich.“

„Geh, vergeblich . . .! Die tuns ſchon, wenn dus ihnen nur richtig ſagſt.“

„Nein, Roſe, du kennſt die Verhältniſſe nicht. Da kann ich ebenſogut hier bleiben und meinen Konkurs erklären.“

„A geh, Kleiner!“ Roſe ſetzte ſich auf die Seitenlehne ſeines Stuhles, legte einen Arm um ſeinen Nacken und nahm mit der andern Hand ſeine beiden Hände. „Schau, ſei net ſo verzweifelt! Ich ſehs ſchon ein, daß es dir net leicht fällt! Tus für mich, denk: wir beide . . .! — Mußt es deinen Verwandten nur richtig ſagen. Net gleich nachlaſſen, wenn ſie anfangs net wollen! Es ſteht doch genug im Spiel, daß man deswegen ein paar unangenehme Redensarten mit in Kauf nehmen kann. Gel, du fährſt nach Riga? Am liebſten gleich morgen! Gel?“

Er wehrte ſich noch, aber ſein Widerſtand gegen ihre Bitten und Liebkoſungen wurde immer ſchwächer. Es klopfte an die Tür.

„Herein!“ rief Roſe.

„Der Herr Direktor Volker wär da,“ meldete der kleine Diener.

„Er ſoll nur hereinkommen!“

Als Volkers ſchwere Schritte ſchon den Gang heraufkamen, trat ſie noch einmal zu Thomaſen, der trübſelig auf den Teppich ſtarrte, und legte zärtlich beide Hände auf ſeine Schultern. „Gel, du verſprichſt mir, daß du hinfährſt? Geh, ſei lieb und nett!“

„Ich verſprech es dir," ſagte er dumpf.

Sie gab ihm einen Kuß.

„So is recht, ſo biſt du ein guter Mann! — Und jetzt paß auf, es kommt noch alles in die Reih!"

Er legte den Arm um ſie und ſtreichelte zerſtreut ihre Schulter. Eine kalte Leere verbreitete ſich in ſeiner Bruſt. Er fühlte ſich unendlich dupiert, als ſei er jetzt erſt wirklich arm geworden. — Er wußte ſelber nicht, warum. — Was hatte er denn von Roſen erwartet, daß er ſich auf einmal ſo furchtbar allein vorkam? — War er nicht ein Narr, ein törichter, komiſcher Phantaſt?

Pepi öffnete von draußen die Tür, und Volkers krumme Geſtalt erſchien; auf ſeinem Geſicht lag ein dummes, ängſtliches Lächeln . . .

Am nächsten Vormittag hatte Thomas noch eine Menge zu beſorgen. So mußte er wegen ſeines Paſſes, den zu erneuern er ſeit langer Zeit verſäumt hatte, auf die ruſſiſche Geſandtſchaft; dort hatte er langen Aufenthalt.

Abgehetzt und müde kam er zum Mittageſſen nach Hauſe. Roſe war noch nicht von der Probe zurück. Er umkreiſte eine halbe Stunde lang in nervöſer Eile den gedeckten Tiſch und ſetzte ſich dann allein zum Eſſen. Die Suppe war angebrannt, der Braten vertrocknet.

Endlich kam Roſe, vergnügt wie jeden Tag, nur etwas wärmer und anſchmiegſamer als ſonſt, und ſprudelte einen Schwall von lachenden Entſchuldigungen wegen ihrer Verſpätung hervor.

„Pfui Teifel! Is die Suppen ſcheuslich!“ ſagte ſie nach dem erſten Löffel.

„Der Braten iſt auch nicht beſſer,“ erwiderte er und machte ein künſtlich unbefangnes Geſicht dazu, weil ihm während des Sprechens einfiel, Roſe könnte daraus einen philiſterhaften Groll wegen des ſchlechten Eſſens herausleſen. — Sie nahm die Sache aber von der heitern Seite:

„Ja, keine Hausfrau bin ich amal leider net. Aber am End hätts dich auch net recht gfreut, eine Köchin mit Gemüt zu heiraten.“

„Nein, eine Köchin nicht,“ ſagte er; gegen ſeinen Willen klang es leicht gereizt.

„Aber mehr Gemüt ſollt ich halt haben?“ fragte ſie mit ſinnend vorgeſchobnen Lippen und drolliger Miene.

„Du erlaubſt doch? Ich fühl mich ſo nervös?“ Er zündete ſich eine Zigarrette an.

„Bitt ſchön, Kleiner, geniert mich gar net! Aber glaubſt du wirklich, ich hätt ſo wenig Gemüt?“

„Weiß nicht.“ Das kam kurz, in einer Rauchwolke, hervor.

„A geh, ſei net ſo!“ bat ſie und faßte ihn unters Kinn. „Ich kanns halt net ſo zeigen, wie andre Leut. Beſinnſt dich nimmer auf den Witz im Simpliziſſimus: von den Bieſtern, die alles einwendig tragen?“

Er ſchwieg und blickte den Rauchſäulen nach, die er zur Decke ſchickte.

„Nein, ohne Scherz . . .!“ verſicherte ſie ernſthaft und drückte auf den Knopf der elektriſchen Glocke. Der Diener erſchien und nahm die gebrauchten Teller fort. Sie fragte:

„Na, Pepi, was giebts denn heut für eine Mehlſpeis?“ und zwinkerte mit den Augen.

„Strauben!“ grinſte Pepi.

„Na,“ meinte Roſe, „wenigſtens ein Troſt im trüben Daſein, wenn die geraten ſind und du noch net alle zſammgfreſſen haſt in der Küch. Ein ſchönen Gruß derfſt ausrichten an die Theres, und das Eſſen wär miſerabel geweſen.“

„Scho recht, gnä Frau,“ erwiderte Pepi vergnügt und machte, wie er mit dem Teebrett zur Tür hinausging, eine humoriſtiſche Handbewegung neben ſeinem rechten Ohr, die etwa ſagen ſollte: „Uijeh, heut ſpuckts!“

Thomas ſtand auf.

„Entſchuldige mich. Ich muß packen.“

„Du haſt ja aber noch gar nix geſſen. Und Strauben kann die Theres ſo gut. Überhaupt die Mehlſpeiſen kann ſie am beſten.“

„Danke, ich hab keinen Hunger.“ Er ging.

„Wart,“ rief ſie ihm nach, „gleich komm ich und bring dir deinen Kaffee und helf dir packen.“

Auch die Stunden, die ihm noch bis zu ſeiner Abreiſe blieben, brachte Thomas wie im Traume hin. Er dachte dabei ganz klar, er vergaß nichts, was noch zu erledigen war, er erwiderte Roſens Liebkoſungen mit einer läſſigen Zerſtreutheit; aber es war ihm dabei, als täte das alles ein andrer, und er ſelbſt läge in einer dumpfen Betäubung.

Roſe begleitete ihn auf den Bahnhof; am Zuge ſtellte ſich auch Volker ein. Sie hatten beide noch viel Worte: Ratſchläge, die wie das Plätſchern eines eiligen Baches zu ſeinen Ohren drangen, ſinnlos und wichtigtueriſch. Er ſagte nur immer Ja; ſeine Augen hafteten auf der Uhr da oben, deren großer Zeiger ſich zaudernd zu beſinnen ſchien, bis er wieder um einen Minutenſtrich weiterſprang. Endlich kam vom erſten Wagen her das Knallen der Türen, die zugeworfen wurden, ſchnell zu ihnen herauf.

Thomas gab Roſen einen flüchtigen Kuß, ſchüttelte Volkern die Hand und ſtieg ein.

Noch war er nicht in ſeinem Schlafkupee, als Roſe ſchon dringlich mit dem Schirm ans Fenſter klopfte. Er ließ es hinunter.

„Du,“ wiſperte ſie, „daß du mir aber gleich telegraphierſt, ſowie du das Geld haſt! — Ich werd in einer Unruhe ſein . . .!“

„Ja, natürlich, wir müſſens gleich wiſſen!“ fiel Volker ein. „Und für alle Fälle . . . Wo wohnſt du denn in Riga?“

Darüber hatte Thomas noch gar nicht nachgedacht. Er beſann ſich ...

„Hotel Frankfurt am Main," ſagte er dann.

„Ich will mirs notieren." Volker fand aber keinen Bleiſtift. „Na, das behalt ich auch ſo. Merk dirs auch, Roſe! — In Frankfurt hätt ich einmal beinah den Hamlet geſpielt ..."

Mit einem leichten Ruck zogen die Räder an, der Zug kam in langſame Fahrt.

„Alſo adieu!" rief Roſe und ging noch ein Stückchen nebenher. „Und gute Reiſe! Und daß du fei aufs telegraphieren net vergißt. Und an ruſſiſchen Kaviar und ein paar Flaſchen von dem guten Schnaps — den Namen behalt ich doch nie — kannſt du vielleicht mitbringen."

Sie blieb keuchend ſtehen und winkte mit dem Taſchentuche ...

Thomas holte einen dicken Münchner Roman, den er ſich als Reiſelektüre gekauft hatte, aus dem Handkoffer und begann ihn langſam aufzuſchneiden. Dabei ſchaute er gleichgiltig zum Fenſter hinaus. Feuerfarben ſtand der Abendhimmel über der ſtrengen Hochebne und tauchte ſie in einen braunvioletten Ton. Vereinzelte Mietkaſernen, Vorpoſten der großen Stadt, zeigten ſich an der Landſtraße, dann flog ſchon ein Bauernhof vorbei ... Ein kleiner Weiler ... Ein ländliches Kirchlein, die wälſche Haube auf dem weißgetünchten Turm, weite Wieſengründe im erſten Schimmer des Frühlings, Alleen, die die Straßen ſtumm und treu begleiteten ... Wohin? — Gleichviel; es führen alle Wege in ſich ſelber zurück. Plötzlich wurde es dunkler im Kupee.

Schwarzer Nadelwald hatte den Zug aufgenommen ... Und eine nach der andern glitten die Telegraphenstangen vorüber. Thomas sah zu, wie sich die Drähte von den weißen Isolatoren aus in schrägem Schwunge senkten, um wieder zur nächsten Stange aufzusteigen. Ewig dasselbe Spiel ...

Mit einem Seufzer klappte er sein Messer zu. Er wollte jetzt nicht denken, wozu konnte das dienen! Er begann zu lesen; aber gar bald ertappte er sich darauf, daß er irgend eine Beziehung in dem Buche nicht verstand, und merkte beim Zurückblättern, daß er schon mehrere Seiten gelesen hatte, ohne zum Bewußtsein ihres Inhalts gekommen zu sein. Seine Gedanken waren heimlich ganz wo anders. Bei Rosen. — Er legte das Buch hin und zündete sich eine Zigarrette an.

Lieber Gott, was wollte er denn eigentlich von Rosen? Sie war eben, wie sie war. Freilich, aus Liebe zu ihm etwas opfern, das würde sie nie. Aber auf ihre Art liebte sie ihn doch. Und wenn er ... Wo zwei sich lieben, ist der, der mehr und tiefer liebt, der schwächere. Das sind Binsenweisheiten, trivial wie alle ewigen Gesetze. — Es tat ihm ordentlich weh, wie er jetzt an Rosen dachte; so heiß fühlte er, daß er sie liebte. Und auf einmal war ihm, als glitte ein Netz von klebrigen Spinnenfäden an ihm hinunter. Er richtete sich auf seinem Sitze auf und machte seine Gestalt straff. — Sein Leben nehmen, wie es ist! sagte Thomas zu sich. Um Rosen kämpfen mit jedem Mittel! Und kostet es viel Scham und Opfer an Stolz und innerlicher Unberührtheit ... Was liegt daran! — Welcher Mensch gäbe nicht alles dahin für das eine,

was ihm das Glück ist? — Und mag dein Glück von der Art sein, daß es jeden Tag siebenmal zu atemloser Angst erstarrt ... Das Glück hat verschiedne Gesichter ... Was alle Welt für das Verhängnis eines Menschen hält, kann dieses Menschen einziges Glück sein ...

Thomas erkannte in dieser Stunde seines Lebens Wert und Zweck und Sonne in Rosen, und in ihr allein. — Wo sollte er seinem Dasein auch sonst einen Inhalt suchen? — In seiner Kunst? — Du lieber Gott, wußte er denn, ob, was er schaffen könnte, diesen Namen überhaupt verdiente? — Konnte selbst die höchste Künstlerschaft jemals Glück sein? Ein berauschtes Vergessen des Unglücks vielleicht für kurze Stunden, geistiges Morphium für sinnliche Schmerzen, betäubend, aber vergiftend ... War Kunst nicht wie eine schleichende Krankheit, und eine lächerliche Krankheit dazu, wenn einer ein kleiner Künstler war? Und daß sie heutzutage zur Epidemie geworden war, konnte man wirklich alles andere eher als tröstlich nennen. — Wie hieß doch noch die Phrase, die als Motto über Tegtmaiers Zeitschrift prunkte: Kunst nicht mehr über unserm Leben — unser Leben selbst Kunst!

„Jawohl!“ sagte Thomas ganz laut vor sich hin, und in diesem Worte lag ein so befriedigter Hohn, daß man ihn hätte für Schadenfreude halten können, — oder aber für die befreiende Wollust von Bilderstürmern, die besudeln, wo sie angebetet haben ...

Der Kellner kam, und Thomas bestellte sich sein Abendessen. — Er aß in trüben Gedanken, aber mit besserm Appetit, als seit langer Zeit.

Dann ließ er ſein Bett machen und ſchlief bald ein. Jedoch auf dem bayeriſchen Bahnhofe in Leipzig wurde er durch hohe Stimmen geweckt, die draußen in ſächſiſchem Tonfall kreiſchten. Thomas ſchob das Rouleau ein wenig zur Seite. Der Mann mit der roten Mütze draußen ſchrie ſeine Anordnungen heraus, daß man hätte meinen können, er wäre in der höchſten Wut; aber es geſchah nur aus Eifer und im Gefühle ſeiner Wichtigkeit und Verantwortlichkeit. — Ja, man war hier nicht mehr im bummeligen Bayern, ſondern in Norddeutſchland, wo die Poſtbeamten Sonntags ihren Degen tragen . . .

Thomas legte ſich wieder hin und dachte mit Liebe an München, die leichtſinnige Stadt mit ihren menſchlichen Menſchen. Mit dem Schlafen war es vorbei; in langen, qualvollen Stunden kämpfte er faſt mit nervöſer Erbitterung gegen ſeine Gedanken, die ihn keine Ruhe mehr finden ließen, und war froh, als der Zug ſchließlich zwiſchen den Häuſern von Berlin polterte, die im nüchternen Frühlicht gleichſam lange Geſichter zogen. —

Er nahm ſich eine Droſchke und fuhr zum Friedrichſtraßenbahnhof hinüber. Mit wüſtem Kopfe ſah er ſich das erwachende Berlin an, wo die Leute ſchon um dieſe Stunde Eile hatten. Wie häßlich ihm dieſe Menſchen vorkamen! Waren ſie nicht wie Maſchinen, täglich aufgezogen durch das Bedürfnis, ihr nacktes Leben zu friſten? War denn das nackte Leben wirklich wert, gelebt zu werden? — Aber vielleicht hatten es dieſe Proletarier beſſer als er. Sie hatten ihre Hoffnung . . . Und er . . .?

Wieder ſaß Thomas im ſtoßenden Zuge, mit eingenommenem Kopfe, ohne denken zu wollen, faſt dreißig Stunden lang, mit einer kurzen Unterbrechung auf der Grenze.

Endlich beſtieg er in Dünaburg den Waggon, der ihn nach Riga bringen ſollte. Noch ein paar Stunden, dann müßte alles bittre heruntergeſchluckt werden, das er bisher von ſich geſchoben hatte, als läge noch eine lange, lange Zeit vor ihm.

Der Zug war überfüllt. Bei Thomaſen ſaßen ein paar junge Balten: Studenten, die zu den Oſterferien aus Deutſchland heimkehrten. Sie unterhielten ſich lärmend und ſehr ungeniert, ja, ſie ſuchten ſogar die Wirkung ihrer burſchikoſen Witze mit ſchnellen Seitenblicken auf Thomaſens Geſicht zu leſen. Ihn quälte das geradezu; ſchweigend ſah er zum Fenſter hinaus, in die weiße Schneelandſchaft. Hierher war noch keine Ahnung des Frühlings gekommen. Die Düna, die ein paarmal zur Linken ſichtbar wurde, war zugefroren, hie und da ſah man einen Bauernſchlitten in kurzem Trabe auf der Chauſſee daherfahren. Die Pferdchen mit den großen Heubäuchen waren bereift, und die Bauern ſchlugen die Arme heftig übereinander, um ſich warm zu machen ...

Schon Römershof! Zehn Minuten Aufenthalt! Alles ſtrömte hinaus. Auch Thomas ging in den Warteſaal und aß haſtig ein Butterbrot und trank ein Glas Bier. Dann ſtand er bis zur Abfahrt auf dem Bahnſteige. Ihm graute vor der rauchigen Luft in dem überheizten Wagen. Erſt beim dritten Glockenzeichen ſtieg er ein. Jetzt hatte er nur noch zwei Stunden zu fahren ... Er

mußte daran denken, wie er das letzte Mal nach Riga heimgekommen war, an das Totenbett seines Vaters. Sein Herz klopfte unruhig wie damals. Aber jenes Schwellen, das sich damals in seiner Brust gerührt hatte, jenes Beben des Wiedersehens spürte er heute nicht. War ihm die Heimat so fremd geworden? Ach ja, seine Heimat lag wohl, wo Rose war, wo seine Arbeit war. Er reiste in die Fremde, in Geschäften, für ein paar ungeduldige Tage ...

Gleich, als Thomas auf den Bahnhofplatz hinaustrat, erblickte er etwas, was er nicht kannte. Prunkend in üppigen Formen, leuchtend von Gold und bunten Marmortönen, stand in dem gelblich grauen Schnee des weiten Platzes ein kleines byzantinisches Bauwerk, ein fremder Farbenfleck inmitten der nüchternen Häuser ringsum.

„Was ist das?" fragte Thomas, während er in einen der kleinen Schlitten stieg, den Kutscher.

„Was, Jungherr?"

„Das da!"

„Votivkapelle, Jungherr!"

„Votivkapelle?"

„Ja, Jungherr. Katastroff bei Borki."

Thomas konnte sich im ersten Augenblick nichts dabei denken. Erst nach einigem Besinnen fiel ihm ein, daß vor einigen Jahren bei der Station Borki ein Hofsonderzug entgleist war, ohne daß jemand von der Kaiserlichen Familie verletzt worden wäre.

Das gab ihm gleich ein Bild davon, wie fremd er hier geworden sein müsse. Dinge, die hier sicher den

tiefſten Eindruck gemacht und ſich unauslöſchlich in aller Menſchen Gedächtnis gegraben hatten, — an ihm da draußen war die Kunde davon vorübergerauſcht wie andre Zeitungsneuigkeiten.

Die Kutſcher in Riga fuhren noch immer in dem Tempo, das er aus ſeiner Jugend kannte, mit Peitſchenknallen und Lippenſchnalzen und lautem Njo- und Eh-geſchrei. Um die Ecken ging es ſo ſchnell, daß der Schlitten jedesmal ins Rutſchen kam und oft gegen die Randſteine des Trottoirs donnerte. Als der Kutſcher einmal beinahe einen ruſſiſchen Arbeiter in Filzſtiefeln überfahren hätte, zog er ihm eins mit der Peitſche über und ſchrie wütend:

„Ak tu meita!“ was Thomas ſich noch aus dem Lettiſchen in ein deutſches: „Ach du Aas!“ überſetzen konnte. — Der Arbeiter ſtand ruhig, ſah dem Schlitten mit runden Augen nach und rieb ſich die von der Peitſchenſchnur getroffne Hand, während der Kutſcher ihm noch allerlei Schimpfworte zurief.

„Warum hauſt du den Mann?“ fragte Thomas und verfiel damit unwillkürlich in die rigiſche Gewohnheit zurück, die Droſchkenkutſcher zu duzen.

„Schadt nichts, Jungherr! Was brauch er laufen, der Ljurba, wo ich fahr! Hat er keine Augen nich? Wenn er ieberjefahren wird, ſchreibt mir Gardewai auf. Un tas neie Polizeimeiſter! Nummer läßt er wegnehmen gleich auch! — Kann er nich ſehen, der Schullik! Was brauch er laufen!“ —

Die Häuſer an den Boulevards, die Thomaſen als Knaben in ihrem neuen Glanze der Gipfel architektoniſcher Schönheit gedäucht hatten, ſahen ihn jetzt

ſehr trübſelig an. Er mußte unwillkürlich an ſeinen Beſuch bei Herrn Mooseder in der Äußeren Wienerſtraße denken.

Viel heimiſcher fühlte er ſich, als der Schlitten die einſtöckigen Holzhäuſer der Petersburger Vorſtadt erreichte, die ſo gemütlich und beſcheiden dalagen, grau geſtrichen, mit weißen Fenſterſtöcken, große Schneehauben auf den Dächern. Und dazu kam das raſtloſe hundertſtimmige Singen der Schlittenglocken in der Luft. — Das hatte doch etwas, was ihn ſeine Sorgen für einen Augenblick vergeſſen ließ und ſein Herz groß machte in ergriffner Beklommenheit.

Sein Vetter Harry Kerkhoven war Thomaſen der unſympathiſchſte unter den rigiſchen Verwandten, und doch ſuchte er ihn zuerſt auf, und nicht den Onkel Staatsrat. Warum er ſo handle, machte er ſich ſelbſt nicht klar.

Merkwürdig wurde ihm doch zumute, als er in der engen Altſtadtgaſſe vor dem Hauſe ſtand, wo er geboren war. Verändert hatte ſich wenig daran. Nur, daß die Faſſade einen häßlichen, gelbbraunen Ölfarbenanſtrich erhalten hatte, und daß neben der Haustür ein ovales Schild kundgab, daß ſich hier das perſiſche Konſulat befinde . . .

Thomas ſtand eine Zeitlang vor dem Hauſe; dann ſtieg er ſehr ſchnell die drei Stufen hinauf und trat ins Kontor, wo ſich fünf bis ſechs Angeſtellte — lauter fremde Geſichter — rechtſchaffen zu langweilen ſchienen. Er wußte es von früher her: im Winter gab es im Geſchäft wenig zu tun.

Alle Köpfe erhoben ſich, erfreut, daß endlich einmal etwas paſſierte; der Fremde wurde aufmerkſam gemuſtert. Augenſcheinlich wußte man aber nichts rechtes aus ihm zu machen. Der jüngſte Lehrling, ein beſonders bleichſüchtiges Exemplar ſeiner Gattung, das ſich außerdem durch einen märchenhaft hohen, nicht eben ſaubern Stehkragen auszeichnete, latſchte mit baumelnden Armen vom Kopiertiſch her auf Thomaſen zu und fragte, womit er dienen könne. Er bekam eine Viſitenkarte, die er mit einem verſtohlnen Blick prüfte, während er an die Tür zum Privatkontor klopfte. — Alsbald erſchien Harry Kerkhoven.

„Ah, Thomas! Tritt doch näher!“

Aber ſchon in dieſen Worten, denen er mit Rückſicht auf das Perſonal einen erfreuten Klang zu geben bemüht war, lag ein gewiſſes Unbehagen, geweckt durch unangenehme Ahnungen.

„Na, auch wieder einmal im Ländchen?“ fragte Harry leichthin, als ſie ſich allein gegenüber ſaßen. „Nimmſt du eine Papiros?“

Als die Zigaretten brannten, ſagte Thomas plötzlich, mit einem trocknen Gefühl im Munde:

„Leider iſt die Veranlaſſung meines Beſuches nicht gerade beſonders erfreulich.“

„Aha! Ja, das konnte ich mir, aufrichtig geſtanden, denken. Wegen unſrer ſchönen Augen wärſt du wohl kaum gekommen.“ Harry zog mit einer ſchnellen Bewegung ſein Schnupftuch aus der Bruſttaſche und trocknete ſich ſeine Glatze ab.

„Lieber Harry . . .“

„Jawohl, mein lieber Thomas, du möchteſt alſo Geld

auftreiben ... Und da muß ich dir gleich ſagen: ich bin abſolut nicht in der Lage, dir auch nur einen Kopeken zu geben. Geſetzt ſelbſt den Fall, daß ich wollte, ich kann nicht, es iſt mir unmöglich ... Du mußt auch bedenken, wie viel Geld bis vor zwei Jahren dem Geſchäft jährlich durch die Auskehrung der Kaufſchillingsraten an dich entzogen worden iſt. Es iſt mir oft nicht leicht geworden, aber ich wüßte nicht, daß ich jemals auch nur einen Tag im Rückſtande geblieben wäre."

„Aber Harry, das beſtreitet ja kein Menſch ..."

„Nein, das wäre auch mehr als naiv."

„Aber was hat das denn mit dieſer Sache zu tun?"

„Was das damit zu tun hat? — Du biſt wirklich köſtlich!"

„So hör doch erſt einmal, worum es ſich überhaupt handelt."

„Bitte! Da bin ich ſogar ſehr geſpannt."

Thomas erzählte. Er bemühte ſich, recht diplomatiſch zu ſein und alles in eine für den Standpunkt ſeines Vetters möglichſt günſtige Beleuchtung zu ſetzen. Das geſchah faſt unwillkürlich, und er empfand es gleichzeitig als eine Selbſterniedrigung, daß er nicht ganz aufrichtig war. — Aber wäre das Harry gegenüber möglich geweſen, gegenüber dieſem kleinlichen Krämer mit dem mokanten Lächeln für alles, was er nicht verſtand? — Auch das mußte heruntergewürgt werden. Thomas empfand jetzt, was es heißt: abhängig ſein von andern, angewieſen ſein auf andre. — Hieß das nicht immer: zu ihnen hinuntergezogen werden, ja, unter ſie hinunter? — Freilich, es wäre ſtolzer geweſen, wenn er alle ſeine Torheiten und alle Fehler, die er gemacht

hatte, ſchonungslos offenbart hätte. Aber Harry war nicht der Mann dazu, das zu würdigen; er hätte auch dann wohl ſo ungläubig dreingeſchaut wie jetzt, ſein ſuperkluges Kopfſchütteln wäre noch heftiger, der Ton ſeiner gleichſam freudig ironiſchen Interjektionen ſüffiſanter geweſen.

„Na ja!“ ſagte er, als Thomas zu Ende war und, die Hände feſt ineinander geſchlungen, auf ſeine Kniee ſtarrte, „weißt du, wer dir das ſchon vor drei Jahren hätte vorausſagen können?“

„Ach ja . . .“ wehrte Thomas ab und machte eine reſignierte Handbewegung.

„Ich hätte es dir prophezeien können. Frag Papa, ob ich nicht immer geſagt habe, die Geſchichte mit dem Theater kann gar kein gutes Ende nehmen?“

„Du ſcheinſt ja ſehr ſtolz auf das Eintreffen deiner Prophezeiung zu ſein?“ Thomaſens Frage klang gereizt.

„Na, weißt du, lieber Thomas, ich finde nicht, daß deine Familie Grund hat, ſtolz auf irgend etwas zu ſein, was mit dir zuſammenhängt.“

„Mag ja ſein! Das verlange ich auch gar nicht . . .“

„Du verlangſt fünfundzwanzigtauſend Rubel, ich weiß ſchon. — Als ob das ein Butterbrot wäre!“

„Aber ich wüßte auch nicht, wodurch ich meinen Verwandten Schande gemacht hätte . . . Und außerdem will ich ja nichts geſchenkt haben. Es handelt ſich um eine Kapitaleinlage in mein Geſchäft . . . Schließlich haſt du ja auch Jahre lang Geld von mir in deinem Geſchäft gehabt.“

„Na, weißt du, das iſt doch wohl was andres. Erſtens iſt das hier ja kein Theater . . .“

„Das iſt ja doch ganz einerlei!“

„Mir nicht! — Zweitens bin ich gelernter Kaufmann und biete damit Garantien, die du . . .“

„Die ich nicht bieten kann. Schön! Und drittens . . .?“

„Drittens, drittens . . . Drittens wäre es abſoluter Wahnſinn, dir auch nur einen Kopeken zu geben. Wozu denn? Du haſt glücklich dein ganzes Vermögen hineingebuttert, und ich ſoll jetzt fünfundzwanzigtauſend Rubel hinterherſchmeißen. Da werf ich ſie doch lieber in die Düna; dann weiß ich wenigſtens, wo ſie geblieben ſind.“

Thomas nahm ſich dieſem Ton gegenüber mit aller Gewalt zuſammen. Er dachte an Roſen und wußte, wieviel für ihn auf dem Spiele ſtand. Geduldig ſetzte er noch einmal auseinander, wie dieſe Hilfe alles retten und ihm mit der Zeit ſogar zur Wiedererlangung des heute verlornen verhelfen könne. — Aber es war vergeblich.

„Lieber Thomas, wenn die Sache ſo ſicher wäre, wozu brauchteſt du dann zu mir zu kommen? Für ſo ein großartiges Geſchäft hätteſt du in München wohl auch Geld kriegen können.“

„Verſteh mich doch, Harry, es iſt ſicherlich unſinnig gewirtſchaftet worden in dem Theater . . .“

„Ja, davon bin ich allerdings auch überzeugt . . .“

„Aber ich will dem jetzt ja ein Ende machen.“

„Beſter Thomas, daß dus willſt, bezweifle ich nicht. Es iſt aber noch niemand über Nacht ein guter Geſchäftsmann geworden.“

„Was braucht man dazu für ein Geſchäftsmann zu ſein? Das ſagt einem doch der geſunde Menſchen-

verſtand; ſo und ſo viel nehme ich ein, alſo darf ich, um einen Gewinn zu haben, nur ſo und ſo viel ausgeben."

„Wenn du meinſt, daß das ſo einfach iſt, warum haſt du das denn nicht ſchon lange getan?"

„Verzeih, Harry, aber ich ſehe den Wert aller dieſer Warums und Wozus nicht ein. Darauf kommt es ja nicht an, und das ändert die Situation nicht im geringſten. Wie ſie auch entſtanden ſein mag, ſie iſt einmal da, und meine Frage war ja nur, ob du mir heraushelfen kannſt und willſt?"

„Nein, ich kann nicht; und ich will auch nicht."

„Ja, dann ..." ſtieß Thomas hervor und verſtummte.

Er hatte ſagen wollen, daß damit ſeine Miſſion hier beendet wäre, und daß er gehen wolle. Aber er ſchwieg und blieb ſitzen, bleich, die Hände ineinandergekrampft, damit ſie nicht zitterten. War es noch eine vage, unſinnige Hoffnung, die ihn hielt? War es eine Galgenfriſt von ein paar Minuten, die er ſich ſtellen wollte?

Harry muſterte mit ſeinen runden Augen das Plakat einer Dampfergeſellſchaft, das ihm gegenüber an der Wand hing. Dabei machte er drehende Kopfbewegungen, als ob ihn ſein Kragen beenge. Er fing ſogar zu pfeifen an, ohne Ton, brach aber gleich wieder ab. Von Zeit zu Zeit irrte ſein Blick, ſcheu gleichſam, zu Thomaſen hinüber. Schließlich unterbrach er das Schweigen durch ein Räuſpern und ſagte dann:

„Siehſt du, und wenn ich wollte, ich könnte gar nicht. Das Geſchäft gehört, genau genommen, ja nur zum Teil mir. Papa und, als ſeine einſtigen Erben, Burchard

und Joachim haben in der Sache genau ſo gut mitzuſprechen . . ."

Thomas blickte auf.

„Glaubſt du . . .?"

„Ich weiß ja nicht. Und . . . Ich will dir gar nichts vormachen . . . Ich bin es meinem Gewiſſen ſchuldig, Papa abzuraten . . . Aber er hat für ſeine Verwandten ja immer ungeheuer viel getan . . . Mehr vielleicht, als er ſeinen Kindern gegenüber verantworten konnte . . . Was er in dieſem Falle tun wird und tun kann, weiß ich natürlich nicht . . ."

„Du meinſt alſo, daß dein Vater am Ende doch . . .?" Thomas fühlte ſich innerlich dankbar für dieſen Aufſchub der Entſcheidung, obgleich er ſich wenig Hoffnung machte. Und dabei däuchte er ſich innerlich ſo klein und ſchwach und mutlos.

Harry ſah nach der Uhr:

„Dreiviertel vier. Um vier wird bei Papa gegeſſen. Ich eſſe auch noch immer bei den Eltern. Mittag wenigſtens. Dann kannſt du gleich mitkommen. Papa hält jetzt am Nachmittag keine Sprechſtunden mehr und macht auch nur in dringenden Fällen nach Tiſch Beſuche. Und Burchard und Joachim will ich ſagen laſſen, daß ſie nach dem Eſſen mal ankommen ſollen."

Thomas hatte ſchon die Hand erhoben, um eine abwehrende Bewegung zu machen, aber er ſeufzte nur leiſe . . .

Der Staatsrat Kerkhoven empfing ſeinen Neffen mit einer gemeſſenen Freundlichkeit, der eine Doſis Salbung beigemiſcht war und ein heimlicher Triumph

darüber, daß alle ſeine ſchlimmen Befürchtungen in Erfüllung gegangen waren.

Auch Tante Caroline merkte deutlich, daß irgend etwas in der Luft lag; und was es wäre, erſchien ihr nicht zweifelhaft. Sie bemühte ſich daher bei Tiſche mit verſtimmendem Eifer, nicht an die gefährliche Stelle zu rühren; ſie ſprach ſehr ausführlich von einer Reiſe nach München, die ſie mit ihrem Manne vor ungefähr zwanzig Jahren gemacht hatte. Und ſie erzählte Thomaſen von der Stadt, als hätte der ſie noch nie geſehen und müßte von ihr orientiert werden. Für die größte Sehenswürdigkeit nächſt der Bavaria erklärte ſie den chineſiſchen Turm im engliſchen Garten. Der Konſul vermied gleichfalls das Thema, an das alle dachten; er aß ſchweigſam und zeigte nur hie und da durch ein Wort oder ein höfliches Auflachen, daß er der Erzählung ſeiner Mutter folge.

Der Staatsrat ließ ſeine ſchneeweiß gewordnen Bartkoteletten häufig durch die gepflegten Hände gleiten und richtete ein paarmal das Wort an Thomaſen. Es waren gleichgiltige Dinge, wonach er fragte, aber in ſeinem öligen Tone lag etwas eigen bedeutſames. — In dem Augenblick, wo Tante Caroline die Tafel aufhob, trat Burchard Kerkhoven ein.

„Der Herr ſei mit Euch!“ ſagte er mit ſeiner groben Baßſtimme, ſelbſtverſtändlich, wie andre Leute guten Tag ſagen.

„Guten Tag, Burchard,“ ſagte Thomas und gab ihm die Hand. Er verſpürte dabei eine ſonderbare Verlegenheit. Als hätte er einen Grund, ſich der ſalbungsvollen Begrüßungsformel ſeines Vetters zu ſchämen ...

Alle gingen in den Saal hinüber, der ſich ſeit Thomaſens letztem Beſuche wohl in Einzelheiten, nicht aber in ſeinem Geſamteindruck verändert hatte. Als beſonders auffällige Neuerung drängte ſich einem ein Ölbild in breitem Goldrahmen auf, ein Porträt des Staatsrates, auf dem der Stanislausorden nicht vergeſſen war. —

„Wo nur Joachim bleibt?“ Der Staatsrat ſah ſtirnrunzelnd auf die Uhr.

„Er wird ſich von ſeiner Frau nicht trennen können!“ bemerkte Paſtor Burchard, und ſein Ton war ſchärfer als ſeine Worte.

„Es iſt gleich dreiviertel,“ ſtellte Tante Caroline feſt, um etwas zu ſagen.

Der Regulator hob zum Schlagen aus, und in demſelben Augenblick trat der Erwartete ein. Er war groß und ſchlank und ging ein wenig gebückt. Seine blonden Locken trug er ſo lang, daß ſie ihm etwas buckliges gaben. Er hatte einen weichen Vollbart und große, blaue Augen. Augenſcheinlich war es ſein Wunſch, wie ein ſchwärmeriſcher junger Apoſtel auszuſehen. Thomas aber mußte unwillkürlich an ſächſiſche Kunſtakademiker in ihrem erſten Münchner Semeſter denken.

Joachim begrüßte Thomaſen mit einer Lebhaftigkeit, die ein bischen fahrig war; er genierte ſich erſichtlich vor ſeinen Eltern und den Brüdern ... Sonſt wäre die Begrüßung herzlicher geworden, das empfand Thomas deutlich.

„Lieber Joachim, es hat eben dreiviertel geſchlagen,“ tadelte der Staatsrat mild.

„Entſchuldigt, aber ...“

„Du hatteſt natürlich ſo furchtbar viel zu tun!“ höhnte Burchard.

„Bitte, ich . . .!“ begann Joachim gereizt, aber der Staatsrat ſetzte ſein konziliantes Lächeln auf und ſagte:

„Ja, nun wären wir ja alle da! — Liebe Caroline . . .“

Die Staatsrätin erhob ſich haſtig:

„Ich will mich ein bischen zurückziehen. Ich möchte ein Schläfchen machen. — Wir ſehen uns ja nachher noch, mein lieber Thomas. Du bleibſt doch zum Abendbrot?“

„Ich . . . Ich weiß wirklich . . . Danke ſchön, Tante Caroline.“

„Alſo auf Wiederſehn!“

„Alſo,“ ſagte der Staatsrat, als die Männer unter ſich waren, „jetzt wird uns unſer lieber Thomas erzählen, was für ein Anliegen ihn hergeführt hat. Denn ich täuſche mich wohl nicht, wenn ich deinen Beſuch ſo auffaſſe?“

Die weißen Hände glitten von den lächelnden Mundwinkeln aus an den Bartkoteletten abwärts.

„Allerdings,“ ſtammelte Thomas und erzählte — zum wievielten Male! — die Geſchichte ſeiner Geldverlegenheiten.

Der Hofrat lauſchte ſchweigend und nickte an geeigneten Stellen gleichſam befriedigt, während Paſtor Burchard ſeinem entrüſteten Staunen durch kurz hervorgeſchnarchte Naſenlaute Ausdruck gab. Der Konſul langweilte ſich und ſtudierte mit hochgezognen Brauen ununterbrochen den Firmendruck auf dem Mundſtück ſeiner Zigarrette, und Joachim ſah faſt aus, als ob er der beichtende arme Sünder wäre: in ſolcher Verlegenheit

ſchien er zu ſein. Unruhig ſchlug er ein Bein um das andre und ſchabte mit dem Fuße das Schienbein, preßte ſeine gefalteten Hände zwiſchen die Kniee und riß daran, daß die Knöchel knackten.

„Na ja," nickte der Staatsrat, noch immer lächelnd, als Thomas mit einem: „Und ſo wollte ich Euch alſo fragen . . ." geſchloſſen hatte.

„Was wollteſt du von uns?" fragte Burchard ſchroff. Der Staatsrat wehrte ihm mit einer Handbewegung.

„Ich kann wohl ſagen: ganz — aber wirklich ganz —, wie ich mirs gedacht hatte!"

Thomas ſchwieg.

„Und, lieber Thomas, da willſt du alſo, daß ich dir das Geld geben ſoll, um . . . Um dieſe Sache weiter zu treiben?"

„Ich wollte dich allerdings bitten . . ." ſtieß Thomas hervor.

„Das wäre ja ein Frevel von Papa!" ſchnaubte Burchard.

„Lieber Burchard, überlaß doch, bitte, mir, was ich tun will."

„Ich dachte, wir ſind herbeſtellt worden, um unſre Meinung zu ſagen."

„Natürlich, ich werde dich nachher auch darum bitten. Aber dieſe ungeheure Intereſſiertheit, wo es ſich um die Verwendung meines Geldes handelt, iſt hier nicht recht am Platze. Ich hoffe noch recht lange zu leben . . ."

„Du ſcheinſt zu befürchten, ich ſpekuliere auf deinen Tod? Bei mir brauchſt du dir wirklich keine Sorgen darüber zu machen . . . Wenn ich das immer wieder

hören muß, verzichte ich lieber auf die ganze Erbschaft."

„Du biſt der wahre Jakob!" bemerkte der Konſul.

„Schreckliche Drohung!" lächelte Joachim; er machte dieſe Bemerkung ziemlich naiv in dem Tone, wie die Schauſpieler in ältern Luſtſpielen beiſeite ſprechen, fürs Publikum, während der Mitſpielende ſich taub ſtellen muß. — Eine ſolche Rolle lag jedoch Burchard gar nicht.

„Du brauchſt nicht von dir auf andre zu ſchließen!" fuhr er auf Joachim los.

„Das verbitte ich mir!" ſtotterte der.

Der Staatsrat beſchwichtigte wieder.

„Wenn Thomas euch ſo reden hört, muß er ja glauben ... Das ewige Zanken! Der Kerkhovenſche Erbfehler! Und dabei ... Gott ſei Dank weiß ich genau, daß von meinen Söhnen kein einziger auf meinen Tod ſpekuliert." Er lächelte ölig.

„Burchard fängt ja immer Killakalla an!" ſtellte der Konſul gleichmütig feſt.

„Ja, du ...!" war Burchards Antwort, „du haſt allerdings leicht reden. Du haſt dein Erbteil voraus bekommen."

„Wieſo?" Harry ſetzte ſich jetzt auch in Kampfpoſitur, und Joachim ſchlug ſich auf ſeine Seite.

„Das iſt ja ein Unſinn," ſagte er. „Und haſt du dich vielleicht zu beklagen? Wer hat dir denn das Geld gegeben, um dir das Haus zu bauen?"

„Jawohl, das paßt dir wohl nicht? Dir kann man allerdings kein Geld in die Finger geben, mein Lieber. Wo dich der Schuh drückt, wiſſen wir auch."

„Kümmer du dich nur um deine eigne Frau!"

„Bitte, meine Frau trägt keine ſeidnen Unterröcke. Meine Frau hat bei meiner Gemeinde noch nie dadurch Ärgernis erregt, daß ſie in die Kirche hereingerauſcht iſt und die Leute in ihrer Andacht geſtört hat. Das paßt ſich für eine Paſtorin ſchlecht, mein Lieber.“

Joachim ſtotterte wütend:

„Meine Frau kann tun, was ſie will. Meine Frau hats gar nicht nötig, ſich anzukleiden wie ne Vogelſcheuche! Meine Frau geht dich gar nichts an! Und überhaupt hat meine Frau erſt geſtern drei Beſuche bei armen, kranken Gemeindegliedern gemacht.“

„Zeichen und Wunder!“ ſpöttelte Burchard.

„Burchard, jetzt iſts genug!“ ſagte der Staatsrat auf einmal ſo energiſch, daß ſeine Söhne es vorzogen, zu ſchweigen. Gleich darauf aber lächelte er wieder, als ob nicht das Geringſte geſchehen wäre.

„Alſo, lieber Thomas, ſetzen wir einmal den Fall, daß ich dir die gewünſchte Summe geben würde ... Dann würde alſo alles beim Alten bleiben?“

„Ja ... Ich bin allerdings überzeugt davon, daß ich mir damit das Theater erhalten und mit der Zeit ſogar das hineingeſteckte Kapital wieder herausbekommen könnte. Wie geſagt, an ſich iſt das Unternehmen durchaus rentabel ...“

„Ein Theater rentiert ſich bekanntlich nie,“ behauptete der Staatsrat.

„Wie meinſt du das?“

„Mein lieber Thomas, mir kannſt du in der Beziehung nichts erzählen. Ich bin ja ſelbſt Garant und Komiteemitglied des Stadttheaters und weiß

leider ſehr genau, wie viel ich jährlich dazuzahlen muß."

„Das ſind doch ganz andre Verhältniſſe . . . Es gibt genug Leute, die an einem Theater in zehn Jahren reich geworden ſind."

„Zu denen gehörſt du aber nicht, lieber Thomas. — Siehſt du nun, wie ſehr ich damals recht hatte, als ich dir riet, dein Studium zu beenden! Aber du wollteſt nicht auf mich hören."

„Ja, was hat das aber damit . . .?"

„Wenn du ausſtudiert hätteſt, ſtände dir jetzt die ſchönſte Karriere offen . . ."

„Ich weiß nicht . . . Ich verſteh nicht recht . . ."

„Denn ganz aufrichtig, lieber Thomas . . . Mit deiner Kunſt . . . Wieviel haſt du denn ſchon mit deinen Bildern verdient? Viel kann es wohl nicht ſein . . .?"

„Nein, aber . . ."

„Siehſt du alſo! Ganz, wie ich dir damals geſagt habe!"

„Ich verſteh aber immer noch nicht, was das . . . Es handelt ſich jetzt doch um das Theater . . ."

„Jawohl, darauf wollte ich gerade kommen . . . Alſo, wie geſagt, von dieſem Theater halte ich gar nichts, und du mußt ſehen, daß du es ſo ſchnell wie möglich los wirſt."

„Aber dann habe ich ja gar nichts."

„Das haſt du jetzt ja auch nicht. Und wenn ich dir das Geld wirklich geben würde, würdeſt du nach einem halben Jahre genau da ſtehen, wo du heute ſtehſt."

„Alſo, Onkel Albert, du willſt mir das Geld nicht geben?" fragte Thomas zaghaft.

„Was ich will, mein lieber Thomas, werde ich dir gleich ſagen. — Das ganze Geld kann ich dir nicht geben: das könnte ich ſchon meiner Familie gegenüber nicht verantworten. Und das iſt auch gar nicht nötig.“

„Aber . . .“ wollte Thomas einwenden.

„Das wäre aber doch ſchade!“ rief der junge Paſtor unbedacht.

Der Staatsrat ſah ihn ſtreng an.

„Joachim, ich möchte wirklich wiſſen . . . Was ververſtehſt du denn davon?“

Burchard ſagte ſcharf:

„O, Joachim verſteht vom Theater vielleicht mehr als von der Seelſorge. — Er, als Paſtor, hält es ja auch für richtig, in Stücke wie Ibſens Nora zu gehen . . .“

„Warum ſoll ich das denn nicht?“

„Weil ſich das für einen Geiſtlichen nicht paßt!“

„Darin kann ich Burchard nicht unrecht geben,“ unterbrach der Staatsrat den Streit. „Na, Joachim, du wirſt auch älter und vernünftiger werden. — Um aber wieder zu dem Anlaß zu kommen, der uns heute zuſammengeführt hat . . . Lieber Thomas, du haſt dich eigentlich mir und den Meinen gegenüber nicht auf den richtigen verwandtſchaftlichen Standpunkt geſtellt . . . Wenn ich dir trotzdem meine Unterſtützung gewähren will, ſchreibe es bitte nicht deiner Perſönlichkeit, ſondern dem Namen zu, den du trägſt.“

Thomas nickte mechaniſch und wollte ſeinen Ohren kaum trauen. Sollte Onkel Albert wirklich . . .?

„Für den Namen Kerkhoven,“ fuhr der Staatsrat fort, „hab ich ſchon viele Opfer gebracht . . .“

„Mehr als genug!“ nickte der Konſul.

„Lieber Harry, in deiner Bemerkung liegt eine Kritik, zu der du durchaus nicht berechtigt biſt. Du am allerwenigſten!“

„Sehr richtig!“ murmelte Burchard.

Harry fuhr zu einer Erwiderung auf, ſchwieg aber, da ſein Vater wieder das Wort nahm:

„Meine Familie — auch im weitern Sinne — hat immer auf mich rechnen können. Ich glaube nicht, daß ich damit zu viel ſage!“ Er ſah ſich fragend im Kreiſe um.

Alle nickten und murmelten zuſtimmend. Selbſt Thomas ſenkte zerſtreut und halb unbewußt den Kopf.

„Nicht wahr!“ ſagte der Staatsrat befriedigt. „Alſo, Thomas, ich will dafür ſorgen, daß du aus deiner augenblicklichen Lage mit Ehren herauskommſt. Ich tu es für den Namen Kerkhoven. Wenn einer ſich in einem Geſchäft verſpekuliert hat, iſt das an ſich noch keine Schande. Und ich finde dabei nichts, wenn er dann vor ſeine Gläubiger hintritt und ſagt: So und ſo iſt die Sache, ich kann euch nicht das Ganze bezahlen, will aber einen Vergleich ſchließen und euch geben, was ich kann.“

„Ja, aber, Onkel Albert, glaubſt du denn, die Gläubiger . . .?“

„Ob ſie es tun? Natürlich tun ſie es, wenn ihnen die Sache nur richtig dargeſtellt wird . . . Biete den Gläubigern fünfzig Prozent; das iſt durchaus anſtändig, und die Mittel dazu will ich dir vorſtrecken.“

„Onkel Albert,“ rief Thomas erfreut, obgleich ihm dieſes Arrangement im Grunde nicht recht einleuchtend erſchien.

„Einen Augenblick!“ wehrte der Staatsrat ab. „Ich muß natürlich meine Bedingungen ſtellen. Denn ich bin nicht in der Lage, dir ſo viel Geld à fonds perdu zu geben, ohne eine mir genügend erſcheinende Garantie für eine allmähliche Abtragung deiner Schuld.“

„Ach, Onkel Albert, ich werde dir gern jede denkbare Sicherheit geben, ich will . . .“

Der Staatsrat lächelte dünn:

„Verzeih, mein lieber Thomas, aber du mußt es ſchon mir überlaſſen, die Bedingungen zu ſtellen.“

„Alſo bitte!“ ſagte Thomas tonlos und hatte das Gefühl, als klopfe ſein Herz hoch oben im Halſe.

„Ich ſagte bereits — und das iſt meine Hauptbedingung —, daß du das Theater aufgeben mußt.“

„Ja, und was ſoll ich dann machen . . .?“

„Da du leider dein Studium nicht beendet haſt und mit deiner Kunſt nichts verdienſt, wird es wohl am beſten ſein, du ſiedelſt wieder in die Heimat über . . .“

„Nach Riga?“ fragte Thomas faſſungslos.

„Ja, meinen Beziehungen wird es ſchon gelingen, dir hier eine, wenn auch anfangs beſcheidne Poſition zu ſchaffen. Im Notfall . . . So viel wirſt du ſchon können, daß du Porträts malen kannſt?“

Thomas war ſo verwundert, daß er keine Worte fand.

„Siehſt du,“ fuhr der Staatsrat fort, „da haben wir hier zum Beiſpiel den Photographen Wirbitzky. Mein Bild da oben iſt von ihm gemalt. Siehſt du, der Mann iſt ein ganz gewöhnlicher Photograph und hat ſich das Malen nur ſo nebenbei in ſeiner freien Zeit eingeübt. Und heute bekommt er für ſo ein Bild

hundert Rubel und kann nicht einmal alles annehmen, was bei ihm bestellt wird. Warum sollst du das nicht auch können? Bei den Empfehlungen, die ich dir geben kann . . .! Und dann kannst du ja auch jungen Mädchen Malstunden geben. Das ist hier jetzt sehr modern. Ich bin allerdings nicht besonders eingenommen davon. Aber, Gott, wenn es schon einmal geschieht, warum sollst du das Geld nicht ebensogut einstecken wie irgend ein andrer!"

Thomas sank in sich zusammen.

„Nun, was meinst du dazu?" fragte der Staatsrat in dem Tone, wie man ein Kind fragt, ob es sich über ein Weihnachtsgeschenk freue.

Mit einer Art Auflachen sagte Thomas:

„Ja, Onkel Albert, das ist ja sicher alles sehr schön und gut, aber . . ."

„Nun?"

„Schließlich hab ich doch auch eine Frau! Was soll denn aus der werden?"

„Es hindert sie ja niemand, mit herzukommen."

„So! — Nun ist aber meine Frau, wie du vielleicht schon gehört haben wirst, Künstlerin, und zwar eine sehr erfolgreiche Künstlerin . . ."

„Ach was! Eine Frau gehört zuerst ihrem Manne, und nicht dem Theater!"

„Ach so, du meinst also, ich soll meine Frau mitten aus ihrer Karriere reißen und ihr dafür anbieten, sich mit mir von Porträts für hundert Rubel das Stück zu ernähren!"

„Mein lieber Thomas, du scheinst mir den Ernst deiner Lage doch nicht richtig erfaßt zu haben . . . Das

mußt du deiner Frau eben klar machen ... Und wenn ſie dich wirklich liebt ...!"

„Ich hab gar nicht die Abſicht, das von ihr zu verlangen."

Der Hofrat ſtand auf und trat auf Thomaſen zu. Mit bedeutungsvollem Ernſt und aufdringlicher Milde ſagte er:

„Siehſt du, mein lieber Thomas, das hab ich mir gedacht!"

Thomas hatte ſich gleichfalls erhoben und war unwillkürlich einen Schritt zurückgetreten.

„Was haſt du dir gedacht?"

„In dem, was du eben ſagteſt, liegt ja alles! — Warum haſt du dich denn nicht durch das Beiſpiel deines Vaters warnen laſſen ...?"

„Meines Vaters ...?" Thomas wollte ihn noch immer nicht verſtehen.

Der Staatsrat hielt es für nötig, deutlicher zu werden:

„Ja, glaubſt du denn wirklich, deine Frau liebt dich?"

In Thomaſen wollte der Zorn aufwallen, aber — er wußte ſelber nicht, wie es kam — er konnte nur dumm und blöde hervorſtottern:

„Ja, was ... Du kennſt meine Frau ja überhaupt gar nicht ..."

Der Staatsrat hob ſeine Stimme zu einer Art eindringlichen Zeterns:

„Das ſieht man doch aus allem! Und das kann man ſich doch denken! Sei doch nicht blind! Du ſorgſt dich hier um deine Frau ... Und ich ſage dir, deine Frau iſt die erſte, die dich verläßt, ſobald es dir wirklich ſchlecht geht!"

Thomas, deſſen Geſicht bleich war, und der ſeine Fäuſte ſo drohend geballt hatte, daß Harry und Burchard beſorgt näher traten, um für alle Fälle bei der Hand zu ſein, ſank auf einmal ſchlaff in ſich zuſammen: ein Gedanke hatte ihn getroffen.

„Adieu," ſagte er heiſer und gleichſam zerſtreut und ging ins Vorzimmer hinaus.

Im Hotel erwartete ihn ein Telegramm. Es kam von Volkern und lautete:

„Drahte gleich, ob Geld erhalten, ſonſt rückkehre ſofort. Hier Käufer. Drahte Ankunftszeit."

Thomas ſchrieb die Antwort gleich beim Portier: „Hier nichts. Abreiſe morgen. Dort Sonntag abend. Schreibt gleich poſtlagernd Berlin Amt neun näheres über Käufer."

Dann beſtellte er ſich ein bischen Abendeſſen und ging in ſein Zimmer hinauf.

Er aß aber nichts. Stundenlang ſaß er in der Ecke des unbequemen Hotelſofas und brachte nicht einmal die Energie zuſammen, ſich auszuziehen und zu Bett zu gehen.

Schwach und in bittern Gedanken ſaß er da. Sein Zorn auf die Philiſter, mit denen er heute zu tun gehabt hatte, war verraucht; nur Ekel und Überdruß waren geblieben. — An Volkers Telegramm dachte er kaum: er glaubte an keine Hilfe mehr.

Dieſe Auftritte heute mit den Verwandten hatten ihm den Reſt gegeben. Aber das ſchlimmſte ... Das ſchlimmſte war jener Gedanke, der vorher ſeine kalte Fauſt erſtickend auf die Glut ſeines Zornes gelegt hatte:

Ach ja, der ſogenannte geſunde Menſchenverſtand hätte wohl immer recht! Verflucht recht hätte er! — Wenn ihm einer die fünfzigtauſend Mark gäbe, ſo würden ſie wohl wirklich nichts bewirken als einen Aufſchub des Zuſammenbruches um ein paar Monate. — War er der Mann, das wankende Haus auf ein ganz neues Fundament zu ſtellen? Hatte er eine Hilfe dazu an ſeiner Seite?

Roſe . . .? — Ach ja, er glaubte es ſelber: ſie würde die erſte ſein, die ſich von ſeinem ſinkenden Schiffe rettete. Es war nun einmal nicht anders.

Verflucht recht hatten die Philiſter!

Böſe, mißtrauiſche, kleine Gedanken krochen durch Thomaſens Kopf. Er ſtarrte in die Lampe, bis ſeine Augen ſchmerzten. Aber das kam ihm nicht zu Bewußtſein; er ſaß und wendete den Blick nicht von der leiſe in ſich brodelnden Flamme . . .

In Berlin fand Thomas ſtatt des erwarteten Briefes von Volkern nur ein Telegramm vor, deſſen lakoniſcher Wortlaut war:

„Kommiſſionsrat Bartenfeld. Drahte genaue Ankunftszeit. Volker.“

Dieſe Nachricht war ſonderbar. Der Name Bartenfeld gab Thomaſen eher Rätſel auf, als daß er ihm etwas geſagt hätte. Der Kommiſſionsrat war in Theaterkreiſen freilich eine ſehr bekannte Perſönlichkeit; aber wie er auf einmal darauf kommen ſollte, das Sezeſſionstheater zu kaufen, war ſchwer zu begreifen. Thomas kannte den alten Schauſpieler flüchtig: er pflegte ſich aller Jahre ein paar Tage in München aufzuhalten. So rief er ſich denn deſſen faltiges, plattes Geſicht mit dem graublauen Schimmer auf Lippen und Wangen ins Gedächtnis. Es ſtand erſtaunlich lebendig vor ſeinen Augen, er ſah es förmlich in ſeiner affenartigen Beweglichkeit, mit dem Grinſen falſcher Bonhommie in den tief hinunter gefurchten Mundwinkeln, mit den ſchlauen, gelbbraunen Spionieraugen, deren Iris gleichſam ſpitzig auf dem gelben, violett geäderten Augapfel ſtand. Thomas ſah ſogar den weit ausgeſchnittenen Stehkragen im Geſchmack der ſiebziger Jahre und das ſchmale, ſchwarze Cravattenſchleifchen derſelben Zeit, er ſah das Goldkettchen auf der linken Kragenrabatte des Fracks, an der in Miniatur die Orden und Medaillen des Kommiſſionsrates hingen und bei jeder Bewegung neckiſch flinkerten. Geradezu erſchreckend deutlich aber ſah er die Hände dieſes Mannes, plumpe, knochige Hände, weiß behaart und voll Falten, mit viel zu langen, gelben Nägeln, über die die Haut weit hinauf-

gewachſen war, und deren Spitzen ſich krallenartig um die Fingerkuppen rundeten. Dazu an den kleinen Fingern je ein Ring mit einem rieſigen Brillanten. Brillanten auch auf den Hemdknöpfen . . .

Dieſer Menſch wollte das Theater kaufen? Merkwürdig; wie kam er darauf? — Er hatte erſt vor ein paar Jahren ſeine Berliner Direktion niedergelegt; und die war doch ſicherlich einträglicher geweſen, als die des Sezeſſionstheaters je werden könnte, und hatte ihrer ganzen Art nach ſeinen Neigungen viel beſſer entſprochen. Was konnte dieſem Tragöden der alten Schule, der in Berlin das ganze Repertoire ausſchließlich auf ſeine eigne Schauſpielerperſönlichkeit zugeſchnitten und neben ſich nur Kräfte dritten bis letzten Ranges geduldet hatte, — was konnte den an einer ganz auf moderne Stücke geſtellten Bühne intereſſieren?

Thomas ſeufzte. Es war auf keinen Fall angenehm, mit dem Kommiſſionsrat in geſchäftliche Beziehungen zu kommen . . .

Die Eiſenbahnfahrt wurde Thomaſen an dieſem Tage zu einer körperlichen Qual. Ein dumpfes Schwindelgefühl wallte in ſeinem Kopfe, und er hatte die Herrſchaft über ſeine Glieder zum Teil verloren. Mehrere Male fiel ihm das Buch, in dem er zu leſen verſuchte, aus der Hand, auch die Zigarette glitt ein paarmal aus ſeinem Munde. So ein Gefühl ungefähr müßte einer haben, der an beginnender Altersſchwäche litte, dachte Thomas.

Er ging in den Speiſewagen, frühſtückte ein wenig und trank eine halbe Flaſche Sherry dazu. Da er

merkte, wie ihm dabei beſſer wurde, beſtellte er ſich noch eine Flaſche und blieb ſitzen und rauchte und trank. Auch nach dem Mittageſſen ging er nicht in ſein Kupee hinüber. Er trank Kaffee und hernach einige Gläſer Chartreuſe. Träumend fühlte er, wie ihn langſam ein leichter Rauſch überkam, befreiend und das drückende Band um ſein Gehirn löſend. Dabei konnte er klar und frei denken, klarer als ſonſt und philoſophiſcher. Er konnte gleichſam von ſich ſelber zurücktreten und ſich von weitem anſehen: ein kleines Menſchlein, deſſen Wohl und Wehe ſo unendlich wenig bedeutete im ewigen Kreislauf des Ganzen. Vorſichtig ſchlürfte er wieder ein Tröpfchen von dem Likör, hielt es einen Augenblick auf der hohlen Zunge und drückte es dann am Gaumen breit, daß der Koniferengeſchmack brennend die ganze Mundhöhle erfüllte.

Es war eine Art Rauſch, gewiß; aber ein ſchöner Rauſch. Betrunken war er durchaus nicht, ſein Blick war feſt, und was er ins Auge faßte, ſtand ruhig und ſachlich auf ſeinem Platze. Aber etwas andres, die Luft gleichſam um die Gegenſtände, ſchien raſtlos und leicht zu kreiſen. Und dieſe Bewegung ging nicht nur im Kreiſe, ſondern gleichzeitig in zarten Wellenlinien hinauf und hinunter.

Was ihn in München erwarte, danach fragte er nicht. Ihm war, als hätte das noch lange Zeit, eine kleine Ewigkeit ... Als würde er ſo ins Unendliche hinausfahren, ohne Ziel, das Gläschen vor ſich, den Kopf in die Hand geſtützt ... Und draußen würde er die Länder der Erde eins nach dem andern ſeinem Weg entgegenfliegen und ſchattengleich entſchwinden ſehen ...

Seine Gedanken liefen zu der einzigen angenehmen Erinnerung zurück, die er von dieſem Beſuche in der Heimat bewahrte. Am Tage ſeiner Abreiſe war er in der Frühe nach Bilderlingshof hinausgefahren zu ſeiner Tante Leocadie. Alles, was er da draußen geſehen hatte, wuchs ihm zu einem harmoniſchen Bilde zuſammen, das vor ihm ſtand wie ein fernes, fernes, erſtrebenswertes Ziel: der ausgeſtorbne Ort, weiß und ſchweigend, das niedrige Bauernhäuschen mit der ſchweren Schneehaube auf dem Dache, und drinnen die behaglichen Stuben mit den Großvatermöbeln, im weißen Kachelofen ein knatterndes Holzfeuer, und ihm gegenüber im Sorgenſtuhle die alte Dame mit den Querlocken über den Ohren ... In ſeinen pekuniären Nöten hatte ſie ihm natürlich nicht helfen können; das hatte Thomas im Voraus gewußt. Und der Troſt, den ſie ihm zuſprach, konnte nichts überzeugendes für ihn haben, weil ihm ihr Glaube fehlte. Und doch hatte er ſich von der Myſtik ihrer Worte einlullen laſſen, für eine kurze Stunde. Oder war es nur ihre Wärme und ihre gute Meinung geweſen, was ihm ſo wohlgetan hatte? — Tante Leocadie war ſeit einiger Zeit eine begeiſterte Theoſophin geworden. Ein zufällig in ihre Hände gekommnes Buch hatte den erſten Anſtoß gegeben, dann hatte ſie ſich weiter damit beſchäftigt, auch mit Spiritismus im höheren Sinne ... Und die Frucht davon war ein ſtill leuchtender Glaube geworden. Die alte Dame war ſelig in dem gehobnen Leben, das ſie dadurch führte; keine Einſamkeit war mehr um ſie, ſie ſtand in ſtändigem nahem Verkehr mit ihren verſtorbnen Lieben, die ſie in Träumen und Geſichten beſuchten.

Sie wußte, wozu alle böſen Schickungen ihres Lebens ihr gedient hätten ...

Wie Thomas daran zurückdachte, mußte er ſeufzen ... Wie gut hatten es die Menſchen, die glauben konnten! Er wußte, daß ihm in der Myſtik nie ein Troſt erblühen würde. Aber wäre auch ohne die Theoſophie Tante Leocadiens Leben nicht beneidenswert? Hatte ſie nicht das höchſte, was einem Menſchen werden kann?

Was vermag einer mit allem Kämpfen und Ringen köſtlicheres zu erreichen als ein ruhiges Alter? Wozu lebt man? — Um abzuſchließen mit dem Leben. — Wozu ſtrebt man? — Um zu verzichten.

Kurz vor der Ankunft in München ging Thomas endlich in ſein Kupee hinüber. Er packte ſeine Sachen zuſammen, zog ſeinen Mantel an, ſtellte ſich ans Fenſter und ſah hinaus. Der Schienenſtränge wurden immer mehr. Der Schnellzug überholte einen überfüllten Vorortzug. Es war Sonntag, und das ſchöne Frühlingswetter hatte Tauſende in die Umgebung hinausgelockt, die jetzt zurückzuſtrömen begannen. Abgeriſſene Töne von gröhlendem Geſang drangen herüber, trunknes Gelächter, ein paar Takte des Liedes vom alten Peter, auf der Mundharmonika geſpielt; in Thomaſens Kopfe ſummte hartnäckig immer wieder die eine Strophe:

So lang der alte Peter, der Petersturm, noch ſteht,
So lang die grüne Iſar durch d Münchnerſtadt noch geht,
So lang da drunt am Platzl noch ſteht das Hofbräuhaus,
So lang ſtirbt in der Münchner Stadt die Gmütlichkeit net aus.

Ganz ſicher war Thomas doch nicht auf ſeinen Füßen, das fühlte er bei den Stößen, die der Zug

bekam, wenn er über eine Weiche fuhr. Er mußte ſich ernſtlich zuſammenraffen, um ſeinen Kopf klar und ſeine Glieder ſtraff zu erhalten.

Schon die erſte Brücke, Häuſer der großen Stadt, Brauereiſchornſteine, Mauern mit verräucherten Reklame-Inſchriften ... Dann tauchte vorn die Einfahrthalle des Bahnhofes auf, gekrönt von einem Halbrund aus grauglänzenden Glastafeln, unter dem gelblicher Rauch in flachen Schwaden herausfloß. Gerade als der Zug einfuhr, entbrannten die Bogenlampen, verlorne Blitze in phantaſtiſch geballte Qualmklumpen werfend.

Thomas ſpähte durchs Fenſter nach Roſen ... Sie war nicht zu ſehen. Was bedeutete das? Sein Herz begann ſchnell zu klopfen.

Als er ſeine Sachen einem Träger gegeben hatte und dem Ausgange zuſchritt, kam ihm eine lebhaft winkende Geſtalt entgegen: es war Volker.

„Wo iſt Roſe?“ fragte Thomas haſtig.

„Daheim,“ keuchte Volker atemlos. „Gott ſei Dank! Herrſchaft, bin ich gerannt! Ich hab ſchon geglaubt, ich erwiſch dich nimmer!“

„Ja, was iſt denn los? Und warum holt Roſe mich nicht ab?“

„Das erklär ich dir ſchon alles. Nämlich der Dings, der Bartenfeld, reiſt ſchon heut abend wieder nach Riva; du mußt unbedingt gleich mit zu ihm!“

„Aber ſo von der Reiſe ... Wohin denn? Und ...?“

„Roſe weiß über alles Beſcheid und is eigens net gekommen. Du ſiehſt ſie nachher auch noch früh genug wieder. Der Bartenfeld reiſt halt in drei Stunden ... Gib deine Sachen einem Dienſtmann ...“

„Wohin ſoll ich denn?“

„Ich ſag dir ja: zum Bartenfeld. Er wartet im Reſtaurant Sommer in der Salvatorſtraße im Separee links vom Eingang. Daß wir net geſtört werden ... He, Dienſtmann!“

Während der Dienſtmann die Sachen nahm und von Volkern Beſcheid erhielt, wohin er ſie bringen ſolle, ſagte Thomas:

„Ja, aber ich bin ja kohlſchwarz von der Fahrt ...“

„A geh, für den alten Dreckhammel biſt grad ſchön genug. — So! Der Dienſtmann kriegt eine Mark ſechzig ... Und jetzt: dalli! ... He, Taxameter!“

„Sag mal,“ fragte Thomas im Wagen, „wie kommt ausgerechnet dieſer Bartenfeld darauf, das Sezeſſionstheater zu kaufen?“

„Haſt du ne Ahnung!“ lachte Volker, nicht gerade vergnügt, vor ſich hin. „Der Burſch hats hinter den Ohren, fauſtdick, ſag ich dir! Das iſt ein Geſchäftsmann! Da kann Herr Tegtmaier in den Mond gucken! Der balanziert net am Dachfirſt wie ein Nachtwandler!“

Thomas nahm ſeinen Hut ab und preßte eine Hand auf die ſchmerzende Stirn.

„Und wie viel will er denn zahlen?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ja ... Weißt du ... Eigentlich ... Du ſprichſt am geſcheitſten ſelber mit ihm,“ haſpelte Volker mit einer ſonderbaren Haſt aus ſich heraus. „Natürlich, weißt du, er will ein Geſchäft dabei machen ... So eine Art von Gelegenheitskauf!“

„Ja, ja, ja, das kann ich mir denken! Und ...?“

Volker lächelte breit und krampfhaft; ſeine blaſſen

Augen ſahen Thomaſen ins Geſicht, aber an ſeinem Blick vorüber, mit einem beinahe kindlichen Ausdruck von Verlegenheit.

„Sixt,“ ſagte er dann in erheuchelt leichtem Tone, „der Bartenfeld iſt net derjenige, welcher bei einem Geſchäft hereinfällt.“

„Thomas konnte ſich danach ungefähr vorſtellen, was ihn erwarte.

„Du ſcheinſt mir da ja was liebliches angerührt zu haben!“ ſagte er ſcharf.

„Ja, ja,“ nickte Volker düſter, „an mir geht alles hinaus! Dafür hab ich mir die Stiefel krumm gelaufen und die ekelhafteſten Geſchichten anhören dürfen! Das is natürlich der Dank!“

„Jawohl!“ höhnte Thomas, „ich werd dir auch noch dankbar ſein . . .! Du hätteſt dich bei deinem ſchönen Phlegma natürlich wahnſinnig angeſtrengt, wenns dir nicht ſelber an den Kragen ginge!“

Volker wurde ſentimental.

„Wenn du ſchon ſo anfängſt . . .!“ klagte er. „Ich kenn dich ja nimmer wieder . . .“

„Ich ſelbſt auch nicht!“ Dieſe Worte ſeufzte Thomas nur leiſe vor ſich hin.

„A geh,“ ermutigte Volker, „du biſts nur net gwöhnt. Ich bin ſchon — und des öftern — in dreckigern Situationen geweſen, ganz bedeutend dreckigern ſogar . . . Aber, da wären wir!“

Bartenfeld ſaß auf dem Sofa, vor ihm auf dem Tiſche ſtand ein Eiskübel, aus dem der kurze Hals einer Boxbeutelflaſche hervorlugte. Er war gerade mit der

Vertilgung eines halben Dutzends Kiebitzeier beſchäftigt und unterbrach ſich darin keinen Augenblick.

„Ah, lieber Kollege,“ ſagte er, mit vollen Backen kauend und gleichſam beiläufig, „freut mich ſehr, daß wir uns noch getroffen haben. Nehmen Sie doch Platz! Die Kibitzeier ſind ausgezeichnet. Wollen Sie welche?“

Thomas wehrte zerſtreut ab und ſetzte ſich. Aber Bartenfeld hatte ſchon auf den Knopf der Klingel gedrückt.

„Nee,“ ſagte er, „warum? Tun Sie mir die Ehre an! Kibitzeier ſind ſo was ſchönes; und warum ſoll ich zwei Leute nicht glücklich machen, wenn ichs kann? — Sehn Sie, die Kenner machen es ſo!“ Er nahm ein geſchältes Ei in die Finger der rechten Hand und ſchlug mit dem linken Handteller heftig darauf . . . „Sehn Sie, und dann ſchneidet man die Spitze ab und legt ſie hier auf den Tellerrand und läßt ſie liegen. Sie ſoll ſchwer verdaulich ſein. Das iſt natürlich ein Unſinn. Denn warum ſoll gerade die Spitze ſchwer verdaulich ſein? Gar kein Grund vorhanden! Nicht wahr! Aber man tuts eben doch . . .“

„In Berlin,“ ſpöttelte Thomas leiſe.

„Kenn ich, lieber junger Freund, kenn ich! Hab ſchon ſelber über Berlin geſchimpft. — Man kann ja allerlei ſagen, aber . . . Sie, Fräulein,“ unterbrach er ſich, da die Kellnerin gerade eintrat, „noch zwölf Kibitzeier und Butter, viel Butter, und dann noch zwei Gläſer! Eine Flaſche können Sie auch noch kalt ſtellen. Ihr haltet euern Wein wohl neben dem Kochherd?“

Die Kellnerin ging, und Bartenfeld wendete ſich wieder zu Thomaſen:

„Na, wie geſagt, Berlin iſt kein Hund!“

„Da haben Herr Kommiſſionsrat ſehr recht,“ ſtimmte Volker mit devotem Grinſen bei, „in Berlin, ja, da is noch was los.“

„A, los? Los is überall was; es muß nur der richtige Mann an der Spritze ſein. — Nich wahr, lieber Kollege?“ fragte er Thomaſen.

„Kommen wir zur Sache, Herr Kommiſſionsrat!“ ſchlug der vor. „Sie wollen alſo das Sezeſſionstheater kaufen?“

„Ja ... Wollen ...? Ich ließe mich ſchließlich dazu bereit finden ... Unter acceptabeln Bedingungen ... Viel dran liegen kann mir nu ja nich ... Denn es würde für jeden Fall nur eine Übergangsſtufe für mich ſein. Ich glaube mich wenigſtens nich zu täuſchen, wenn ich hoffe, in ein paar Jahren auch den Berlinern wieder eine kleine Überraſchung zu bereiten ... Sehn Sie, ich glaube, ich bin in einer Beziehung noch ein ſehr junger Mann, trotz meiner Jahre ... Ich bin gar nich verknöchert. — Immer mit der Zeit gehen! Das iſt mein Wahlſpruch. Jetzt is das moderne Drama dran; man kann ſich auf n Kopp ſtellen, es wird doch nich anders! Und es hat eine Zukunft, wenigſtens für fünfzehn bis zwanzig Jahre. — Und wer hat in der Kunſt Erfolg? Wer die Konjunktur ausnützt. Immer die Konjunktur ausnützen! — Das ſag ich Ihnen allerdings gleich: hier in München verſprech ich mir wenig. München is keine Theaterſtadt. Nie jeweſen! — Das kann nur ein Übergang ſein, wie geſagt ... So ...

So ne Art Steigbügel, um in den Sattel zu kommen. Viel kann es mir nich nützen ... Aber wenn es ſich grade günſtig darbietet ...!"

Die Kellnerin brachte die Eier und zwei Gläſer. Bartenfeld ſchänkte ein.

„Trinken Sie, Herr Kollege, der Wein is prima. Ja, dies Juliusſpital in Würzburg ... Kennen Sie Würzburg?"

„Nein."

„Ich kann Ihnen ſagen, da bin ich mal ſo beduſelt geweſen, daß ich tatſächlich nicht mehr gehen konnte; tat—ſächlich! Paſſiert mir ſonſt ſelten. Proſt! Jetzt hat er auch glücklich die richtige Temperatur. — Na, was denken Sie von dem Weinchen? Ich hab ein koloſſales Penchant für die Frankenweine. Der Erdgeſchmack, wiſſen Sie ... Aber wenn Sie die Kiebitzeier kalt werden laſſen ... Da nehmen Sie ſich ein Beiſpiel am Kollegen Volker."

„Ausgezeichnet ſind ſie, Herr Kommiſſionsrat," lachte der.

„Nich wahr? — Recht viel Butter müſſen Sie nehmen."

„Und wie ſind denn Ihre Bedingungen, Herr Kommiſſionsrat?"

„Erſt eſſen Sie gefälligſt Ihre Kibitzeier. — Herrgott, Sie hauen ja gar nich drauf und eſſen die Spitze mit. Das iſt doch die Pointe vons janze. Wenn ich ſo zukuck, möcht ich am liebſten gleich noch ein halbes Dutzend kommen laſſen. Aber mein Magen würde ſich furchtbar rächen! — Ja, und was die Bedingungen .., Kollege Volker wird Ihnen ja ſchon geſagt haben ...?"

„Kein Wort," erwiderte Thomas.

„So?" ſagte der Kommiſſionsrat gedehnt. Dann ſtieß er einen ſonderbar ſingenden Laut durch die Naſe. „Ich glaube immer, ich mach eine koloſſale Dummheit," begann er, „denn reinfallen falle ich ſicher bei der Geſchichte."

„Das brauchen Sie wirklich nicht zu befürchten," beeiferte ſich Volker zu verſichern, „Sie können ſich darauf verlaſſen: wie ich Ihnen ſchon ſagte, an ſich iſt das Unternehmen durchaus gut."

„A, Verehrteſter, an ſich ... Son Theater is nichts weniger als ein Ding an ſich ... Hehe! Ich kenne das ſo ziemlich!"

„Ja, Herr Kommiſſionsrat," ſagte Thomas, „wenn Sie ſo überzeugt ſind, daß es kein Geſchäft iſt ...?"

„Sie meinen, warum ichs dann kaufen will? Ja, wiſſen Sie, manchmal kriegt man ſon Raptus. Ich bin eben n Temperamentsmenſch."

Er füllte Thomaſens Glas aufs neue und klingelte nach der zweiten Flaſche.

„Und wie ſind nun die Bedingungen?" fragte Thomas kurz.

„Ich fall dabei rein," verſicherte der Kommiſſionsrat, „aber ich will die Bude übernehmen, wie ſie geht und ſteht, mit Aktiven und Paſſiven."

„Und ich?" fragte Thomas und richtete ſich auf. „Was habe ich dann?"

„Ja, was wollen Sie denn noch? Sie können doch wirklich froh ſein, wenn Sie die Sache auf dieſe Weiſe los werden?"

„Ja, und dann? Was mach ich dann? Wovon ſoll ich leben?"

„Lieber Gott, andre Leute leben doch auch. Und wo noch dazu Ihre liebe Frau ...“

„Ich habe nicht die Abſicht, von der Gage meiner Frau zu leben!“

„Sie ſind doch Maler ... Gott, und heutzutage ...! Da kann man doch wirklich ... Sezeſſion is ja ſo modern ...“

„Nein,“ ſagte Thomas, „da will ich doch lieber erſt verſuchen ... Die Gläubiger werden ſchon mit ſich reden laſſen ...“

„Nach dem, was mir die Herren geſagt haben, glaub ich das nicht,“ erwiderte Bartenfeld mit bedenklichem Kopfſchütteln.

„Wie! Was ſoll das heißen!“

„Aber, lieber Gott, regen Sie ſich doch nicht auf! Das iſt doch klar, daß ich mit den Leuten geſprochen habe, bevor ich an die Sache heranging. Ich mußte doch wiſſen, ob ſie für den Fall der Übernahme durch mich zu einem Vergleiche geneigt wären. Sie glauben doch nich, daß ich den Leuten freundlich lächelnd fünfzigtauſend Mark hinſchmeißen würde.“

Thomas mußte erſt nach Worten ringen.

„Sie ſind alſo herumgegangen und haben meinen Kredit ſyſtematiſch untergraben?“ brach er endlich los.

„Das hätte ich wohl kaum nötig gehabt,“ entgegnete der Kommiſſionsrat ſchneidend. „Und wie kommen Sie mir überhaupt vor! Sie tun ja grade, als ob ich mich irgend jemand aufgedrängt hätte. — Ich habe auf dringende Bitten Ihres Mitdirektors und mit ſeiner Aſſiſtenz die Verhältniſſe unterſucht. Glauben Sie, ich kauf eine Katze im Sack? Da kennen Sie mich ſchief!“

„Das haſt du ja gut gemacht!“ ſagte Thomas mit einem Auflachen zu Volkern.

„Sie ſcheinen mich überhaupt nicht zu kennen!“ fuhr der Kommiſſionsrat fort. „Ich kann Ihnen nur ſagen, daß ich einen ſolchen Ton nicht jewöhnt bin. Da brechen wir die Verhandlung lieber ab. Ich reiße mich wahrhaftig nich um das Geſchäft! Einigen Sie ſich nur mit den Gläubigern!“

„Aber, meine Herren,“ legte ſich Volker erſchrocken ins Mittel, „wer wird denn gleich . . .? Herr Kommiſſionsrat, er meints ja net ſo . . .“

„Natürlich mein ichs ſo! — Und dir, mein lieber Volker, kann ich nur ſagen . . . Herrgott, wenn du den Gläubigern die jetzige Lage des Theaters nicht als verzweifelt geſchildert hätteſt, würden ſie ſich wohl kaum auf ein Akkordieren mit meinem mutmaßlichen Nachfolger einlaſſen!“

„Aber die Lage is doch einmal net anders . . .“

„Lieber Volker, ich hab gewiß nicht viel geſchäftliche Erfahrung, aber du biſt in Geſchäften wie ein kleines Kind.“

Volker warf ſich in die Bruſt.

„Mein lieber Kerkhoven, ich wundre mich, daß du in dieſer ganzen Sache immer nur an dich denkſt. Daß ſo und ſo viel Exiſtenzen von dir abhängen, bedenkſt du nicht!“

„Laß doch das Salbadern! Durch deine wahnſinnige Geſchäftsführung ſind meine und deine und alle die andern Exiſtenzen in Gefahr gebracht worden.“

„Ja, natürlich!“ ächzte Volker theatraliſch. „Ich bin an allem ſchuld! Ich, der von in der Früh bis

Abends für das Unternehmen gearbeitet hat, ohne Dank . . .!“

„Blos für zehntausend Mark Gage.“

„Ich, der die größten Opfer zu bringen bereit is! — Net wahr, Herr Komissionsrat?“

Bartenfeld trommelte mit seinen häßlichen Fingern auf dem Tische und musterte scheinbar gespannt ein Spinngewebe in der gegenüberliegenden Ecke des Zimmers. Er schien Volkers Frage nicht zu hören.

„Was soll denn das schon wieder heißen?“ fragte Thomas.

„Ich hab mich bereit erklärt, für dreihundert Mark im Monat zu bleiben.“

„Ach so, die künftigen Gagenverhältnisse sind auch schon verabredet? Ja, da möchte ich wirklich wissen, warum ihr mich überhaupt noch fragt? Ich bin ja blos der Besitzer.“

„Net einmal den Titel eines Mitdirektors will mir der Herr Kommissionsrat zugestehen.“ Volker sagte das tastend und sah mit bittenden Augen zu Bartenfeld hinüber. Der kehrte gleichsam aus weiten Fernen zurück und erwiderte kurz:

„Nee! Ich kann keinen Direktor neben mir brauchen. Oberregisseur können Sie sich meinetwegen schimpfen lassen, wenns Ihnen Spaß macht. Aber Direktor . . . Wieso? Ich bin immer dafür gewesen, alles wichtige selber zu machen.“

„Siehst du, auch damit bin ich einverstanden,“ rühmte sich Volker. „Im Interesse der Sache . . .!“

„Und deine Braut?“ erkundigte sich Thomas spöttisch.

„Sprich mir net von dem Affenweib!“

„Ach ſo!“

„Jawohl, ich denke eben auch an die andern!“

„So ſo!“

„Meine Herren,“ ſagte der Kommiſſionsrat, „ich muß jetzt wiſſen, woran ich bin. Ob ich heute reiſen ſoll oder nicht?“

„Ich dachte, Sie müßten heute reiſen?“

„Wenn nichts aus der Sache wird, reiſe ich.“

„Das ſieht doch etwas nach Überrumplung aus.“

„Wieſo? Sie waren ja fort. Ich ſitze ſeit drei Tagen hier und warte.“

Thomas ſchwieg und trank ſein Glas aus.

„Na,“ ſagte Bartenfeld, in einen überredenden Ton einlenkend, „ſehn Sie, es is ja richtig: Opfer bringen muß man in ſolchen Fällen. Aber ſo fürchterlich ſchwarz brauchen Sie auch nicht in die Zukunft zu ſehen. Wenn Sie nu nach Berlin gehen . . .“

„Berlin . . .?“

„Ich ſag Ihnen, in Berlin kann ein Maler heutzutage eins, zwei, drei entdeckt und in der Mode ſein. Berlin is nu mal — ſagen Sie, was Sie wollen — der Markt für ſolche Choſen.“

„Ich hab durchaus keine Luſt, nach Berlin zu gehen,“ verſicherte Thomas kühl.

„Aber das ergibt ſich doch ganz von ſelbſt. — Na, und wenn Sie ſelbſt die erſte Zeit auf die Gage Ihrer lieben Frau angewieſen wären . . .! Wenn ſchon . . .! Sein Sie doch nicht komiſch! Sie kriegt in Berlin doch wahrhaftig genug.“

„Was iſt das wieder?“ fragte Thomas.

„Ach, das wiſſen Sie noch gar nich . . .?“

„Ach, richtig," fiel Volker ein, „das weißt du ja gar net! Roſe hat einen glänzenden Kontrakt nach Berlin unterſchrieben. Zu Wolters, weißt du."

„Ans moderne Schauſpielhaus?" fragte Thomas erſtaunt.

„Zwölftauſend Mark und drei Monate Urlaub. Der Wolters war hier und hat ſie in der Maria Magdalena geſehn. Er war ganz weg. In vierzehn Tagen gaſtiert ſie drüben."

„Und ſie will wirklich fort?" ſtotterte Thomas.

„Ja, lieber Kollege," ſagte der Kommiſſionsrat achſelzuckend, „Gagen, wie die Gnädige ſie verlangt, kann ich nich bezahlen. Und wenn ſie ſie wo anders kriegt, is es ja gut."

„Und Appeltoft gaſtiert im Mai am Königlichen Schauſpielhaus in Berlin," ſeufzte Volker neidiſch. „Was die Leute alle für Duſel haben!"

Thomaſens Stimme zitterte, als er ſagte:

„Alſo iſt ſchon alles in ſchönſter Ordnung? Eins, zwei, drei, im Handumdrehn! — Vielleicht aber habt ihr doch das Fell des Bären verteilt, ehe er erlegt war."

„Lieber Kerkhoven, wenn du uns jetzt Schwierigkeiten in den Weg legſt, ſchadeſt du dir ſelbſt am meiſten."

„Ja, das ſcheint mir auch beinah ſo!"

„Und wie is es denn nu? Ich muß wiſſen, wie ich dran bin," drängte der Kommiſſionsrat. „Ich hab hier einen Vertragsentwurf ... Wenn Sie ihn mal durchleſen wollen."

Thomas nahm das Papier mechaniſch und warf

einen Blick hinein, faltete es dann aber wieder zuſammen.

„Ich kann jetzt nicht ... Mir iſt ganz dumm im Kopf ... Das waren zu viel angenehme Überraſchungen auf einmal ... Morgen will ich ...“

Bartenfeld beſann ſich eine Weile, dann ſagte er:

„Alſo gut! Aber nur bis morgen Vormittag! Ich weiß, daß Sie Ihre Zuſtimmung geben werden. Sie ſollen auch nich ſagen können, ich hätte Sie überrumpelt. Alſo, morgen um elf beim Notar. Notar Breitinger in der Peruſaſtraße, wiſſen Sie. Da kann die Sache gleich ins Reine gebracht werden. Und jetzt reden wir nich mehr von Geſchäften und trinken darauf noch eine!“

„Nein, danke,“ entgegnete Thomas, „ich muß jetzt nach Hauſe, meiner Frau guten Tag ſagen. Ich hab ſie ja noch gar nicht geſehen.“ Seine Stimme klang dabei ſo ſonderbar drohend, daß Volker ängſtlich fragte:

„Du biſt ſo ... So ...? Du wirſt doch keine Dummheiten machen? Soll ich am End beſſer mitgehn?“

„O nein! Nein, bleib nur da! — Ich hab die Ehre, Herr Kommiſſionsrat!“

„Auf Wiederſehn, lieber Kollege; überſchlafen Sie ſichs gut! Und morgen um elf!“ ...

Auf der Straße merkte Thomas die Wirkung des ſtarken Weines, von dem er mehrere Gläſer ſchnell heruntergegoſſen hatte. Sie äußerte ſich rein körperlich, es war eine Art Lähmung der Glieder. Er mußte ſie mit Gewalt unter ſeinen Willen zwingen, aber der Wille war hell und ſcharf.

Es wäre am beſten für ihn, dachte er, wenn er zu Fuß nach Schwabing hinausginge, um ſich zu ernüchtern.

Er mußte ſich bei der Auseinanderſetzung mit Roſen, die jetzt bevorſtand, ganz in der Hand haben. Er würde ihr den Kopf ſchon zurecht ſetzen; und wenn ſie erſt einig wären, würde er der andern Bagage ſchon beweiſen, daß er ein Mann war. Wie ſchwach und kleinmütig hatte er ſich die ganze Zeit über gezeigt! Aber die Herren Bartenfeld und Volker ſollten ſchon merken, daß ſie ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht hatten.

Nur ruhig mußte er ſein. Er mußte dieſen Zorn bezwingen, der immer wieder in ihm emporkochte, daß er die Nägel in ſeine Handteller preßte, um nur an ſich zu halten. Und doch ſtieß er manchmal ein paar Worte oder ein heiſeres Lachen hervor, daß die Leute, die ihm begegneten, erſtaunt ſtehen blieben und ihm nachſchauten ... Dieſe Gedanken erdroſſeln können! Dieſe Ausſchweifungen der Phantaſie niederhalten, die ſich irgend eine Kleinigkeit hernahmen: einen Blick, ein Lächeln, ein vielleicht ganz harmloſes Wort Roſens, und darauf mit einer grotesken, eiskalten, häßlichen Logik Schlüſſe aufbauten, die ihm das Blut kochen machten vor Ekel und Schmerz! Er ſchickte ſeinen Verſtand dagegen ins Feld, er ſagte ſich mit nüchterner Überlegung, daß es ein Wahnſinn ſei, an Schatten von Vermutungen, an Nuancen in ihrer Stimme, an ein reines Nichts Ketten von Schlußfolgerungen zu hängen, an denen Glied um Glied immer größer wurde. — Aber was half das alles? — Wieder fiel ihm irgend

etwas ein, was ſein Mißtrauen ſchürte; und wieder lief es auf dasſelbe Ziel hinaus. Immer feſter ſah er Roſen in das Netz ſeiner Beweiſe verſtrickt ...

O, er wollte es ihr ſagen! Sie ſollte ſehen, daß er nicht ſo tölpelhaft dumm war, wie ſie wahrſcheinlich glaubte.

Er zitterte vor Zorn und ging immer ſchneller.

Auch Roſe ſollte ſehen, daß er ein Mann war!

Roſe kam Thomaſen auf dem Gange entgegen, mit leichtem Schritt, ein Lächeln um die Lippen.

„Ah, du biſt ſchon da?“ Sie gab ihm einen Kuß und hängte ſich an ſeinen Arm.

„Schon . . .?“ fragte er.

„Ja, ich meine . . . Na, was haſt du mit dem Ekel, dem Bartenfeld, ausgemacht?“

„Nichts definitives,“ ſagte er, müde gleichſam und verdroſſen.

„So!“ Roſens Stimme klang verwundert. Dann nahm ſie auf einmal den ſpieleriſch zärtlichen Ton an, den Thomas ſo gut kannte, aus dem Leben und von der Bühne: „Ach du armer, guter Kleiner! Das war wohl ſchrecklich, die lange Fahrt? Und in Riga die Verwandten . . .! Recht nett wirds net gweſen ſein, armer Kleiner?“

Er ſchwieg und biß die Zähne zuſammen. — Nur ruhig bleiben! ſagte er zu ſich, und dabei ging ein Zittern der Anſpannung durch ſeinen Körper.

Sie traten ins Atelier; Roſe ſchaltete an der Tür das elektriſche Licht ein.

„So, und jetzt ſetzt du dich recht ſchön in deinen Denkerſtuhl!“ Sie faßte ihn an beiden Oberarmen und drückte ihn mit ſanfter Gewalt in den Lederſeſſel. „So! Und jetzt ſchaff ich an, daß dir ein Bad gerichtet wird. Ich bin gleich wieder da.“

Als er allein war, ſprang er auf und begann unruhig aus einer Ecke in die andre zu gehen. Er fühlte, wie die Hemmungen in ihm immer gebrechlicher wurden. Sein erſtes Wort würde alle auf einmal ſprengen, er kannte ſich . . .

„Nein, nein, nein!“ flüſterte er mit beſchwörender Eindringlichkeit vor ſich hin. „Ich will ruhig ſein! Ich werde ruhig ſein!“

Und er fühlte, wie alles, was in ihm zum Zerſpringen gedehnt war, für den Augenblick abſchwoll, und wie der Druck nachließ. Er blieb ſtehen, warf den Kopf zurück und ſah entſchloſſen auf die Tür.

„Na, was wär denn das!“ ſagte Roſe, als ſie eintrat, „willſt du dich gleich ſetzen! Du mußt ausruhn.“ Und dann auf einmal in anderm Tone: „Ja, was haſt du denn? Du machſt ſo ein Geſicht?“ Auch ein Quentchen Kampfbereitſchaft lag darin.

„Du ... Du haſt ein Engagement nach Berlin,“ ſtieß er mit einer ruhigen Kälte hervor, unter der ſie ſeine Gedanken gähren hörte: ſie hatte ſcharfe Ohren für ſo etwas bekommen.

„Ja,“ ſagte ſie eiſig, „haſt du was dagegen?“

„Zu Wolters?“ Ein Knarren ſchwoll in ſeiner Stimme.

„Zu Wolters!“ beſtätigte ſie ſcheinbar gleichmütig, ſetzte ſich, ihm halb den Rücken wendend, ſchlug die Beine mit einer geübten Bewegung übereinander und verſchränkte die Finger vor ihrem linken Knie.

„So! Das iſt ja ſehr ſchön! Mich geht die Sache gar nichts an! Ich werde natürlich überhaupt nicht gefragt ...!“

„Du warſt ja gar net da ... Und dann ... Was willſt du denn machen? Ich denk, du haſt eher Grund, froh drum zu ſein.“

„Froh!“ ſchrie er, mäßigte ſeine Stimme aber ſofort zu eindringlichem, zornheiſerm Flüſtern: „Du kennſt

wohl das Renommee dieſes ... Dieſes Herrn Wolters ..."

„Mein Gott, die Leute reden viel ...!"

„Natürlich! Alles blos leeres Gerede ...! Daß der Weg auf ſeine Bühne durch ſein Schlafzimmer geht, iſt alles blos böswillige Verleumdung! Er lebt wie ein Mönch, — was!?"

„Ich kann dir blos ſagen," erwiderte ſie voll ruhiger Verachtung, „daß ich ſo viel auf dieſen Theatertratſch geb! Möcht wiſſen, obs einen Direktor gibt, dem das net nachgeredet würd!"

Thomas fühlte, daß er ſich vor ihr lächerlich machte, daß dies alles klein und häßlich und ſeiner nicht würdig war, aber unwiderſtehlich riſſen ſich die Worte aus ſeinem Munde. Die Ruhe, die Roſe heuchelte, reizte ihn am meiſten; und zugleich empfand ſeine nervös verzärtelte Seele eine Art perverſer Wolluſt daran, wie jetzt vulgäre Gedanken in nackten, ſchamloſen Worten aus ihm hervorbrachen, eins das andre übertrumpfend, eins dem andern auf die Schulter ſpringend, eins immer grotesker agierend als das andre, ſich ſteigernd am andern. Dabei trotz aller Wut eine ſchnell kombinierende, kalte Logik, die ſpionierend aus einem Winkel hervorlauerte und, wo ſie den ſchmutzigen Fetzen eines Beweiſes ſah, mit einem Sprunge darauf losſtürzte, um ihn irgendwo in das löcherige Bild hineinzupaſſen, das ſeine Phantaſie entworfen hatte ...

„Die armen Theaterdirektoren!" höhnte er. „Man ſagt ihnen ſo viel ſchlechtes nach! Und dabei kommt ſo was ja nie vor!"

„Nur zu!" ſagte Roſe, ohne ſich umzuwenden. Sie

legte ſich in ihrem Stuhle zurück und kreuzte die Arme unter der Bruſt.

„Du haſt ja etwas derartiges von einem Direktor noch nie erlebt!“ ſchrie er.

„Schrei noch etwas lauter, daß die Dienſtboten es auch richtig hören!“

„Das iſt mir gleich!“ — Er ſprach aber unwillkürlich leiſer. — „Haſt du mirs nicht ſelbſt erzählt! Und du haſt tauſendmal mehr verheimlicht, als du erzählt haſt.“

„Immer zu!“ — Ihre Stimme zitterte. — „Sag mir nur recht viele Gemeinheiten nach. Ich kanns vertragen, das weißt du ja; ich bins ja gewöhnt.“

Ihr Ton, der trotz ſeiner Feindſeligkeit klagend war, ergriff ihn und brachte ihn für einen Augenblick zur Beſinnung.

„Roſe . . .!“ bat er. — „Roſe . . .!“ wiederholte er noch einmal; ſeine Stimme ſchwankte und klang gleichſam geſchwollen. — Ihre Antwort war ein kurzer Laut des Ekels.

„Roſe . . .!“

„Nein, pfui! — Du wirſt mir am End auch noch nachſagen, ich hätt ein Verhältnis mit dem Volker ghabt!“

„Roſe! Wann hab ich ſowas geſagt!“

„Aber gedacht haſt dus! Überhaupt . . .! Was du für eine ſchmutzige Phantaſie haſt . . .! — Und ich ſag dir, wer net ſelber ſo is, ſuchts net hinter andern.“

„Ich?!“ fuhr er wieder auf.

„So ſchmutzig!“

„Das ſagſt du mir! Du . . . Mir . . .!“

„Ja, was denn? — Wer net ſelber ſo is . . .!“

„Schweig!“ ſchrie er. Und dabei arbeiteten haſtige Gedanken in ſeinem Gehirn: Warum hat ſie das mit Volkern geſagt? Sollte das von vornherein einem Verdachte die Spitze abbiegen? — Sie war aufgeſprungen und trat dicht vor ihn hin:

„Ich laß mir net den Mund verbieten, daß dus weißt! Ich net! Die Wahrheit is dir natürlich unangenehm!“

„Wenn ich nur mehr Wahrheit bei dir gefunden hätte! Aber immer nur Lüge, nichts als Lüge!“

„Wann hab ich gelogen?“

„Immer, jeden Tag! Glaubſt du, ich habs nicht jedesmal gemerkt, wenn ich auch nichts geſagt habe? Was weiß ich denn von deinem frühern Leben! Nichts!“

„Und wenn ich gelogen hätt . . .!“ Sie ſtampfte mit dem Fuße auf. „Biſt denn du der Mann, dem man die Wahrheit ſagen dürft? Biſt du überhaupt ein Mann? Es hat mich oft gnug gereut, daß ich dir das mit meinem erſten Direktor geſagt hab . . .!“

„Daß du einmal aufrichtig warſt . . .!“

„Haſt dus mir vielleicht net jeden Tag aufs Butterbrot geſchmiert?! Und wie klein, wie gemein, wie . . . Wie dumm!“

„Dumm war ich; ja, du haſt recht!“ lachte er auf. „Ich habe mich immer wieder von dir an der Naſe herumführen laſſen! Blind . . .!“

„Ich weiß net, ob man das blind heißt, wenn einer immer mehr ſieht, als wie da is?“

„Ich war ja ein Narr von Anfang an! Daß ich glauben konnte, du hätteſt mich je geliebt . . .!“

„Wenn du das net weißt, tuſt du mir leid!“

„Wann haſt du denn dein Herz für mich entdeckt? Als das Theater vor der Pleite ſtand . . .!“

„Pfui!“ ſagte Roſe.

„Jawohl, als dir alles daran lag, einen Geldmann fürs Theater zu finden . . .“

„Ja, ja, ſag nur gleich, ich hätts mit meinem Schatz, dem Volker, ſo ausgmacht: ich heirat dich wegen m Geld, daß er Direktor wird!“

„Wenn du das noch einmal ſagſt, dann möchte ich bald glauben, daß es ſo geweſen iſt.“

„A, du glaubſt es ja ſo! Du glaubſt ja jede Gemeinheit von mir.“

„O, ich Eſel!“ ſtieß er hervor, „ich Eſel! Und ich konnte glauben . . . Immer wieder . . .! Jetzt hab ich ja den klaren Beweis in den Händen!“

„Du biſt verrückt!“ ſagte ſie kalt. „Oder biſt du betrunken?“

„Ja, natürlich, das iſt das bequemſte! Ich bin betrunken, natürlich!“

„Ich möchts wünſchen. Außerdem hättſt du den Verfolgungswahnſinn.“

„Kaum habe ich jetzt für ein paar Tage den Rücken gekehrt — jetzt, wo alles drauf ankommt — da haſt du auch gleich mit meinen Feinden paktiert!“

„Red doch ſo keinen Unſinn!“

„Natürlich, mein Geld iſt zu Ende; damit bin ich ſelber auch abgetan.“

„Du, weißt du, ich glaub, morgen denkſt du ſelbſt anders über die Sachen.“

„Wo ich den klaren Beweis in den Händen habe . . .!“

„A geh!“

Er trat auf ſie zu und faßte ſie heftig am Oberarm:

„Jetzt ſag mir ſelbſt aufrichtig . . .“

„Au, du tuſt mir weh!“

„Sag doch ſelbſt: Hätteſt du mich auch genommen, wenn ich ein ganz armer Teufel geweſen wäre, wenn du für mich auf deine Karriere hätteſt verzichten müſſen, wenn . . .?“

„So laß mich doch aus! Du tuſt mir weh, ſag ich.“

„Antwort!“ Er ließ ihren Arm fahren.

„Aber ſo ſei doch vernünftig!“ ſagte ſie und rieb ſich den Arm.

„Ja oder nein!“

„Mein Gott, daß wir dann net hätten heiraten können, is doch klar.“

„Das iſt es ja eben!“

„Wenn, wenn . . .!“ Sie zog die Schultern in die Höhe, hob die Hände ein wenig zur Seite und ließ ſie wieder an ihren Rock fallen. „Was dies Gefrag für einen Zweck haben ſoll!“

„Ohne Geld hätteſt du mich nicht genommen . . . Alſo haſt du mich doch wegen des Geldes genommen!“

„Ja, du kennſt das Leben!“ lachte ſie auf. „Weißt du, dann hätt ich reichere finden können! — Ach Gott, was red ich lang! Es wird einem ja zum Ekel; du glaubſt ja ſelber net, was du ſo daher redſt. — Möcht wirklich wiſſen, was aus uns hätt werden ſollen, wenn wir beide nix ghabt hätten und nix gweſen wären!“

„O, die Liebe fragt nicht, was draus wird . . .“

„Eine ſolche Liebe gibts in Theaterſtücken. Im Leben hab ichs noch net troffen . . .“

„Ja, du . . .! Das glaub ich dir gern!“

„Ja," ſie wendete ſich plötzlich zu ihm um, „hab ich dir ſchon einmal ſo was vorgemacht? Hab ich weiß Gott wie überſpannt getan? Hab ich oder hab ich net?"

„Ja, ja, laß nur! Nein, du haſt es nicht getan. Aber ich wußte nicht, daß du ſo biſt. Ich dachte mir, eine Liebe wie meine müßte ſchließlich Gegenliebe erzwingen."

„Eine Liebe wie die deine!" ſagte ſie ironiſch. „Kannſt du denn lieben?"

„Jawohl," lachte er rauh. „Das iſt allerdings die beſte Verteidigung; den Spieß umdrehen . . .!"

„Ja, denn du biſt kalt," erwiderte ſie. „Kalt biſt du. Und das ſag ich!"

„Na ja, alſo, dann bin ich kalt." Er brachte das in reſigniertem, leidendem Tone hervor und fühlte, wie ihm eine flüſſige Wehmut in der Bruſt aufſtieg; ſo grenzenlos einſam und unverſtanden däuchte er ſich. — Schneidend fuhr Roſe fort:

„Haſt du je nur einen Funken Vertrauen zu mir gehabt? Iſt das Liebe, wenn einer immer mißtrauiſch iſt und gleich das Schlimmſte denkt?"

„Alſo ich hab dich nicht geliebt? — Roſe! — Roſe!"

„Ja?"

Er fühlte ſelber, wie lächerlich und vulgär das wieder war, was er nun ſagte, aber er konnte nicht anders:

„Roſe, bin ich nicht gut zu dir geweſen? Hab ich dir mit meinen Sorgen das Leben verbittert? Hab ich dir je einen Wunſch verſagt? Und ſelbſt, als ich nicht mehr aus noch ein wußte . . . Hab ich . . .? Hab ich dir wegen deiner Ausgaben je einen Vorwurf gemacht?"

„Ja, ja, ja!“ ſtieß ſie ungeduldig hervor. „Du warſt ja immer ſo — gut, wenn du net grad deinen Raptusanfall ghabt haſt. Aber — daß dus weißt! — auf dieſe Art Gutheit geb ich ſo viel.“

„Natürlich!“

Sie zuckte die Achſeln.

„Und ich? — Hab ich dir ſchon einen Vorwurf gmacht wegen der wahnſinnigen Wirtſchaft am Theater, daß wir mit eins vor der Pleite dageſtanden ſind?“

„Ja, das fehlte allerdings noch!“

„Und doch hätt ich ein Recht dazu.“

„So! Nur immer weiter! Ich hab das Theater ja zu meinem Vergnügen übernommen.“

„Das iſt gerad ſo wie mit deiner Gutheit! Mein Lieber . . .! Hättſt du mir früher geſagt, wie es mit uns ſteht, das wär gſcheiter gweſen. Ich hab ſchon ſchlimmre Zeiten durchgemacht . . . Gut heißt du das? Ich heiß es anders. Willſt du wiſſen, wie ich das heiß? — Feig heiß ich das, bequem heiß ich das, dumm heiß ich das! Dir ſcheints vielleicht ſehr vornehm und großartig, ſich all dieſe kleinlichen Geldſorgen, wie du ſie nennſt, möglichſt vom Leib zu halten! Jawohl!“

In ihm ſiedete es.

„Jawohl, ich hab mir die Sorgen vom Leibe gehalten! Ich hab ja nur an mein Amüſement gedacht! Ich hab keinen trüben Gedanken gekannt! — Ich hab nie hier im Atelier geſeſſen und mir den Kopf zermartert um Auswege! Ich hab nie ſchlaflos im Bette gelegen vor Sorgen, während du ruhig neben mir ſchliefſt!“

„Das is es ja grad! Hätteſt du mir geſagt, wies

ſtand, nachher wär heut alles anders, das derfſt du ruhig glauben. Was biſt du denn für ein Mann! Sorgen macht er ſich und Sorgen, daß er die Nacht net ſchläft ... Aber daß du ein einziges mal geſagt hätteſt: Das muß ein End haben! Daß du was getan hätteſt, o das giebts net. Ein Geſchäft haben ... Ja, meinetwegen! Aber einmal auftreten und dich als Geſchäftsmann zeigen ... O nein! Du biſt ja aus ſo vornehmer Familie! Du kannſt das net! Die Leut könnten dich daraufhin am End ſchief anſchaun. Ein Bidſchöh machen, die Gagen reduzieren ...! A nein, das is ja ſo peinlich, ſo unangenehm ...! Es is viel großartiger, den lieben Gott einen guten Mann ſein laſſen. Und genau ſo bei mir ...! Daß blos deine Frau alleweil ein luſtigs Gſicht macht, daß es keine Verſtimmungen gibt! Und dann hat man noch das Gefühl, wie gut man heimlich is, und kann herumgehn und ganz gerührt ſein von ſeiner eignen Gutheit. So iſts, mein Lieber!“

Ihre Worte trafen ihn wie Schläge. Sie hatte ja recht. Sie ſprach Gedanken aus, die er hundertmal gedacht hatte. Aber daß Roſe ihn ſo ſah, ſchnürte ihm die Kehle zu. — Mit zitternder Stimme begann er endlich:

„Mag ſein, daß manches von dem wahr iſt, was du da ſagſt. Aber du, gerade du haſt kein Recht, mir das zum Vorwurf zu machen. Dir zu liebe bin ich zu dem allen gekommen ...“

„Jawohl, ich hab nur wenig davon!“

„Du denkſt immer nur an deinen Vorteil. Bei allem ...!“

„Das lernt ſich, mein Lieber! Wünſch dir net, daß du in die Schule kommſt, die ich durchgemacht hab!“

„Und dann ... Wo wärſt du heute, wenn ich damals das Theater nicht übernommen hätte?“

„Sei net bang! Ich hätt meinen Weg immer gmacht, ein biſſel langſamer vielleicht ...“

„Alſo ein bischen hab ich dir vielleicht doch genützt?“ fragte er bitter.

„Ja,“ erwiderte Roſe, „ſehr viel ſogar! Sei doch froh, daß ich anders bin als du, daß ich die Gelegenheit zu nützen verſtanden hab, die du mir freilich gegeben haſt. Außerdem hätt ich jetzt net den Kontrakt nach Berlin — und was täten wir nachher?“

„Roſe!“

„Ja?“

„Roſe, du willſt wirklich zu dieſem Wolters?“

„Natürlich! Weißt du: daß er bei mir nix erreicht, dafür kenn ich mich.“

„Roſe, und wenn ich dich bitte ...!“

„Ja, was denkſt du dir denn? Bartenfeld will mir dreihundert Mark Gage zahlen. Das reicht net für die Toiletten. Und leben wollen wir auch!“

„Roſe, und wenn wir uns die erſte Zeit einſchränken müſſen ...! — Glaubſt du, ich will von deiner Gage leben? Ich kann doch auch verdienen?“

„Mit deinen Bildern?“ fragte ſie mit hochgezognen Brauen und zuckte die Achſeln.

„Ich kann doch auch eine Stellung finden. Tegtmaier zum Beiſpiel ...“

„Ach Tegtmaier, der Filz! Was der ſchon zahlen wird, wenn er dich nimmt ...!“

„Und ſchließlich ... Warum ſoll ich denn nicht fähig ſein, mit meiner Kunſt Geld zu verdienen?“

„Ich glaubs net,“ ſagte Roſe kalt und ſachlich.

„So? Du trauſt mir alſo gar nichts zu? Nicht einmal du?“

„Ich verſteh ja nix von Bildern ... Aber ... Es hat doch keinen Zweck, daß ich dir was vormach ... Ich glaubs halt net. Ich glaub net, daß einer künſtleriſch was erreichen kann, der ſo is wie du.“

„Wie — meinſt — du — das?“

„Ja, ich weiß net ... Es is wie bei manchen Schauſpielern, die zu viel denken ... Nuancen haben ſie zwanzigtauſend in einer Roll, aber es geht net zuſammen; man wird ganz kribbelig, wenn man ſie anſchaut. Vor lauter Fineſſen vergeſſen ſie auf ihr Temperament.“

Auch dies traf Thomaſen. Er ſah: Roſe kannte ihn gut. Aber konnte eine Frau, die ihren Mann liebte, ſo ſcharf und kritiſch in alle Winkel ſeines Innern ſchauen? — Freilich, er liebte Roſen und hatte ihr doch auch nie ohne Kritik gegenübergeſtanden. — Aber das war doch ganz anders: bei ihm ſprach da die raſtlos analyſierende, kombinierende, ſelbſtquäleriſche Künſtlerphantaſie, ihm taten die Reſultate ſeiner Kritik weh; ſie aber durchſchaute ſeine Schwächen mit kalten Augen, in objektiven Worten ſprach ſie ſeinen Hoffnungen das Urteil, ein zu richtiges Urteil, zu wenig getrübt und gefärbt von Herzblut, als daß er darnach noch hätte an ihre Liebe glauben können. — Er ſchwieg und ſtarrte düſter vor ſich hin. — Sie kam und legte die Hand auf ſeine Schulter:

„Geh, nimm mirs net in übel! Sollt ich dir was vormachen?“

„Nein,“ ſagte er, „nur immer weiter . . .! — Ich weiß ja, daß ich nichts kann und nichts bin.“

„Nein, Kleiner, ſo derfſt auch net reden. Dazu is kein Grund vorhanden. Und was verſteh denn ich davon! Vielleicht ſind deine Bilder ausgezeichnet . . .“

„Ach nein,“ wehrte er müde ab.

„Wer kann das wiſſen! Der Erfolg ſagt auch net alles. — Aber eins weiß ich gewiß: Erfolg wirſt du nie haben! — Denn dazu reichts gar net, daß einer gute Bilder malt. Auch in der Kunſt muß eins ſein Gſchäft verſtehn. Schau dir den Niedermayr an! Du ſagſt alleweil, er is ein Kitſchbruder. Aber ſchau, der verſtehts! Vierzigtauſend Mark verdient der im Jahr mit ſeinen Porträts, wenns reicht!“

Eine heiße Welle flutete auf einmal von unten herauf durch Thomaſens Körper. Er ſprang auf und ſchrie:

„Ja, bin ich denn verrückt? — Ich glaubs wirklich ſelber . . .! Da ſitz ich eine Stunde und hör dir zu, wie du alles verächtlich und lächerlich machſt, was das beſte in mir iſt. Ja — mach nur ſo ein Geſicht! —, ich halte das für mein beſtes! — Und dabei hör ich dir zu und glaub dir und mach mir ſelber Vorwürfe und bin zerknirſcht, weil ich bin, was ich ſein muß.“

Roſe ſah ihn mit ſeitwärts geneigtem Kopfe an, ein überflüſſig ironiſches Lächeln um den Mund und in den Augen.

„Ach, Kleiner . . .!“

„Nenn mich nicht immer Kleiner!“

„Auf einmal? — Weißt, du derfſt mirs net in übel

nehmen, aber ich mein, damit iſts dir ſelber net gar ſo ernſt . . .“

„So? Nicht ernſt . . .?“

„Ja, ernſt — ſchon! Aber — wenn du ſo ganz ſicher davon überzeugt wärſt, tätſt du am End net ſo ſchrein.“

Seine Fäuſte ballten ſich.

„Du, ich ſag dir, ſpar dir dies wohlfeile Lächeln! Es gibt ein Lächeln, an dem man den Proletarier erkennt!“

„Aha!“ höhnte ſie, „jetzt kommt bei ihm die Vornehmheit heraus! So, dann will ich dir nur eins ſagen: wenn ich auch blos eine Wechſelwärterstochter bin . . . Darauf kommts net an; ſondern was einer im Leben erreicht!“

„Mir kommt es darauf an, was einer iſt! Was du etwas erreichen nennſt . . .!“

„So? Was einer iſt? Was biſt du denn ſchon gleich? — Weißt du, was du biſt? Du willſt ein Künſtler ſein? — Ein Philiſter biſt du, wies keinen zweiten gibt! Grad ſo einer wie deine Spießerſippſchaft von Verwandten!“

Er trat drohend auf ſie zu.

„Schweig jetzt!“

„Jawohl, von dir laß ich mir den Mund verbieten! Ausgrechnet von dir! — Ja, gegen deine Frau haſt du Schneid! Und auch blos, wenn du was getrunken haſt. Aber, daß du gegen den Volker aufgetreten wärſt, wie ſichs gehört hätte . . . Nein!“

Thomas packte ſie an den Armen und ſchüttelte ſie heftig.

„Ja, ſchlag mich doch gleich,“ kreiſchte ſie, „du biſt ja der ſtärkere!“

Er hielt ſie mit klammernden Händen, ſoviel ſie ſich wand, und flüſterte, ganz nah bei ihrem Geſicht, heiſer und warnend auf ſie ein, in Wut, und zugleich in atemloſer Angſt vor ſich ſelber, vor dem, was kommen wollte:

„Roſe, ich ſag dir, reiz mich nicht! Roſe, ſei vernünftig, ich weiß nicht, was ich tu . . .!“

„Hahahaha!“ lachte ſie auf. „Schlag mich nur! Du haſt ja Angſt!“

Er ſtieß ſie mit einem Ruck von ſich, daß ſie beinahe gefallen wäre. Als ſie wieder feſten Fuß gefaßt hatte, ſah ſie ihn ſchweigend an, den Kopf zurückgeworfen, die Augen ſprühend vor Verachtung, auf den Lippen das alte, herausfordernde Lächeln. — Er ſtand abgewendet, mit geſenktem Kopf und hängenden Armen, ſeine Hände ballten ſich und öffneten ſich wieder, in ſchnellem Wechſel. — Flackernd kamen abgeriſſene Worte aus ſeinem Munde.

„Ich wollte . . . Nein, das . . . Alſo, verzeih mir, wenn ich . . .“

„So, ſo! Verzeihen ſoll ich?“

„Roſe!“ Wieder wuchs ein Drohen in ſeiner Stimme.

„Aber — daß dus weißt! — ich bin net wie du: bald ſo, bald ſo; wies dir grad einfällt. — Heut haſt dus bei mir verſchüttet auf lang. Und jetzt hab ich genug! Tob dich allein aus! Ich geh!“

Er holte ſie ein, als ſie die Hand ſchon auf der Klinke hatte; heftig riß er ſie zurück und ſtieß ſie ins Zimmer.

„Du bleibſt!“

„Zu was denn?“

„Du gehſt jetzt nicht ſo fort! Verſtehſt du mich!“

„Alſo . . .!“ Sie verſchränkte die Arme trotzig unter der Bruſt und wendete ihm den Rücken. „Raufen werd ich mich net mit dir! Aber eins ſollſt du wiſſen: red, was du willſt, du darfſt ebenſogut an die Mauer hinſprechen! Ich hör nichts! Mit uns zwei is es vorbei! Heut hab ich dich erkannt. Net ſoviel hab ich mehr übrig für dich!“

„So? Auf einmal?“ ſchrie er. „Dann will ich dir ſagen, daß ich mir das gedacht hab, daß ich das gewußt hab, von dem Augenblick an, wo ich ſah, daß es mit dem Theater ſchlecht gehen könnte.“

„Was haſt du gewußt?“

„Daß es zwiſchen uns zu Ende ſein würde, ſobald ich kein Geld mehr hätte.“

„Pfui Teifel!“ ſagte ſie. „In einem haſt du freilich recht . . .! Viel bleibt nimmer über von dir, wo das Geld all is.“

„Alſo, dann kann ich ja gehen! Vielleicht erwarteſt du gerade einen Liebhaber, der mehr hat.“

„Natürlich, gleich fünf!“

„Alſo ich geh! Mich ſiehſt du nicht wieder.“

„Geh nur! Mir is es ſehr recht.“

„Roſe!“ Er trat drohend auf ſie zu.

„Geh doch endlich und laß die Komödie! Ich geh! ſagt er . . . Aber daß du wirklich gingſt . . .!“

„So, du glaubſt mir nicht? Komödie, ſagſt du? Du zu mir!“

„Wie ſollt ich das denn ſonſt heißen! Du haſt noch alleweil alles blos mit dem Mund getan.“

„Mir ſcheinen ſolche Entſchlüſſe allerdings ſchwerer und ernſter als dir, — — Komödiantin!“

„Jawohl, ich ſpiel Komödie am Theater; bei dir is das ganze Leben nix anders. Ich ſpiel den andern Komödie vor; du ſpielſt ſie dir ſelber vor, weil kein andrer ſo dumm is, daß er dirs glauben tät.“

Er knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fäuſte.

„Was deine Art nicht begreifen kann, iſt ihr nicht wahr! Was außerhalb deines Horizontes liegt, das gibt es überhaupt nicht.“

„Nein, das gibts auch net. Gib dir keine Müh, ſchöne Benennungen für deine Jämmerlichkeit zu finden! Ich glaubs doch net!“

Er ſtellte ſich vergebens auf einen hohen Standpunkt. Ein gutes Teil von ihren Angriffen traf ihn doch und ſteigerte ſeine Wut zur Sinnloſigkeit.

„Du . . .!“ röchelte er und hob ſeine Hand und ſchlug ſie ins Geſicht.

„Schlag zu!“ ſagte ſie leiſe, aber voll Haß, und ſtand, ohne ſich zu rühren.

Ein tiefer Schrecken darüber, was er getan hatte, erfüllte ſeinen Körper mit Kälte. Wie feig das war, wie traurig und verächtlich! Er ſah ſie ſtehen, bleich und ſtarr, mit Augen, in denen ein gleichſam hypnotiſierter Haß ſtille ſtand. — Da ſchoß ihm wieder alles Blut zu Kopfe.

„Jawohl,“ ſchrie er, „ja, ich bin gemein, ich bin niedrig, ich bin feig, ich bin verrückt. Aber wer hat das aus mir gemacht? Du! Du ganz allein!“

Und er ſchlug ſie wieder, zwei-, dreimal. Sie zuckte bei jedem Schlage zuſammen, rührte ſich aber nicht

von der Stelle und wehrte ſich nicht. — Er ſtarrte ſie an. Ihre äußerliche Ruhe ſteigerte ſeine Raſerei bis zum Gipfel. Ein krampfhaftes Verlangen packte ihn, mit beiden Händen ihren Hals zu umklammern und ſie zu erwürgen. Er duckte ſich ſchon zum Sprunge ... Aber plötzlich ließ die Spannung nach; er richtete ſich müde auf, drehte ſich um und ging zur Tür. — Roſe rührte ſich nicht. — Er blickte wartend zu ihr hinüber, einen Augenblick nur. Dann ging er hinaus und ſah den kleinen Diener gerade noch in die Küche ſchlüpfen. Umſtändlich und doch mit energiſchen Bewegungen, die ihm ſelbſt ſeine Entſchloſſenheit beweiſen ſollten, zog er ſeinen Paletot an und ſetzte den Hut auf; er horchte den Gang hinunter. Kein Laut war zu vernehmen. Er öffnete die Tür; alles blieb ſtill. Da ſchlug er ſie dröhnend hinter ſich zu, daß ſie von oben bis unten erzitterte und das Meſſingſchild mit dem Namen Kerkhoven leiſe in ſeinen lockern Schrauben klirrte. Nach einer Weile — es koſtete ihm einen Entſchluß — ſtieg er langſam, langſam die drei Treppen hinunter.

„Nein," ſagte er dann laut zu ſich und riß die Haustür auf. Der warme Frühlingswind hätte ihm faſt den Hut entführt. Er hielt ihn mit der Hand und ſtand halb betäubt, ohne zu wiſſen, was er jetzt tun ſolle. Die Tür hinter ihm ſchloß ſich langſam, mit einem puſtenden Geräuſch, das kein Ende zu nehmen ſchien. dann ſchnappte die Zunge der Klinke mit einem trocknen Schnalzen ein. — Thomaſen war es, als ſagte die Tür befriedigt und höhniſch:

„Schluß!"

Weite Wege ging Thomas in dieſer Nacht, weitere Wege noch gingen ſeine Gedanken. — Das Leben, das hinter ihm lag, jagte ſie hinunter in die Abgründe des Todes; aber wie ein Körper, der ins Meer fällt, in einer gewiſſen Tiefe ſein Gewicht verliert und Halt macht, ſo kamen Thomaſens Gedanken, als ſie tief genug gedrungen waren, aus ihrer leidenſchaftlichen Fahrt. In ſchwankendem Gleichgewicht verzogen ſie eine Weile in der trübroten Dämmerung jener Bezirke, bis eine leichte, müde Strömung ſie ergriff und ſie mitnahm, in ſanftem Auftrieb zu einer neuen Küſte des Lebens.

Thomas bog, ſobald er konnte, aus den belebten Straßen Schwabings in einſamere ein. Aber auch hier führte der kuppleriſche Frühlingsabend liebende Herzen zuſammen: die Luft war voll von Gelächter, Seufzern und Spannung. Faſt in jeder Haustür ſtand ein Dienſtmädchen mit ſeinem Schatze. Hier jachterten zweie luſtig, dort war ein Paar in einem langen Kuſſe gleichſam verſchmolzen, da ſtanden welche nach ländlichem Brauche Hand in Hand und ließen ihre Augen ſtarr und ohne zu zwinkern ineinander ruhen, mit einem Ausdruck, den naive Menſchen ebenſogut hätten für Wut halten können wie für Liebe.

Thomas ging ſchnell und ſah immer gerade vor ſich hin. Und dabei dachte er daran, wie wenig Glück aus aller der Liebe entſpringen würde, die hier die Luft gleichſam in widerlich lauwarmen Wellen zittern machte. Verlaſſene Mädchen, Kinder ohne Vater, Proletarierehen, in denen die Sorge ums Brot alle Blumen des Lebens mit grauen Spinnenfäden erdroſſelt ...! Wer unter allen

dieſen jungen Leuten würde den Leiden der Liebe entgehen? — Die vielleicht, die am meiſten Leiden verurſachten, die Lebenstüchtigen, die leichten Herzens Leben zu zertreten vermochten ... Wehe denen, die zu ſehr liebten!

Endlich bog Thomas in eine Straße ein, die ganz verlaſſen lag: eine tote Straße mit Häuſern in allen Stadien der Vollendung und Plätzen dazwiſchen, wo der Grund ſchon für Fundamente ausgehoben war; aber kein Baugerüſt war zu ſehen, kein Arbeitgerät lag da. Thomas war hier noch nie geweſen; aber er konnte ſich denken, daß dies die Baugründe des großen Schwindlers waren, deſſen Millionenkonkurs kürzlich hunderte von Arbeitern um Lohn und Brot, viele kleine Handwerker um ihr ſauer verdientes Geld gebracht hatte. — Auch von Thomaſen hingen viele Exiſtenzen ab. Hatte er nicht die Pflicht, zu tun, was in ſeinen Kräften ſtand? Wenn er mit Bartenfeld abſchlöſſe, wären ſie vor unmittelbarer Not geſchützt ...

Aber auf einmal blieb er erſtaunt ſtehen. — Wie kam er dazu, ſich hierüber den Kopf zu zerbrechen? Was hatte er damit noch zu tun? — Das alles würden andre Leute ſchon beſorgen!

Er lächelte mit bitterlicher Selbſtironie. — War er noch immer der alte Thomas Kerkhoven, der alles entſcheidende gern recht weit hinausſchob? — Alle die Gedanken, die er gedacht hatte, ſeit er aus ſeinem Hauſe getreten war, — ſie alle waren nichts geweſen als ein Zurückdämmen der Flut ſeiner Gefühle, die drunten ſchwollen und gährten; er hatte ſich wieder einmal eine Galgenfriſt gegeben, bevor er jetzt die letzte, die Kon-

kursbilanz ſeines Lebens zog. Aus den ſchwarzen Fenſterhöhlen der verlaſſenen Bauten ſchienen ihm kalte Luftſtröme zu wehen, die ihn gleichſam mit Leichenlaken umwanden ... Jetzt war er da, wo er ſein mußte, jetzt ging er, wohin er gehörte, die tote Straße hinunter, von Weſten nach Oſten ...

Wie eine kahle, bleifarbne Sumpffläche ſah er ſein Leben, ſchweigend, von keinem Windhauche berührt. Nur hie und da ſtieg plötzlich eine Blaſe vom Grunde auf: ein bischen Luft, durch die Verweſung aus den drunten ruhenden Leichen ſeiner vergangnen Tage befreit. So ſtiegen Gedanken auf, die aus alter Gewohnheit noch mit dem Leben rechneten ... Stiegen auf und zerplatzten ...!

Das Leben kennen heißt: mit dem Leben fertig ſein, ſagte er zu ſich. Die Lebenstüchtigen kennen es ja nicht ... Wie eine Reihe tiefer Fußſtapfen, in denen Moorwaſſer zittert, lagen ſeine Jahre hinter ihm. In ſinnloſen Bogenlinien war er ſeinen Weg gegangen, wie ein Nachtwandler oder ein Trunkner. Wo er herkäme, ahnte er kaum; ein Ziel war nicht zu ſehen.

Wir haben kein Ziel, dachte Thomas, ohne Hoffnung iſt, wer das Leben erſt kennt. Um nichts müſſen wir klein werden, und ſchmutzig werden, und uns ſelber verachten lernen. Fäulnisprodukte ſind wir im Sumpfe des Werdens und Vergehens, ſinnlos gezeugt, um ſinnlos zu zeugen. Und ich habe nicht einmal dieſen Beruf erfüllt. — Er ſeufzte. — Roſe hatte ja keine Kinder haben wollen.

„Aber es iſt gut ſo!“ ſagte er dann laut, warf den Kopf in den Nacken und ſchritt entſchloſſener aus, auf

den dunkeln Wegen des Engliſchen Gartens. Er wußte ſelber nie genau, wo er wäre, aber er wußte, ſchließlich müßte er ſo an die Iſar kommen.

Und endlich rauſchte der Fluß vor ſeinen Füßen. Er ſah im Dunkeln nichts, als daß da ein unruhiges Waſſer dahintrieb, aber er wußte, daß es gelb und ſchmutzig war, weil der warme Wind den Schnee im Gebirge ſchmelzte; und — ſtromaufwärts lag München. — Mitten unter dem Unrat der leichtſinnigen Stadt würde ſein Kadaver dahingewirbelt werden. Es war gleich! Gehörte er nicht dahin: Thomas Kerkhoven, der Sohn des Sonderlings und der Komödiantin, die irgendwo im Spital zu Grunde gegangen war, Thomas Kerkhoven, der verpfuſchte Künſtler, der vom Leben in den Schmutz getretne Menſch? — Wer keine Perſönlichkeit war, ſchwamm gut da unter dem andern Dünger für künftiges Leben.

Warum wartete er noch? Warum warf er ſich nicht hinein?

Ihn fröſtelte; ſeine Kniekehlen ſchmerzten. Er nahm den Hut vom Kopfe und ſtrich ſich über die Stirn. Dann ſetzte er ſich nieder, auf das harte Steingeröll des Ufers. Die Arme um die hochgezognen Kniee geſchlungen, ſaß er lange und ſah auf das wirblig gleitende Waſſer hinaus und lauſchte ſeinem Wiſpern ...

Daß dieſes Leben dennoch ſo viel werbende Kraft beſaß! Daß es ſich gegen die Vernichtung — oder war es nur Verwandlung? — ſträubte? — Seltſam! Seltſam! ...

Was ſtand ihm alles bevor, wenn er leben bliebe! War das dürftige Daſein, das ihn danach im beſten Fall erwartete, dieſe Fülle von peinlichen Alltagsleiden, von brennender Scham und Demütigung überhaupt wert?

„Vielleicht doch!“ flüſterte Thomas vor ſich hin.

Waren ſeine Leiden nicht am Ende die Leiden der Menſchheit, die einer ſchwerer trägt, der andre leichter; aber jeder trägt ſie, und keinem werden ſie ganz geſchenkt?

Der große Fehler in ſeinem Leben war geweſen, daß er für ſich ſelber einen falſchen Wert eingeſetzt hatte ... Hier ſaß er, Aug in Auge mit dem Tode, und begrub ſeine Träume. Ein andres Ich war aus ihm herausgetreten und ſtand, ein Schatten mit ſcharfen Augen und barmherzigem Munde, hinter dem Kauernden und legte eine kühle Hand auf ſein Haupt.

„Erkenne und lebe!“ ſagte der Schatten.

Und weiter ſprach er; und Thomas horchte ... Wie die Stimme einer Glocke, die fernher über einen nebligen See kommt, däuchte ihn dieſer Klang. Ja, er mußte von dem trügeriſchen Glauben laſſen, daß er ein Menſch wäre, auserwählt unter vielen, zu ſtehen über den vielen im Sonnenſchein. — Der Schatten ſprach die Wahrheit: Sein Platz war in der Menge.

Sich beſcheiden heißt: das Leben ertragen. Und wer es erträgt, den belohnt es. — Braucht das Leben ein Ziel? — Wenn die verſtiegnen Wünſche ſchweigen, beginnen die Blumen am Wegrain zu ſprechen ...

Über der Höhe des andern Ufers begann der Himmel

ſich zu röten. — Mit einem tiefen Erſtaunen ſtand Thomas auf. — Kam ſchon der Morgen . . .?

Noch einen Blick auf das haſtige Waſſer, dann ging er den Weg zurück, den er gekommen war, dem Tage und ſeinen peinlichen Pflichten entgegen . . .

Strack ging er dahin, und um ihn entbrannten allmählich die Wipfel der Bäume zu grünen Flammenzeichen des Frühlings . . .

Drittes Buch

Tegtmaier kam eilig, wie immer, ins Bureau geſtelzt und warf ſich in ſeinen Stuhl.

„Was neues? Irgend was von Wichtigkeit?“ fragte er Thomaſen haſtig und reichte ihm über den Doppelſchreibtiſch hinüber ſeine lange, lappige Hand mit einer flüchtig gleitenden Bewegung, als wolle er ſie an Thomaſens Hand blos abwiſchen.

„Nichts beſondres!“ ſagte Thomas ... „Ja, da ... Ein perſönlicher Brief an Sie, von Nürnberger und Einſtein,“ fuhr er fort, als Tegtmaier dieſen Brief ſchon ergriffen hatte. — Aber dieſer warf ihn ungeöffnet wieder hin.

„Ich weiß ſchon, die wollen ihren Reſtſaldo, die berühmten achttauſend Mark. Nee, die können noch lange warten.“

„Aber ſchließlich wird man doch ...“ wendete Thomas ein.

„Ja, natürlich,“ erwiderte Tegtmaier zerſtreut, „ich will nachher mal mit Schroeder ſprechen ... Aber das eilt ja nicht ... Wiſſen Sie, wo ich heute ſchon war? — Raten Sie mal! — Nein, das raten Sie nie. — Beim Fürſten von Bulgarien!“

„Iſt der hier?“

„Ja, geſtern abend angekommen. Logiert im Bayeriſchen Hof.“

„Und was haben Sie ...?“

„Nein, das muß ich Ihnen genau erzählen. Es war zu komiſch. Erſt die Geſchichten, bis ich vorgelaſſen wurde ...! Ich war natürlich in Frack und Zylinder, höchſt offiziell. Na, ſein Hofmarſchall, oder was es war ... Ich hab immer Excellenz zu dem Mauſefallen-

händler geſagt, das ſchmeichelte dem natürlich ... Alſo der Kerl ſagte immer: Impossible! Er ſchien mich für ne Art Bittſteller zu halten. Na, da fing ich nicht ſchlecht an zu renommieren. Aufklärungen von höchſter Wichtigkeit ...! Der Slowake ſah ſchon Ferdinands Thron wackeln. Eine neue Ära für Bulgarien! Das ſchien dem Bruder weniger angenehm zu ſein. Vielleicht hatte er Angſt, ich könnte ſein Nachfolger werden wollen. — Alſo, kurz und gut, er wollte mich nicht vorlaſſen. Da war guter Rat teuer. Aber Sie wiſſen ja, ich hab immer Glück ... Bekanntlich! Alſo: auf einmal geht die Tür auf, und herein kommt der Fürſt. Ich hab ihn natürlich gleich erkannt, an der Naſe. Übrigens, ſo ſchlimm, wie die Witzblätter es machen, iſt die Naſe gar nicht. Nein, es iſt n ganz hübſcher Menſch, und tadellos angezogen, wirklich! Ich kann Ihnen ſagen, ein reizender Kerl; ſo ... So gar nicht ſtolz; ganz wie andre Leute, ja. Ein durchaus anſtändiger Menſch ... Wirklich! — Na, und ich hab ihn ſehr fein angefaßt. Erſt wollte er natürlich von nichts wiſſen ... Natürlich! Schließlich, die Leute leſen immer blos Zeitungsausſchnitte ... Er ſchien einfach noch nie meinen Namen gehört zu haben. Na ja, es iſt ja auch verſtändlich. Aber ich hab ihm geſagt ... Sire, hab ich geſagt —"

„Sire?" fragte Thomas erſtaunt.

„Ja, natürlich. Altesse royale, ſehn Sie, ſo heißt jeder kleine Prinz. Er war direkt angenehm überraſcht von der Anrede. — Sire, hab ich geſagt, ich will nicht ſagen, daß es berechtigt iſt, aber die Wahrheitsliebe gebietet mir, zu konſtatieren, daß Ihr Land

allgemein in Europa für etwas zurückgeblieben in der Kultur gilt. Na ja, es liegt ja ein bischen abseits vom Verkehr, aber gerade der junge Kulturboden ist besonders fruchtbar für alles neue und große. Dürfte ich Sire vielleicht daran erinnern, daß manche alte Großstadt in Deutschland noch Gasbeleuchtung hat, während man in kleinen bayerischen Gebirgsdörfern direkt vom Petroleum auf elektrisches Licht übergegangen ist? Grade Ihr Land, Sire, wäre geeignet, eine Pflanzstätte der neuen künstlerischen Kultur zu werden. Unsre ganze Kultur ist ja vom Osten gekommen . . ." Tegtmaier unterbrach sich und fragte: „Stimmt das eigentlich? Ich glaub, das kann man doch sagen?"

„Sagen kann man viel," erwiderte Thomas trocken.

„Na ja, das ist ja auch ganz egal. Jedenfalls kommt er morgen und besichtigt die Fabriken. Er bestellt sicher was. Er sprach von einer Sommerresidenz, die er sich bauen möchte, in . . . Ja, irgend so ein Bierdorf, wovon ich den Namen nicht behalten konnte; lauter Zischlaute! — Heute Abend muß es in den Neuesten stehn. Wir können die Notiz vielleicht gleich abfassen. Also: Seine Königliche Hoheit und so weiter . . . Und dann erwähnt man die Besichtigung . . . Man kann doch ruhig sagen, daß er extra nach München gekommen ist, um sich beim Deutschen Heim eine komplete Sommerresidenz zu bestellen?"

„Lieber nicht," riet Thomas. „Das dürfte er doch wohl dementieren."

„Ja," sagte Tegtmaier und stützte überlegend die Stirn in die Hand. „Aber das kann man doch ruhig sagen, daß seine Reise neben andern Zwecken in erster

Linie auch dieſen verfolgt? Der Auftrag iſt uns totſicher. Laſſen Sie mich nur machen!“

„Sie können die Notiz ja noch immer veröffentlichen, wenn Sie den Auftrag haben.“

„Ja, das iſt auch wahr. Sie haben ganz recht. Das iſt vielleicht gar nicht ſo unpraktiſch. Sagen Sie, glauben Sie, wir müſſen auch einen Thronſaal machen? Mit einem Thron drin? Das wär mal eine ganz neue Aufgabe für das moderne Kunſtgewerbe. Denken Sie mal, Wacker . . .! Dem geb ich den Thronſaal unbedingt. Der macht was Koſtbares und legt ſeine ganze Ironie hinein. Denken Sie mal: ein ironiſch gemeinter Thron! Das iſt doch ein Witz für die Ewigkeit, für die Weltgeſchichte!“ Tegtmaier ſprang auf und lief im Zimmer herum; dabei rieb er ſich die Hände. „Das wird famos, und ein glänzendes Geſchäft wird es auch. Man kann ruhig ein bischen Phantaſiepreiſe machen; meinen Sie nicht? Denn ſo ſicher ſind ſchließlich die bulgariſchen Finanzen auch nicht, daß man das einem Geſchäftsmann übelnehmen dürfte. Wenn ich daran nichts verdienen ſoll, mach ich das Geſchäft überhaupt nicht. — Sagen Sie, glauben Sie nicht auch: den bulgariſchen Profeſſortitel krieg ich doch unbedingt? Oder gibt es das vielleicht dort unten nicht? Na, dann jedenfalls einen Orden, das wär doch koloſſal witzig!“

„Den kriegen Sie,“ beruhigte Thomas ihn, „der hieſige Bahnhofportier ſoll drei haben.“

„Sie ſind heute ſo ſarkaſtiſch, Kerkhoven?“ ſagte Tegtmaier mißbilligend, aber durchaus nicht empfindlich.

„Ich!“ Thomas ſeufzte leiſe.

„Dazu iſt wirklich gar kein Grund vorhanden. Sie

wiſſen ja doch, wie ich als aufgeklärter Menſch über Orden denke! Aber koloſſalen Spaß würde es mir doch machen! Nur ſo als Witz ...! Denken Sie mal, ſo einer mit einem breiten Band ſchräg über die Bruſt ...! Das wirkt nämlich auch koloſſal dekorativ, zum Frack...! — Wir müſſen übrigens morgen irgend was machen, wenn er kommt, nen Triumphbogen oder ſo was. Ich will doch gleich mal ..." Er hatte die Türklinke ſchon in der Hand. — Thomas verſtellte ihm den Weg:

„Einen Augenblick, Herr Tegtmaier, ich muß ein paar Worte mit Ihnen ſprechen."

„Kann das nicht morgen ſein? Oder ſagen wir: übermorgen? Ich hab jetzt wirklich keine Zeit, das ſehn Sie doch!"

„Nein. — Morgen, das ſagen Sie immer, und Zeit haben Sie nie."

„Aber, lieber Herr Kerkhoven!" Tegtmaier hatte ſeinen weinerlichen Ton. „Sie ſehn doch ſelbſt ... Heute geht es wirklich nicht ..."

„Gut," ſagte Thomas, und ſein Ton wurde unwillkürlich ſchärfer, als er gemeint war, „Sie wollen heute nicht, ich will übermorgen nicht. Entweder heute oder gar nicht. Dann geh ich eben!"

„Herr Kerkhoven!" fuhr Tegtmaier voll moraliſcher Entrüſtung auf, „Sie drohen mir! Und wenn ich Sie nun beim Worte nehme?"

„Bitte!" Thomaſens Stimme klang ſo feſt, daß der andre mit einem reſignierten Atemzug die Hände an die Oberſchenkel ſchlug.

„Na, alſo, wenn Sie durchaus wollen, ſchießen Sie,

bitte, los! Aber faſſen Sie ſich kurz! Sie ſehn ja ſelbſt . . .“

„Die Dauer unſrer Unterredung wird ganz von Ihnen abhängen.“

Tegtmaier warf ſich in ſeinen Stuhl, zog eine Schublade des Tiſches auf und begann darin zu kramen.

„Ja?“ fragte er ungeduldig.

Thomas hatte ſchon den Mund zum Sprechen aufgetan, als es kurz und hart an der Tür klopfte.

„Das iſt Wacker!“ ſagte Tegtmaier ſichtlich erleichtert und rief: „Herein!“

Wacker hatte eine große Rolle Zeichenpapier in der Hand.

„Ah!“ begrüßte ihn Tegtmaier, „das iſt wohl ſchon das Sitzungszimmer für die Globusaktiengeſellſchaft? Da ſind Sie aber fleißig geweſen! Zeigen Sie doch mal!“ Er entriß ihm haſtig die Rolle.

„Reißen Sie ſich man kein Bein aus!“ riet ihm Wacker trocken. „Guten Tag, Herr Kerkhoven.“

Thomas gab ihm die Hand und näherte ſich voll Intereſſe Tegtmaiern, der die Zeichnungen entrollte.

„Aha, das iſt der Grundriß . . .! Den beſehen wir nachher genauer . . . Ach, Kerkhoven, ſein Sie ſo gut, legen Sie ihn da auf den Tiſch . . .! Und das da . . . Das iſt die lange Fenſterwand . . . O, die Gardinenſtangen ſind fein! Wo haben Sie die her?“

„Geſtohlen,“ verſetzte Wacker ſachlich.

„Woher denn?“

„Ja, das werd ich Ihnen grade ſagen. Übrigens, wenn Sies auch wüßten, Sie können doch nichts damit machen: Sie haben ja keine Ahnung, was zuſammenpaßt.“

„Na, ein bischen Geschmack hab ich doch auch.“

„Das würde ich doch nicht so schroff hinstellen! — Die Stangen sind aus einem alten Schreinerbuch, das ich neulich auf der Dult gekauft hab.“

„Ach, das müssen Sie mir mal zeigen!“

„Nee, so befreundet sind wir denn doch nicht.“

Tegtmaier lachte mit offnem Munde und doch durch die Nase.

„Na, sehn wir weiter...! Die andre Längswand ... O, der Schrank ist sehr schön. Ist der auch aus dem Buch?“

„Das wird nicht gesagt.“

So wurde eine Zeichnung nach der andern entrollt. Bei der letzten sagte Tegtmaier:

„Aha, das ist der große Sitzungstisch. Sehr schön! Aber meinen Sie nicht, daß er konstruktiver aussehen würde, wenn hier von den Beinen aus schräge Streben hinaufgingen? Sehn Sie, so ...!“

Wacker entriß ihm hastig den Bleistift.

„Nee, verschmieren Sie meine Zeichnungen nicht! Sie können überhaupt kein Möbel sehen, woran man sich nicht irgendwas wund stößt. Konstruktiv ist ein Tisch nämlich, wenn er vier Beine und eine Platte hat und fest steht.“

„Was für ein Holz haben Sie sich denn für die Möbel gedacht?“

„Poliertes Rüstern. Und die Einlagen aus Zinn.“

„Zinn?“ fragte Tegtmaier erstaunt.

„Das ist nämlich das weiße Metall, woraus man früher die Maßkrüge machte.“

„Hehe!“ lachte Tegtmaier. „Aber da könnte man

doch ebensogut ein helles Holz nehmen. Ahorn vielleicht! Das wär doch einfacher."

„Bitte sehr, wenn Sie die Zeichnungen gekauft haben, können Sie ja machen, was Sie wollen. Das geht mich nichts an. Aber meinen Namen geb ich nicht her, wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit an dem Entwurf geändert wird."

„Aber natürlich, Herr Wacker," versicherte Tegtmaier beflissen, „ich mach es selbstverständlich ganz wie Sie wollen. Es war ja nur ein Vorschlag. Übrigens, Zink in Holz . . .? Geht das denn überhaupt zu machen?"

„In Ihren berühmten Fabriken vielleicht nicht. — Aber Sie können es ja irgend einem kleinen Schreiner geben. Der kann es!"

„Na, wissen Sie, von solchen Witzen fühl ich mich nu gar nicht getroffen. Das steht doch mal fest, daß ich die geschicktesten Handwerker von München in meinen Fabriken habe."

„Werden Sie nur selig in dem Glauben! Neulich der Schreibtisch für den Grafen Latour, das war auch so ein Meisterstück. Ich hab nie was verhunzteres gesehen."

„Ja, aber er ist doch nachher ganz genau nach Ihren Wünschen geändert worden."

„Das wär auch noch schöner . . .! Nee, Ihre Arbeiter sind nichts. Die Kerle denken alle. Und dann sind sie alle von Ihrer Zappligkeit angesteckt. Es sieht in der Fabrik aus wie in ner Wasserheilanstalt: lauter halbübergeschnappte. Wie der Herr, sos Gescherr! — Sie hätten wahrhaftig auch nicht nötig, so viel zu denken. Es kommt ja doch nichts dabei raus."

Tegtmaier lachte.

„Na," ſagte er dann, „wenn ich nicht für Sie alle denken würde ...! Wo hätten Sie ſonſt Ihre kunſtgewerblichen Talente zur Geltung gebracht?"

„Wär auch ein großes Malheur! Das ewige Nachtkaſtelmachen ödet mich ſchon lange. — Übrigens, was ich noch ſagen wollte, — die Zeichnungen da werden nur gegen Barzahlung abgegeben."

„Was! — Aber warum denn?"

„So ... Ich will das jetzt überhaupt einführen."

„Aber ich glaub nicht, daß ich im Moment ſo viel in der Kaſſe habe. Es kann Ihnen doch wirklich gleich ſein, ob Sie die achthundert Mark heute oder in ein paar Tagen bekommen."

„Tauſend," ſtellte Wacker ruhig feſt.

„Nein," erwiderte Tegtmaier lebhaft, „ich hab damals geſagt, der Baudouin in Paris hätte für eine ganz ähnliche Arbeit tauſend Franken verlangt; und damit wäre die Sache doch auch gut bezahlt. — Und tauſend Franken ſind achthundert Mark."

„Quatſch!" ſagte Wacker. „Was Sie geſagt haben, iſt mir ganz wurſcht. Ich hab tauſend Mark geſagt und ſeh gar nicht ein ... Sehn Sie übrigens, wie recht ich habe; nur gegen Barzahlung ...! Nachher, wenn Sie die Sachen erſt haben, reden Sie ſo lange, bis ich die zweihundert Mark herunterlaſſe."

„Wiſſen Sie was, Herr Wacker, kommen wir uns auf halbem Wege entgegen und ſagen wir: Neunhundert!"

„Ich denk ja gar nicht dran! Übrigens langweilen Sie mich."

Wacker rollte ſeine Zeichnungen wieder zuſammen.

„Alſo gut! Tauſend!“ ſeufzte Tegtmaier, „aber ſo auf den Sturz kann ich ſie Ihnen nicht geben.“

„Dann nehm ich die Zeichnungen wieder mit.“

„Ich hab momentan nicht ſo viel in der Kaſſe. Und morgen muß ich Löhne zahlen.“

„Das iſt mir ganz egal.“

„Ein paar Tage können Sie doch warten!“

„Natürlich, aber die Zeichnungen werden nur gegen Barzahlung hergegeben.“

„Ich zahl Ihnen gleich dreihundert Mark an.“

„Nee, es paßt mir nicht mehr, ewig hierher zu laufen und mir mein Geld in einzelnen Hundertmarkſcheinen zuſammenzubetteln.“

„Aber das iſt doch wirklich übertrieben! Bis Dienstag haben Sie Ihr Geld.“

„Dann bekommen Sie die Zeichnungen Dienstag. Aber laſſen Sie ſie holen! Ich lauf deswegen nicht noch einmal heraus.“

„Herr Wacker, das iſt wirklich nicht nett!“

„Ich komm auch gar nicht zu Ihnen, um nett zu ſein, ſondern um Geſchäfte zu machen. Wenn man zu Ihnen ‚nett‘ iſt, halten Sie einen immer gleich für dumm. Und das paßt mir nicht. Nicht, weils mir nicht wurſcht wäre, aber ich halt es für richtiger ſo. Es iſt geſchäftlich korrekter.“

„Köſtlich, die Künſtler!“ lachte Tegtmaier ein bischen krampfhaft. „Die ſtecken heutzutage jeden Geſchäftsmann in die Taſche.“

„Wär auch traurig, wenn ich mich von Ihnen in die Taſche ſtecken ließe,“ ſagte Wacker kalt und ſchlang den Bindfaden um ſeine Rolle.

„Na, wie Sie wollen! — Übrigens, Herr Wacker, ich hab was famoſes für Sie ...! Einen Thronſaal für den Fürſten von Bulgarien!“

„Nee, ich mag jetzt nicht. Ich will wieder ein paar Bilder malen. Bei den Möbeln ſchaut mir zu wenig heraus.“

„Aber bedenken Sie doch: einen Thron! Ein Thron von Ihnen ...!“

„Kann mich nicht reizen ...“

„Das ſagen Sie ſo. Na, ich komm in dieſen Tagen mal auf Ihr Atelier. Sie machen es ſchon!“

„Das weiß ich noch nicht ſo genau. Außerdem wird es einem ſchließlich zu dumm, ſich immer um ſein Geld raufen zu müſſen.“

Wacker verabſchiedete ſich.

„Merkwürdig!“ ſagte Tegtmaier, als er gegangen war, zu Thomaſen, „ein ſo feiner Künſtler der Wacker iſt, wenn es ſich um Geld handelt, kommt immer der Papa Krämer heraus. Der Alte hat mit einem Ladengeſchäft angefangen ... Ich hab ja Verwandte in Lübeck ... Ein richtiger Parvenu ſoll der Alte ſein.“

„Beſſer Parvenu ſein als degeneriert ſein,“ murmelte Thomas, ſinnend und mehr für ſich ſelbſt.

„Halten Sie mich für degeneriert?“ fragte Tegtmaier ſchnell und antwortete in demſelben Atemzuge: „I, keine Spur!“

„Nein,“ ſagte Thomas mit einem ſäuerlichen Lächeln, „die Anweſenden ſind natürlich ausgenommen.“

Tegtmaier ſah nach der Uhr.

„Heiliger Bimbam, gleich zwölf! Da muß ich ...!“

„Einen Augenblick! — Sie wiſſen, wir wollten ...“

„Aber Sie ſehen doch ſelbſt ... Heute Nachmittag meinetwegen ...“

„Nein, gleich! Es kann in fünf Minuten erledigt ſein.“

„Alſo dann aber wirklich ſchnell!“ ſeufzte Tegtmaier und warf ſich in ſeinen Seſſel.

„Es iſt ...“ begann Thomas ſtockend, riß dann aber ſeine Glieder zuſammen und ſagte ein wenig plötzlich: „Kurz und gut, ich brauche eine Gehaltserhöhung.“

„Na ja, das hab ich mir gedacht,“ ſeufzte Tegtmaier bekümmert, mit markiertem Erſchrecken in allen Mienen.

„Kunſtſtück!“ verſetzte Thomas trocken.

Tegtmaier fiel in den weinerlichen Angſtton, den er für ſolche Gelegenheiten ſtets in Bereitſchaft hatte.

„Lieber Herr Kerkhoven, Sie müſſen doch ſelbſt einſehen ... Sie haben wirklich nicht den richtigen Moment für erhöhte Anſprüche an meine Kaſſe getroffen ...“

„Den werd ich wohl nie treffen.“

„Das würde ich doch nicht ſo ſchroff hinſtellen.“

„Jedenfalls kann ich ihn nicht abwarten. Von hundertfünfzig Mark im Monat kann ich nicht leben.“

„Aber, lieber Kerkhoven, haben Sie doch ein bischen Geduld! In drei Jahren ſtehen Sie ſich bei mir ſicher auf mindeſtens zwölftauſend Mark im Jahr.“

„Das iſt ja ſehr ſchön, aber das haben Sie mir vor drei Jahren auch ſchon geſagt.“

„Was, ſind Sie ſchon drei Jahre im Geſchäft?“

„Am nächſten erſten werden es genau dreieinhalb Jahre.“

„Ja, ja, wie die Zeit vergeht!“ ſagte Tegtmaier zerſtreut und griff nach ein paar Holzplättchen, die auf ſeinem Schreibtiſche lagen: „Sind das die Poliurproben für das Speiſezimmer des Grafen Latour?“

„Bitte, bleiben wir bei der Sache! — Ich möchte Sie alſo fragen, ob Sie meinen Gehalt erhöhen wollen oder nicht?“

„Lieber Kerkhoven, Sie wiſſen doch ſelbſt, wie es um die Kaſſenverhältniſſe beſtellt iſt.“

„Bitte, das Geſchäft geht gegen früher ausgezeichnet und hat ſchon im vorigen Jahre gegen ſechzigtauſend Mark Reingewinn abgeworfen.“

„Ja, nach den Büchern . . .! Aber wo iſt das Geld? In der Kaſſe iſt nie was.“

„Ja, ich gebe es nicht aus . . .“

„Herr Kerkhoven, ganz im Ernſte, ich muß mir jede Kritik meiner perſönlichen Ausgaben verbitten! — Gut, jawohl, ich habe im letzten Jahr viel ausgeben müſſen . . . Aber das hatte ſeine ganz beſondern Gründe. Jawohl! Sie brauchen gar nicht zu lächeln! Ich bin ſchließlich auch niemand Rechenſchaft ſchuldig. Das Geſchäft gehört doch wohl mir, nicht wahr!“

Thomas wurde ärgerlich.

„Machen Sie doch, bitte, was Sie Luſt haben! Ich will blos ſoviel, daß ich einigermaßen leben kann. Lange Erörterungen haben gar keinen Zweck. Entweder oder!“

„Sie wollen mir alſo die Piſtole auf die Bruſt ſetzen?“

„Ich will meine Gehaltserhöhung.“

„Wiſſen Sie, Kerkhoven, bei Ihnen ſcheint Wacker

Schule gemacht zu haben. Aber das macht keinen Effekt. Ihnen ſteht dieſer Ton nicht!“

„Es dreht ſich hier gar nicht um den Ton, ſondern um Tatſachen. Wenn mir derartige Unterredungen ſo angenehm wären, hätte ich dieſe nicht ſo lange hinausgeſchoben. — Es widerſtrebt mir auch, mich ſelbſt zu loben, aber es muß einmal konſtatiert ſein, daß ich im Verhältnis zu meinen Leiſtungen der am ſchlechteſten bezahlte Angeſtellte in Ihrem Geſchäfte bin ...“

„Lieber Kerkhoven, ich gebe Ihnen gern zu, daß Sie tüchtig ſind. Aber... Glauben Sie, Sie ſind unerſetzlich?“

„Unerſetzlich iſt niemand und jeder. — Darauf kommt es gar nicht an. Jedenfalls wäre ich für Sie im Augenblick ſehr ſchwer zu erſetzen und nicht ohne erheblich größere Geldopfer, als Sie jetzt meiner Gehaltserhöhung zuliebe bringen müßten.“

„Hm,“ ſagte Tegtmaier nachdenklich. „Ich hab ja noch gar nicht geſagt, daß ich Sie nicht erhöhen will. Im Gegenteil ... Ich hatte ſchon lange beſchloſſen, vom erſten Januar an ... Sie können überzeugt ſein, auch ohne irgend ein Wort von Ihrer Seite ... Ich bin durchaus nicht ſo ...“

„Hm,“ machte Thomas und zuckte mit den Achſeln.

„Glauben Sie mir vielleicht nicht? Sie können mir ruhig glauben.“

„Alſo, um ſo beſſer!“

Tegtmaier rückte auf ſeinem Stuhl hin und her:

„Ja alſo, Sie ſehen ...! Es wäre viel richtiger geweſen ...!“

„Wenn ich den Mund gehalten und gewartet hätte? — Das glaub ich doch nicht.“

„Alſo dann können wir es jetzt ja laſſen und vor dem erſten Januar auf die Sache zurückkommen!“

Thomas lachte auf und ſetzte ſich mit einem Schenkel auf den Schreibtiſch.

„Wiſſen Sie, Sie ſind koſtbar!“ Dann aber fuhr er doch ärgerlich fort: „Ich muß Sie ganz ernſt erſuchen, die Sache ſofort zu erledigen.“

„Herrgott ja, heute noch oder morgen! Es iſt Eſſenszeit, und ich hab eine Verabredung. Der Geheimrat Vanovius ſitzt in der bayriſchen Bar und wartet auf mich. Ich kann den Mann nicht warten laſſen!“

„Das hilft Ihnen alles nichts. Es handelt ſich ja nur um ein Ja oder Nein von Ihnen. Ich warte ſchon ſeit Jahren. Mit hundertfünfzig Mark im Monat kann ich nicht leben.“

„Ja, natürlich, das ſehe ich vollkommen ein. Das kann kein Menſch!“

„Es gibt Leute, die es können ... Ich könnte es vielleicht auch, aber ich will nicht. Ich ſehe keinen Grund, mich in der Weiſe einzuſchränken.“

„Aber, lieber Gott, Sie haben bisher doch auch nicht von hundertfünfzig Mark gelebt. Sie haben doch ſonſt noch Geld.“

„Ich ... Das kann Ihnen ja ganz gleichgiltig ſein. Und wenn ich Millionär wäre, das wäre noch lange kein Grund, faſt umſonſt für Sie zu arbeiten.“

„Na, daß Sie kein Millionär ſind, weiß ich. — Aber ſonſt ... Sie müſſen doch noch Vermögen haben ...? Sie haben doch auch reiche Verwandte?“

„Was kann das Sie intereſſieren?“

„Mir können Sie es doch ruhig ſagen.“

„Herrgott, Sie ſind ein komiſcher Menſch. Alſo, wenn es Ihnen Vergnügen macht: ich habe nichts außer meinem Gehalt, keinen roten Heller.“

Tegtmaier lächelte ungläubig.

„Aber Sie haben dieſe drei Jahre doch nicht mit hundertfünfzig Mark im Monat gelebt?“

„Nein, ich hab noch etwas gehabt. Der Verkauf meiner Einrichtung, meiner Bilder ...“

„Na, für die Bilder haben Sie kein Vermögen bekommen!“ lachte Tegtmaier.

„Aber jetzt iſt es eben alles aufgebraucht.“

„Na, Ihre Einrichtung haben Sie damals ſehr vorteilhaft an den jungen Schleſinger losgeſchlagen.“

„Ich hab auch ſehr viel Geld gebraucht. Die Scheidung hat eine Menge gekoſtet ... Wenn mir mein Vetter Appeltoft nicht langſam ſeine Schulden zurückbezahlt hätte ...“

„Ja, der muß jetzt einen ſchönen Poſten verdienen. Er iſt ja das halbe Jahr auf Gaſtſpielreiſen. Wiſſen Sie übrigens, die Scheidung ... Das war auch eine große Dummheit von Ihnen.“

Thomas war ſo verblüfft, daß er im erſten Augenblick keine Antwort hatte.

„Sehn Sie,“ erklärte Tegtmaier ſich näher, „Ihre Frau hat eine Karriere gemacht ...! Vierzigtauſend im Jahr hat die leicht.“

Thomas ſagte ſcharf:

„Bleiben wir beim Geſchäftlichen!“

„Na, na, nicht gleich ſo heftig! Ich kann Ihnen das doch ruhig ſagen!“

„Sie meinen, weil ich Taktloſigkeiten von Ihnen gewohnt bin? — Es hat aber alles ſeine Grenzen!“

„Jawohl,“ ſchrie Tegtmaier in einem Zorn, der Thomaſen etwas künſtlich däuchte, „ich laſſe mir von Ihnen ein bischen zu viel bieten, weil ich Ihnen freundſchaftlich geſinnt bin. Ein andrer Prinzipal . . .“

„Ihre Freundſchaft hat ſich bisher immer nur in Redensarten gezeigt . . . Mir iſt der rein geſchäftliche Standpunkt viel lieber.“

„Ich ſag Ihnen, Kerkhoven, machen Sie nicht, daß ich mich Ihnen gegenüber auf den Standpunkt ſtelle!“

„Ich ſag Ihnen ja, ich lege ſogar Wert darauf.“

Tegtmaier fiel auf einmal in einen neuen Ton:

„Alſo, und wieviel hatten Sie ſich denn eigentlich gedacht.“

„Mindeſtens hundert Mark im Monat mehr.“

„Hundert Mark!“ Tegtmaier verfärbte ſich förmlich. „Was hatten Sie ſich denn gedacht?“

„Ja, ſo auf einmal . . .! Ich hätte Ihnen vom erſten Januar an hundertfünfundſiebzig gegeben . . . Na, ſagen wir zweihundert! Das iſt doch gewiß anſtändig . . . Es geht doch auch nicht . . . Ich kann Ihren Gehalt doch nicht auf einmal nahezu verdoppeln.“

„Sie hätten ihn ja allmählich ſteigern können . . . Das iſt aber nicht geſchehen.“

„Alſo, ich erhöh Sie um fünfzig Mark. Zweihundert im Monat! Damit müſſen Sie doch zufrieden ſein.“

„Nein!“

„Kerkhoven, Kerkhoven! — Ja, ſagen Sie doch ſelbſt: Wenn Sie heute von mir fortgingen, was wollten Sie dann überhaupt anfangen? Glauben Sie, Sie

finden ſo leicht eine andre Stelle? Wo Ihnen doch jede kaufmänniſche und techniſche Vorbildung fehlt? Geld haben Sie auch keins mehr, mit Ihren Verwandten ſtehen Sie ſich nicht ... Was wollten Sie denn eigentlich machen?“

„So viel wie bei Ihnen verdien ich mir immer. Und wenn ich Wirtshausſchilder machen müßte, oder Buchſchmuck, oder meinetwegen Brandmalerei ...“

„Wiſſen Sie was, Sie könnten ſich doch leicht einen Nebenverdienſt ſchaffen ... Machen Sie doch zum Beiſpiel Buchſchmuck!“

„Ich ſeh wirklich nicht ein, warum ich auch noch meine Nachtruhe Arbeiten opfern ſoll, die mir keine Freude machen, nachdem ich mich ſchon den ganzen Tag mit ſolchen Dingen beſchäftigt habe.“

„O, Buchſchmuck kann etwas ſehr künſtleriſches ſein ... Und außerdem, Sie tun ja, als ob Sie bei mir rein als Krämer beſchäftigt wären. Gewiß, es gibt auch viele rein mechaniſche Arbeiten, aber der Geiſt der Kunſt weht hier doch wirklich oft genug herein.“ Tegtmaier machte eine umfaſſende Handbewegung.

„Erzählen Sie das dem Fürſten von Bulgarien!“ riet Thomas ihm trocken. „Ich kann Ihnen außerdem verraten, daß mir das gerade recht iſt. Ich will gar nichts mit dem Geiſte der Kunſt zu tun haben. Wenn ich meine Kunſt proſtituieren wollte, könnte ich leicht beſſer leben.“

„Ach, lieber Kerkhoven, das iſt ſo leicht geſagt ... Wenn man mit der Kunſt ſo wenig Erfolg gehabt hat ...!“

„Sein Sie ganz ruhig, ich überschätze gewiß nicht, was ich darin geleistet habe. Aber doch bin ich mancher Weltberühmtheit auf ihren Erfolg nicht neidisch.“

„Lieber Kerkhoven, das schmeckt nach den bekannten sauern Trauben. — Und wenn Sie sich die größte Mühe geben wollten, gangbaren Kitsch zu malen, es würde nicht glücken; auch das ist ein Talent, das man haben muß.“

„Ich hab es nicht, das mag wohl sein. Aber ich möchte es ja auch gar nicht haben.“

„Du lieber Gott, Kerkhoven, ich will ganz aufrichtig sein: haben Ihre Bilder jemals irgend einem Menschen warm gemacht? Das war alles so korrekt und gleichgiltig . . .“

„Ich denke über meine Sachen nicht besser als Sie, aber ganz anders. Das sind so müßige Diskussionen . . .“

„Lieber Kerkhoven, ich glaube einfach nicht, daß Sie je ein Bild malen werden, das wirklich Erfolg hat.“

„Ich male ja überhaupt nicht mehr.“

„Ja, wenn Sie selber die Hoffnung auf eine künstlerische Zukunft gänzlich aufgegeben haben, sollten Sie doch froh sein, bei mir eine Stellung zu haben, die Ihren Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Sie stehen neben mir an der Spitze eines Weltgeschäftes. Hier in diesem Zimmer laufen alle Fäden des mächtigen Betriebes zusammen . . .“

„Die großen Redensarten versparen Sie sich vielleicht besser für Ihre nächste Reklamenotiz!“

„Wissen Sie was, lieber Kerkhoven, Sie sind ein tüchtiger Arbeiter, ein selten klarer Kopf; aber Ihnen fehlt eins — das hat Ihnen auch in Ihrer Kunst

geſchadet — wiſſen Sie, was das iſt? Die Begeiſterung fehlt Ihnen.“

„Und wenn ſchon!“

„Sehn Sie, das iſt meine Stärke. Ich hab die Begeiſterung.“

„Dann ſein Sie doch froh!“

Tegtmaier war aufgeſtanden und reckte ſich ſiegesbewußt.

„Nein, ſo ohne Hoffnungen wie Sie könnte ich nicht leben! — Wie können Sie das? Iſt das überhaupt ein Leben? Sehn Sie einen Zweck darin?“

„Ich brauche keinen Zweck und keine Hoffnungen,“ ſagte Thomas ruhig; und ein warmes Gefühl der Sicherheit ſchwemmte für einen Augenblick alle Verdrießlichkeiten der letzten Stunden hinweg. Er däuchte ſich dieſem zappligen Erfolgjäger ſo unendlich überlegen . . .

Tegtmaier war mit ſeinen Gedanken ſchon wieder vom Thema abgeſprungen. Geſchäftsmäßig ſagte er:

„Alſo zweihundertfünfundzwanzig! Da müſſen Sie aber doch zufrieden ſein?“

„Nein, es bleibt bei dem, was ich geſagt habe. Ich mag dies Schachern nicht.“

„Und wenn ich nun ſagte: Dann bedaure ich . . .? Was dann?“

„Das hab ich Ihnen ja ſchon geſagt.“

„Alſo,“ Tegtmaier ſtieß die Luft mit Geräuſch durch die offnen Lippen, „meinetwegen! Aber, lieber Kerkhoven, Sie haben mir heute die Piſtole auf die Bruſt geſetzt. Das vergeſſe ich Ihnen nicht ſo bald. Sympathiſcher machen Sie ſich mir dadurch nicht.“

„Ach, lieber Gott . . .!“ Thomas machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Schroeder!“ ſchrie Tegtmaier.

Der Bureaukratenkopf des Kaſſierers ſtreckte ſich zur Tür herein; der Mann ſah aus, als ob er viel von dem Geſpräch erlauſcht hätte.

„Herr Tegtmaier?“

„Ich wollte Ihnen nur ſagen, Herr Kerkhoven bekommt vom erſten Januar ab zweihundertfünfzig Mark Gehalt.“

„Vom nächſten Erſten,“ warf Thomas halb beluſtigt, halb geärgert dazwiſchen.

„Was, vom erſten September . . .? So hab ich es nicht aufgefaßt.“

„Es iſt die ganze Zeit von nichts anderm die Rede geweſen.“

„Nein, ich hab immer an den erſten Januar gedacht. Das iſt doch auch allgemein üblich. Nicht wahr, Schroeder?“

Schroeder, der es mit niemand verderben wollte und hier auch einen Anlaß ſah, bald ſelber mit Erhöhungswünſchen zu kommen, wand ſich ein wenig und brachte nur ein zweifelndes „Ja . . .?“ hervor.

„Wollen wir jetzt noch einmal von vorn anfangen?“ fragte Thomas.

„Das ſind Sie aber ja!“ klagte Tegtmaier weinerlich. „Na, dann ſagen wir wenigſtens vom erſten Oktober. Erſter September . . . Das iſt doch kein Termin!“

„Meinetwegen!“

„Na, Gottlobdank!“ ſeufzte Tegtmaier. „Alſo, Schroeder, vom erſten Oktober! Sehn Sie, Herr Kerkhoven

hat ja ſehr viel Arbeit, und er war bisher im Verhältnis zu andern Gehältern niedrig bezahlt . . ."

Schroeder machte lächelnd eine leichte Verbeugung und ſchob ſich, die rechte Schulter voran, zur Tür hinaus. — Tegtmaier ſchien höchſt vergnügt zu ſein, daß er Thomaſen wenigſtens die eine kleine Konzeſſion abgerungen hatte. Er ſagte aufgeräumt:

„Und nun wollen wir die hergeſtellte Eintracht begießen! Ich lad Sie zu einem wirklich guten Mittageſſen in der Jahreszeiten-Bar ein."

„Ach danke, ich möchte . . ."

„Ach was, ſein Sie doch kein Froſch!"

„Und dann haben Sie ja eine Verabredung mit Geheimrat Vanovius . . ."

„Richtig!" Tegtmaier ſah nach der Uhr. „Jetzt iſts ſchon zu ſpät. Er wird fort ſein. So lange wartet er nicht."

„Alſo iſt er auch gar nicht dageweſen," ſtellte Thomas feſt.

„Nein!" Tegtmaier lachte lautlos durch die Naſe. „Gott, Sie kennen ja mein Prinzip: Die Wahrheit iſt ein viel zu koſtbares Gut, als daß man verſchwenderiſch damit umgehen dürfte. — Kommen Sie mit, es gibt einen Kaviar, der wirklich gut iſt."

„Mir wärs lieber, Sie ſtürzten ſich bei meinem Gehalt in Unkoſten."

„Warten Sies doch nur ab, Menſch! In drei Jahren haben Sie einen Gehalt wie ein Miniſter oder ein kommandierender General."

„Ich möchte nur Ihr erſtauntes Geſicht ſehn, wenn ich Sie in drei Jahren an dieſes Verſprechen erinnre,"

ſagte Thomas und holte ſeinen Paletot vom Kleiderrechen.

Wenige Tage nach dieſer Unterredung bekam Thomas einen Brief aus der Heimat, deſſen Adreſſe von ungeübter Hand geſchrieben war.

Es war ein Geldbrief mit fünf roten Siegeln. „Einliegend zweihundert (200) Rubel" ſtand auf dem Kuvert.

Thomas fühlte ſein Herz klopfen; er ahnte den Inhalt dieſes Briefes, konnte ſich aber nicht erklären, wie das Geld hineinkäme, und was das zu bedeuten hätte. Schnelle Fragen huſchten durch ſeinen Kopf, er ging auf und nieder, trat dann in die tiefe Fenſterniſche ſeines Manſardenzimmers und ſchaute lange in den trüben Herbſtmorgen. Endlich ſetzte er ſich und riß den Brief auf. Die beiden regenbogenfarbigen Scheine ſteckte er achtlos in die Weſtentaſche ... Richtig, der Brief war von Tante Leocadiens Dienſtmädchen. — Er las:

Lihber Jungherr Thomas!

Weil mir gnädge Frau immer geſagt hat und ſo ſchreib ich gleich an Ihnen. Ich kann gar nich glauben, daß ſie tot ſein kann, aber ſie iſ ſchön ruhig eingeſchlafen. Jetzt liegt ſie in großen Zimmer, ich hab ihr Bett aus Schlafzimmer herausgeholt und Blumen hat ſie auch, Aſtern und Leffkoin, und paar Pojengen waren auch noch. Die Lieſe Purring, was bei uns als Schneiderin gekommen iſ, hat ein großen Kranz aus Strickbeerblätter gemacht mit die Behren dran und

ſieht ſehr ſchön aus. Ach wenn man ſo denkt und begraben wird ſie auf Bilderlinghöffchen Kirchhof in Walde wo man nach Reeſtandt geht. Letzte Tage hat ſie Beklemmungen gehabt und Decketalis eingenommen aber krank iſ nich geweſen. Geſtern iſ um neun Uhr aufgeſtanden und Kaffee hat ſie auf die Veranda getrunken und hat noch geſagt ſie freut ſich über das ſchöne Wetter heute haben wir zwanzig Graht in Schatten gehabt. Und ich hab Schlafzimmer rein gemacht und nichts gehöhrt. Wie ich mits Frühſtück auf der Veranda gekommen bin glaub ich erſt ſie iſ auf den Stuhl eingeſchlafen aber wie ſie ſo gelb war hab ich mich erſchrocken und da war ſie tot. Möchte lieber Gott jeden geben, daß er ſo ſterben mechte, ich habe furchtbar geweint aber für ihr iſ gut weil ſie kann ſein nichts gemerkt hat wie ſie geſtorben iſ. Und denn hab ich Lieschen Purring nach Herrn Doktor geſchickt. Und Herr Staatsrat iſ heute morgen auch herausgekommen und Freitag iſ die Beerdigung. Ich war geſtern Nachmittag in der Stadt hereingefahren und hab es Herrn Staatsraht geſagt und er hat hier alles zugeſchloſſen. Ich wer doch nich ſtehlen aber das hat er ſchon friherszeiten zu die gnädge Frau geſagt, das ich vielleicht ſtehlen ſoll, ich würde ihm verklagt haben aber leiblichen Bruder von die gnädge will ich nich verklagen das iſ doch keine Manihr nich. Aber bei Jungherr will ich gern bleiben, wenn Jungherr kommt und hier wohnen will. Herr Staatsraht weiß noch nich

mal, was in Teſtament drinſteht es lihgt bei Notarjus Pubelkuß Werbitzky und Herr Staatsraht wird ſchön böſe ſein, wenn er hören wird das Jungherr alles alleinig kricht. Kommen Sie nur bald Jungherr das mir Herr Staatsraht nich herausſchmeiſt, er war immer böſe auf mir warum weiß ich nich. Gnädge Frau hat geſagt wenn Jungherr nich herziehen mechte und das Haus verkauft denn muß er mir fünftauſend Rubel auszahlen und auch wenn ich heiraten mechte. Aber ich mechte das Jungherr beſſer bei uns zu Hauſe kommen ſoll, was ſoll ich mit das Geld machen. Was brauch ich heiraten alte Perſon iſ ſchon vernünftiger und wenn der Mann ſeift iſ auch kein Vergnihgen und Geld kann man auch durchbringen. Wie ich geſtern in der Statt geweſen bin hab ich auf Stattſparkaß von mein Buch 200 Rubel geholt ich weiß nich wenn Jungherr kein Reiſegeld nich hat. Später kann Jungherr mir ja abgeben ich hab jetzt nich nehtig. Aber iſ ſchon beſſer wenn Jungherr bald kommen mechte denn werden wir hier ſchon ganz gut leben und ich mach ſchon alles das Jungherrn nichts fehlt und koch auch gut zu eſſen in Deitſchland ſoll ſo ſchlecht ſein, weil Fleiſch und alles iſ ſo teier. Jetzt kann ich nich mehr ſchreiben ich erzähl Jungherrn ſchon wenn ſie kommen.

Freindlich grihſt

Lene Kalning.

Als Thomas den Brief geleſen hatte, war merkwürdigerweiſe ſein erſter Gedanke: So, jetzt wird mir Tegtmaier wahrſcheinlich fünfhundert Mark im Monat anbieten ...

Ein heller Spätſommertag hielt ſeinen blaſſen Himmel, unter dem einzelne ſchwere Wolkenballen dahintrieben, über die Oſtſee geſpannt.

Thomas ſaß auf einem Bunſch Tauwerk vorn auf der Back des Dampfers, desſelben Schiffes, das ihn vor mehr als vierzehn Jahren heimgebracht hatte. Das Schiff hatte ſich verändert: man hatte es in der Mitte auseinandergeſchnitten und ein Stück hineingefügt, um es zu verlängern; die Schlafkabinen waren geräumiger und eleganter geworden, und den großen Speiſeſaal hatte man aus ihrer Nachbarſchaft an Deck verlegt ...

Es blies ein friſcher Wind; in feierlichem Rhythmus hob und ſenkte ſich der Bug des Dampfers. Das Waſſer bewegte ſich luſtig in kleinen Wellen, zappelnden, tanzenden Wellen, die dennoch über die ganze Fläche ein ruhiges, regelmäßiges Muſter zogen, in dem häufig weiße Schaumköpfe aufleuchteten ... Thomas erhob ſich, ſtemmte den Ellbogen auf die Reling und ſchaute hinunter, ohne Gedanken zuerſt, in der ſüß trägen Seefahrtsſtimmung: dem Gefühle, getragen und mitgenommen zu ſein, wie ein Glücklicher, der ſich ſeines Willens aus freien Stücken begeben hat.

Wer ſich dem Leben ſo in die Hand geben könnte ...

Wie Thomas ſo hinunterſchaute, ſah es ihm aus, als ſtünde das Schiff, und der Wellen wimmelnde Herde ſtrömte ihm entgegen, heran und vorbei ... Wenn der Bug des Schiffes einen Waſſerberg durchſchnitten hatte, ragte er einen Augenblick über dem Wellental in die Luft; dann ſenkte er ſich wuchtig und traf ſchon mitten in die nächſte Welle hinein: die ſpaltete ſich und ſprang in ſchlankem, blankem Bogen an

der Eiſenwand herauf ... Und aus der Tiefe ſtieg es glaſig grün, in mouſſierenden Wolken, und ſchwamm vorüber und wurde an der Oberfläche zu wild zerriſſenen Schaumſchleiern, deren runde Löcher wuchſen und miteinander verſchmolzen, während das weiße Gewebe Faden für Faden zerging und von der Luft aufgetrunken wurde ...

Eine Welle nach der andern, und immer das gleiche Spiel um den im Atemtakte ſteigenden und fallenden Schiffsbug ...

Ein leichter Schwindel benahm Thomaſens Kopf, eine ſanfte, tröſtliche Lähmung ... Die Saiten ſeiner Seele ſpannten ſich ab und wurden ſchlaff und ſtumm ... Er träumte; aber es gingen keine Geſtalten durch ſeinen Traum: nur ein wechſelndes Spiel von blaſſen, beglückenden Farben ...

Er riß ſich erſt mit einem Seufzer los, als die Stewardeß ihn zum Eſſen rief.

Er ſaß bei Tiſche mit dem Kapitän allein. Zwei Damen, außer ihm die einzigen Paſſagiere auf dieſer Herbſtfahrt, lagen in ihren Kojen und warteten auf die Seekrankheit.

„Die meiſten werden aus pure Einbildung krank," ſagte der weißbärtige Kapitän, „es is komiſch ... Grad ſo, wie die meiſten, wenns ihnen ſchlecht wird, nach luward über Bord ſ—puken, daß man ja das Deck auch richtig verſwinegelt wird ... Dat tun de Frauenszimmers nich anners. — Nehmen Sie en lütten Aquavit? Er is gut, ich mag ihn lieber wie de ollen ſüßen rußſchen Snäpſe. — Na, Pröſtchen!"

Gegen Abend ließ der Wind nach; große Flächen der See lagen ſpiegelnd wie Glas ...

Thomas lehnte rauchend in einem amerikaniſchen Stuhle auf dem Achterdeck und ſchaute nach Südweſten zurück, wo die deutſche Küſte verſchwunden war. Soweit er ſehen konnte, reckte ſich die Kielwaſſerlinie des Schiffes; erſt der Horizont ſchnitt ſie ab. In der Ferne machte ſie Bogen und Zacken, die letzte Wegſtrecke aber ſah aus, als wäre ſie mit dem Lineal gezogen: es war wohl ein beſſerer Steurer oben am Ruder.

„Mein Weg!“ ſagte Thomas vor ſich hin und ſah die Bogen und Zacken früherer Jahre und ſah die gerade Straße ſeiner Heimkehr liegen. Und doch war keine Freude über ihm, und ſeine törichte Seele empfand die neue Ruhe wie einen Alb, der kalt und beklemmend auf ihr laſte. — Erkenntnis wird mit Schmerzen geboren ...

Er ließ ſeinen Blick die Kielwaſſerlinie entlangfliegen, bis dahin, wo der Horizont einen Strich darüber machte ... Und weiter ... Denn wußte er nicht: ſein Weg kam von jenſeits des Horizontes ...? Aus Tiefen, die keiner meſſen konnte ... Tiefen ...? — Der Weg des menſchlichen Lebens läuft um die Erde, er kommt aus ſich ſelbſt und führt in ſich ſelber zurück, in wiederkehrendem Kreiſe ...

Wozu? Warum? — Sinnloſes Schickſal, das die Bahnen ſeiner Eltern verknüpft hatte, um ihn weiter zu treiben im Kreiſe des Werdens, auf einem Wegaſt, der ſich tot lief, irgendwo im Nebel über dem Meere! — Nicht um die Unſterblichkeit, die die Kunſt geben ſoll, bangte ſich Thomaſens Seele: daß Roſe keine

Kinder gewollt hatte, daß ihre Eigenſucht ihm ſeine Ewigkeit geſtohlen hatte, machte ſeine Bruſt ſo unendlich leer. Er gedachte ſeines Bildes „Kunſt und Leben“ und mußte lächeln ... Und lächelnd ſah er das Leben um den Erdball ſtürmen und ſeinen Pflug durch die Länder der Menſchen führen; lächelnd ſah er es die Gedanken, die Menſchen in ewige Formen gebannt zu haben glaubten, in ſeine Ackerfurche ſtürzen, Brachland zu gewinnen für ewig neuen Wuchs aus dem düngenden Staube des Alten ...

Thomas ſeufzte. Er ſah die Jahre in München als ein einziges ſinnloſes Haſten, ohne eine Stunde zum Verſchnaufen. War dies nicht nach einer Ewigkeit das erſte Mal, wo er Muße hatte, nachzudenken?

Und da wußte er auf einmal, wie blind und toll er durch ſeine Tage gerannt war, gerannt, um zu rennen, ohne Ziel und Sinn, um nichts! Im Genuß und in der Arbeit dieſelbe Atemloſigkeit ... Denn die Arbeit war nicht beſſer geweſen als der Genuß: betäubende Gifte beide, die den Augenblick leichter machten, einen aber unaufhaltſam zerſtörten ...

Mit großen Augen ſtaunte Thomas in den Himmel und ſchüttelte den Kopf. Sonderbar, wie blind einen die Geſellſchaft der andern machte, und was für ein trefflicher Starſtecher die erſte Stunde der Einſamkeit war, der Unabhängigkeit von den andern ...!

Ihm fiel ein Wort Wackers ein, das der eines ſchönen Abends luſtig ins Geſpräch geworfen hatte:

„Leben iſt überhaupt ungeſund und — zeitraubend.“

Lag hinter dieſem barocken Ausſpruch nicht ein gut Teil Bitterkeit und überwundnen Lebensleidens?

Wie hieß die dunkle Gewalt, die einen ſo raſend vorwärts trieb, daß man ſeine Tage nicht mehr einzeln ſah, ſondern nur als einen langen, grauen, vibrierenden Streifen?

War es der Fluch dieſer merkwürdigen Zeit, der mit ihr ſchwinden würde? Klang im Dröhnen der harten Eiſenglieder, ſauſte im Dampfe, der ſie umeinanderwirbelte, ſchon eine Ahnung des großen Liedes von einem Ruhetage der Menſchheit?

Thomas blickte dieſen Fragen nach. Und ſeine Antwort war ein Nein, das krachend niederfiel; aber aus dieſem Krachen wuchs auf einmal ein Klingen, erlöſend und ſüß betäubend ...

Leben iſt Schmerz, iſt Krampf, iſt Krankheit; Ruhe iſt nur im unbewußten Sein ... Im Schoße des Stoffes träumen, ohne zu wiſſen, wann das Erwachen kommt ... Das iſt das beſte; ein Träumen ohne Geſtalten und Farben, erfüllt nur von einem tiefen, in einem mächtigen Orgelton erbrauſenden Purpurrot ...

Eine ſtille, feſte Sehnſucht, ſo zu verſinken, entſpannte Thomaſens Lebenswillen. — Was erwartete ihn denn in der Heimat? Wohl würde er, eine müde Brandungswelle, aufs Ufer gleiten; aber kannte er denn die Gegenſtrömung nicht, die alles ins Meer zurückzieht? Die heimlichen Kräfte des Lebens gehen ihren Gang ... Konnte er wiſſen, was ſie mit ihm tun würden? Wäre es nicht klüger und männlicher, die andre, die ſichre Ruhe zu wählen?

Mit ſachlichen Augen hielt Thomas Umſchau. Er brauchte nur drei Schritte zu tun; dann wäre noch die

Reling zu überſteigen, und er könnte ſich behutſam hinunterlaſſen. — Er ſtand auf. — Niemand würde es ſehen, keiner wiſſen, wo er geblieben wäre. — Die beiden Damen zwar hatten ſich jetzt an Deck gewagt, aber ſie waren oben auf der Brücke beim Kapitän und ſprachen eifrig auf ihn ein und deuteten in einem fort lebhaft nach vorn. Ihre Geſtalten zeichneten ſich ſcharf auf dem hellen Himmel ab. Niemand würde es ſehen, keiner wiſſen, wo er geblieben wäre ... Man würde noch eine Zeitlang forſchen und fragen und an dem Rätſel ſeines Verſchwindens raten, während er ſchon im Unbewußten ſchliefe, auf lange ... Und dann würden die Wellen auch über ſeinem Gedächtnis bei den Menſchen zuſammenſchlagen ...

War das den einen kurzen Entſchluß, war das das Sterben nicht wert? — Aber Thomas machte die drei Schritte bis zur Brüſtung nicht ... Er zog die Uhr: dreiviertel! Bis acht wollte er warten. Er legte ſich wieder in den Stuhl, zündete eine friſche Zigarrette an und ſchaute aufs Meer. Eine kleine Weile noch wollte er das Sterben bewußt genießen ... Er faßte nach ſeinem Pulſe; der ging langſam und gleichmäßig ...

Die Sonne hatte mit ihrem Rande die Wolkenbank erreicht, die wie eine violette Felſenküſte im Weſten auf dem Horizonte ſtand. Roſig leuchtende Wolkenſtreifen, nach oben zu langſam verblaſſend, die von einem Punkte hinter der ſchweren Bank ausgingen, bildeten einen Fächer, der ſich leicht über das ganze Firmament ſpannte. Das Meer leuchtete; die glatten, ſpiegelnden Stellen ſchwammen in feurigem Perlmutterglanz wie

Inſeln zwiſchen dem leichten Gekräuſel, auf dem das Licht in tauſend reinen Farbenflecken ſpielte, die unvermittelt neben einander ſtanden.

Eine Stimme in Thomaſen ſagte: ſo ſollteſt du das Meer einmal malen; du ſiehſt es jetzt, wie noch keiner es geſehen hat, du ſiehſt es mit deinen eignen Augen! Er entdeckte in den Kräuſelwellen Formen, die er noch nie bemerkt hatte, weder in der Natur noch auf Bildern. Es war ein Muſter, das ſich ſtändig wiederholte, die Flecken ähnelten ſich in der Form und hatten doch jeder ſein eignes Geſicht, das ſich in kleinen, reizenden Abweichungen von denen ſeiner Geſchwiſter unterſchied ...

Thomas malte in Gedanken und ſetzte ruhig und fleißig Farbenfleck neben Farbenfleck ...

Roſig und apfelſinenrot, ſaftgrün und tiefblau, veilchenfarben und warmweiß wie glühendes Eiſen, ſammetbraun und ſchwefelgelb, blitzend wie poliertes Silber und gedämpft ſchimmernd wie mattes Gold, ſo ſpielte das lebendige Waſſer um die perlmutternen Inſeln des Schweigens ...

Langſam dämpften ſich die Farben, die grellen Lichter ertranken; das Meer ſah aus wie flüſſiges Blei ...

Thomas erwachte gleichſam. — Er hatte ja ſterben wollen ... Und jetzt konzipierte er Bilder ... Wie lächerlich das war! — Aber er ſah dieſes Bild ... Wenn er das malte ...! Vielleicht könnte das ſein erſtes rundes, ganz perſönliches Werk werden ...

Ach nein! Im Konzipieren war er von jeher groß geweſen ... Warum ſollte es diesmal anders kommen als ſonſt?

Und wenn dies ſein beſtes Bild wäre, was frommte

es, wenn ers auf einer ſoliden Leinwand der Nachwelt hinterließe? Er ſelbſt hatte es ja geſehen ... Das war genug! Mochte es denn ein guter Abſchluß ſein!

Aber es war nur Thomaſens Verſtand, der ſo ſprach: ſein Gefühl hatte eine weite Reiſe gemacht auf den Flügeln der Abendröte, unter dem glühenden Himmel über das glühende Meer ... Die Schönheit dieſer Welt hatte ihre ſchimmernden Arme gehoben und den Flor der Todesſehnſucht zerteilt.

Thomaſens Gedanken logen nicht länger wie trotzige Kinder, die gegen ihr Gefühl auf ihrem Kopfe beſtehen. Sie grüßten das Leben in Demut ... Und ihrer Demut ſchenkte ſich die ganze Schönheit der Welt ...

Und plötzlich erfaßte ihn eine zitternde Freude, weil er die Heimat wiederſehen ſollte; wie bei jener erſten Heimkehr merkte er ſtaunend, daß er ſich die ganze Zeit nach dem magern Strande ſeiner Kindheit geſehnt hatte ...

Er fürchtete die Gegenſtrömung nicht mehr; war er doch nur eine kleine Brandungswelle und wurde von einem ſtarken innern Drange getrieben. Weit hinein würde er jagen, bis dahin, wo der Sand trocken iſt, und ſich trinken laſſen vom Boden ſeiner Heimat und mit ihm verſchmelzen.

Er wußte, daß er nicht unfruchtbar liegen würde; der Drang nach ſeiner Kunſt erfüllte ihn ganz. Ob auf ſeinem Sandfleck nur blaſſer Strandhafer erwüchſe oder eine ſtrenge Föhre, den Seeleuten fern auf dem Meere ein Wahrzeichen, was verſchlug das! Andre mochten ſich um das Gewachſene kümmern, er hatte Genüge daran, das Wachſen zu empfinden ...

Das Licht ſchwand. Über der Wolkenbank im Weſten glühte der Himmel noch, aber ſein Rot war ſo düſter, daß es ausſah, als ſtiege die Dunkelheit langſam aus dem Meere den Himmel empor, der oben noch immer in blaß-blauer Helle durch den mählich erbleichenden Wolkenfächer ſchaute. Der halbe Mond, der ſchon die ganze Zeit wie ein leichtes Wölkchen klein und hoch am Himmel geſtanden hatte, gewann Glanz und Kraft. Als Thomas ſeinen Blick nach Oſten wendete, breitete ſich dort ein ganz andres, nächtiges Meer, in dem hie und da Mond-lichter aufſprangen, grünſilbern blitzend und haſtig, als ſpielten da fremde Märchenfiſche.

Er ſtand auf und ging, die Hände in den Jackett-taſchen, langſam über Deck.

Die beiden Damen ſtanden noch auf der Brücke und überſchütteten den Kapitän mit muntern Worten. Dem aber ſchien das läſtig zu ſein: er antwortete kaum.

„Ich ſags ja immer, Glück muß man haben!“ zwit-ſcherte die eine. „Ich hab ſicher geglaubt, ich werde ſeekrank; und jetzt dies herrliche Wetter! Es wird ſich doch halten, Herr Kapitän?“

Der Alte antwortete nicht gleich. Sein Auge wan-derte von der Wolkenbank im Weſten den fächerförmigen Wetterbaum hinauf.

„Jawoll!“ ſagte er dann. Etwas wie Schadenfreude lag in ſeinem Ton.

Thomas ging weiter, nach vorn, und ließ ſich wieder auf dem Tauwerk nieder. Er blickte zurück. Die Lichter des Schiffes brannten ſchon: das weiße hoch im vordern Maſt und die beiden bunten an den Seiten

der Brücke; ſie woben grüne und rote Funken in die Schaumſchleier.

Das Schiff ging ſeinen Gang, hinaus in die Nacht und in ihren verwirrenden Mondglaſt ...

Die Wetterzeichen hatten richtig prophezeit. Schon vor dem Erwachen, durch den Schlaf des Morgens, wo die Träume haſtiger werden und ihre Fäden feſter an die Gedanken und Sorgen des Tages knüpfen, fühlte Thomas das Bett unter ſich gleichſam atmen; und als er die Augen aufſchlug, ſah er, wie die Handtücher und ſeine Kleider pendelten. Bald legten ſie ſich feſt an die lackierte Holzwand, bald bildeten ſie einen ſpitzen Winkel mit ihr. — Aus der Nachbarkabine drang das Stöhnen der Dame herüber, die geſtern ſo zuverſichtlich gezwitſchert hatte ...

Es koſtete Thomaſen Mühe, ſich zu waſchen und anzuziehen. Das Waſſer brandete gegen die einwärts gebogenen Ränder des Waſchbeckens und ſchickte unerwartete Spritzer auf ſein Nachthemd. Er mußte mit geſpreizten Beinen ſtehen und war zu den merkwürdigſten Stellungen gezwungen.

Es war, als wolle das Schiff ihn necken und als mache es abſichtlich allerhand unerwartete Wendungen und Finten, wie Kinder, die „Kriegens" ſpielen. Und Thomas kam bald auf die Kniffe dabei und fand Vergnügen an dieſem gegenſeitigen Überliſten und Zuvorkommen.

„Nur kaltes Blut, alter Junge!" ſagte er lächelnd vor ſich hin. „Mich erwiſchſt du nicht ſo leicht!"

Aber das Schiff hatte mehr Ausdauer als er und

ſchien ſich zu denken: „Warte nur ab, Liebſter, ich finde ſchon einen unbewachten Moment!“

Und ſo kam es auch. Thomas war ohne beſondre Anſtrengung die Treppe zum Deckſalon hinaufgeſtiegen und fühlte ſich ſchon ganz ſicher ... Wie er aber an die Tür ins Freie trat, ſtellte ihm das Schiff auf einmal gleichſam ein Bein, recht wie ein ſkrupelloſer Straßenjunge. Er taumelte an die Reling und hatte ſchon das Gefühl, jetzt ginge es kopfüber ins Waſſer hinunter. Mit erſchrocknen Händen umkrampfte er gerade noch rechtzeitig eine Klampe und warf ſeinen Körper zurück ... Wie ein höhniſches Kichern des Meeres traf ihn zugleich eine ſcharfe Garbe von Salzwaſſer, die in kurzem Wirbel an Deck klatſchte.

Thomas tat einen tiefen Atemzug und ſchaute ſich um. Der Bug des Schiffes ſtieg und fiel ſtampfend. Bald verſtellte er einen großen Teil des Himmels, bald legte er den ganzen Horizont frei. Auf der grauen Wolkendecke leuchtete im Südoſten, wo die Sonne ſtehen mußte, ein runder, ſilberweißer Fleck, den ſah Thomas ſo lange an, bis ihm die Augen wehtaten; und als er den Blick nun auf die ſchäumenden Wellen richtete, ſah er überall den runden Flecken; nur wechſelte er jetzt unabläſſig die Farbe und glitt von rot nach grün, von grün nach rot hinüber.

Thomas ließ die Klampe fahren und fühlte ſich ſicher auf ſeinen geſpreizten Beinen und freute ſich des unwillkürlichen Lebensdranges im Menſchen, der im Augenblick der Gefahr mit eiſernen Sehnen aufſpringt, und dem er es zu danken hatte, daß er jetzt nicht irgendwo da hinten im Kielwaſſer mit den Wellen kämpfte ...

In Bilderlingshof herrſchte bei Thomaſens Ankunft die klare Stille des Herbſtes. Die Häuſer ſtanden faſt alle im Winterkleide mit geſchloſſenen Läden und verſchalten Veranden. Auch das Meer und der Wald ſchwiegen; da klangen die ſeltnen Schritte auf den Bretterſtegen eigen laut, wie in einer verzauberten Stadt ...

Auf den Beeten vor Tante Leocadiens Häuschen — jetzt gehörte es Thomaſen — lächelten lila, weiße und roſa Aſtern; hie und da ſtand auch noch ein verſpätetes Blümchen tiefblau in dem buſchigen Grün der Lubelieneinfaſſung. Die kleinen Ebereſchen auf dem Firſte des Binſendaches hatten ſich mächtig gereckt, ihre Beerendolden — das größte Bäumchen trug ſtolz deren vier — leuchteten in feurigem Orange zwiſchen dem braunen Laube. Die Eſpen hatten ihre lederzähen Blätter in leuchtendes Gelb gekleidet. Strich einmal ein Luftzug durch die Kronen, ſo ſah es aus, als regne es Goldſtücke. Als würden ſie an ſchräg geſpannten Fäden geführt, ließen ſich die Blätter lautlos nieder, flach auf der Luft ſchwimmend und in gelindem Wirbel um ſich ſelbſt ...

Lange ſtand Thomas ſo, die Hände auf den wettergrauen Lattenzaun geſtützt, und ſah in ſeinen Garten: tote Blätter, lebendige Blumen, Samen bergende Früchte ... Und da empfand er alles Leben als das harmoniſche Atmen der Natur im ewigen, lebendigen Schlummer ihres unbewußten Seins ...

Petersburg, gegeben am Walpurgistage,
1./14. Mai 1902.

Verehrungswürdiger Eremit,
und insbesondere heiliger Vater!

Gruß und Handschlag zuvor, mein heißgeliebter Vetter in Christo! Also sprach Zarathustra! Nämlich: hast Du schon viele Briefe von mir gesehen? Ich auch nicht. Angepumpt habe ich Dich in Deiner Glanzperiode ja mehrschtendeels telegraphisch. Aber zur Sache: Nicht darum handelt es sich, denn ich habe hier viel Geld gegriffen, nicht nur mit dem Komödien-, sondern außerdem noch in dem gleichfalls ruhmreichen vingt-et-un-Spiel, was meinem Glück in der Liebe weiter nicht abträglich war. Na, mündlich mehr davon!

Mündlich! frägst Du. Ja, das ist eben der springendste Punkt. Ich will Dich nämlich besuchen, in der zuversichtlichsten Erwartung, daß es Dir ein Fest sein wird, mich in Deiner Mitte zu sehen. „Außerdem", wie die Münchner sagen, telegraphiere ab! Übermorgen machen wir hier Schluß. Es war wirklich schön und ein großer Erfolg. Zu meinem Benefiz habe ich siebzehn riesige Lorbeerkränze bekommen und außerdem einen Haufen Silberzeug usw. usw. Darunter vom Großfürsten Iwan eine Busennadel mit seinem Namenszuge in Brillanten. Sehr schön! Und für mich schließt sich an diese Gastspielreise gleich mein Sommerurlaub. Ich habe eine Ausspannung auch wirklich sehr nötig!

Na, und da ich Dich gern wiedersehen möchte,

dachte ich mir, vielleicht auf vierzehn Tage bis drei Wochen zu Dir hinauszukommen, solange die guten Rigauer den Strand noch nicht überschwemmen. Nachher will ich nach Trouville. Es kann auch Ostende werden. Ich weiß nicht.

Lieber Gott, es waren doch schöne Zeiten, wie wir als Jungens Bilderlingshof unsicher gemacht haben! Und ich bin seitdem nicht wieder im Ländchen gewesen.

Wenn Ohsoling noch lebt, so grüße ihn von mir und sag ihm, daß ich noch immer was gegen die trockne Kur habe und ihm dies nächstens durch Vertilgung vieler konfirmierter Schnäpse beweisen werde. Dabei fällt mir ein, daß ich ihm wahrscheinlich noch ein paar Rubelstücke schuldig bin, von damals her. Nur getrost, er soll sie mit Zinseszinsen wiederbekommen, obgleich der Filou sicher reich ist, während ich nur viel Geld verdiene. So ist alles relativ!

Na also: Wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt und kein Telegramm abwinkt, treffe ich Dienstag früh in Riga an und gondle mit dem Zwölfuhrzug (der wird sich in der konservativen Gegend wohl noch erhalten haben) an den Strand hinaus, wo wir uns um Zwölf Uhr vierzig gerührt in die pp. Vorderflossen stürzen werden. In diesem Sinne: Heil, Sieg und Krammetsvögel! Gott segne den Dorschfang!

Freundlich lächelnd verbleibe ich Dein

„berühmter Landsmann"

(sagt die Dünazeitung. Wer hätte das vor zehn Jahren gedacht)

August Appeltoft.

Die andern Rigauer Familianten ſchenk ich mir. Wird die Bande ſich ſchleimen! Das iſt ja aber mit der Zweck der Übung. Oder meinſt Du, Onkel Albert giftet ſich noch heftiger, wenn ich mit allen Orden und Medaillen bei ihm Viſite mache? Er erfreut ſich blos des Stanislaus vierter Verdünnung. „Na, wird man ſehn!“ ſagt Ohſoling. „Proſt Neujahr!“ ſagt Auguſt.

„Na, Jungchen,“ fragte Auguſt, als ſie nach dem erſten Mittageſſen auf der Veranda zuſammenſaßen, „und wie geht es dir eigentlich?“

„Beſſer,“ lächelte Thomas.

„Wieſo beſſer? — Beſſer als mir? — Das jibts ja nich. Haſt du aus allem, was ich erzählt habe, entnehmen können, es ginge mir ſchlecht?“

„Ach nein, aber ...“

„Aber ...?“

„Nichts! Leg nicht jedes Wort auf die Goldwage! Kurzum, es geht mir gut.“

„So?“

„Ja.“

„Na ja, für eine Zeitlang mag das ja ganz ſchön ſein, aber ...“

„Ich glaube nicht, daß ich mir ſobald etwas andres wünſchen werde.“

„Warts ab, lieber Thomas! Wart nur noch ein paar Jährchen! Ich bin überzeugt ... Dieſes Glück im Winkel ... Und ſchließlich biſt du doch noch kein alter Tapergreis ... Sag, was du willſt: Talent zum Philiſter haſt du nu mal nich.“

„Hoffentlich nicht! Aber weißt du, wo ich die größten Philiſter gefunden habe?“

„In Riga natürlich?“

„Nee, in München: unter unſern ſogenannten Bohêmes.“

„Na?“

„Philiſter ſind für mich die Leute, die immer alles im Hinblick auf die andern tun. Ob ſie dabei dem bourgeois ſchmeicheln oder ihn erſchrecken, iſt ziemlich wurſcht.“

„Alſo lieber Thomas, ich ſeh ſchon: mich hältſt du auch für einen Philiſter?“

„N—Nein. Menſchlich wenigſtens nicht! Das berufliche Schauſpielerzöpflein wird wohl auch dir hinten hängen.“

„Hoho, bläſt du auch die Flöte?“

„Sieh mal ſieh, du ereiferſt dich gleich. Das iſt der beſte Beweis . . .“

„Wofür?“

„Lieber Auguſt, mißverſteh mich doch nicht! Ich hab dir wirklich nichts unangenehmes ſagen wollen . . .“

„Nein, aber im Ernſt, ich habe doch wirklich nichts vom typiſchen Komödianten mit allen ſeinen Albernheiten . . .“

„Na ja, dann ſei doch zufrieden! Wenn du das weißt, was kann dir an einer hingeworfnen Meinung von mir liegen?“

„Ich weiß ſchon, du hältſt mir das vor, weil ich vorhin die ganze Zeit von mir geſprochen habe, von dem Petersburger Erfolg . . .“

„Ach Auguſt, nun ſei aber auch nicht hyſteriſch! Das warſt du doch ſonſt nicht.“

„Du kannſt mir wirklich glauben, ich hätte kein Wort darüber verloren, wenn es nicht tatſächlich ſo ein ganz außergewöhnlicher, exorbitant großer Erfolg geweſen wäre.“

„Exorbitant iſt gut!“

„Na ja!“ ſtieß Auguſt ungeduldig hervor und verſtummte dann für eine Weile.

Thomas muſterte ihn mit einem leicht amüſierten Lächeln. Dabei erfüllte ihn das Gefühl einer ſtarken, freudigen Sicherheit. — Vorhin, als er auf dem Bahnhof den Zug erwartete, hatte er nicht recht gewußt, ob er ſich auf dieſen Beſuch freue oder die Unterbrechung ſeiner Einſamkeit bedaure. Und dabei hatte er einen leiſen Verdacht gegen ſich ſelber verſpürt, weil er dem Gaſte doch mit einer etwas fahrigen Freude entgegenſah. Dieſer Beſuch mußte ja eine Probe auf Thomaſens Exempel ſein. Was brachte Auguſt denn andres mit, als einen Hauch von dem Leben draußen, der wirbelnd in den ſtillen Luftraum ſeiner Stuben fahren müßte? Zeugte dieſes Zittern ſeiner Nerven in der Erwartung nicht von einer heimlichen Sehnſucht nach Dingen, die noch vor drei Tagen ſo weit hinter ihm gelegen hatten, als hätte er ſie ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen?“

Aber wie er jetzt ſaß und dieſen ein bischen dick und recht nervös gewordenen Schauſpieler beobachtete, da fühlte er: ſein Exempel ſtimmte und ging auf; er konnte ruhig einen Strich darunter machen. — Nein, dieſer Hauch von draußen kam aus einer Welt, die eine Dimenſion weniger hatte als ſeine; ſeine Atmoſphäre konnte davon nicht im mindeſten erſchüttert werden. — Er wunderte ſich nur, wofür ſich dieſe Leute intereſſierten

und worüber ſie ſich aufregten. — Er wußte, daß das ironiſche Lächeln, mit dem er ſeinen Gaſt muſterte, nicht frei von Hochmut war; aber er nannte dieſen Hochmut berechtigt. Er war ein Ariſtokrat geworden, Ariſtokrat von der Einſamkeit Gnaden; und deſſen war er froh.

„Was machſt du eigentlich fürn Geſicht!“ ſagte Auguſt auf einmal.

„Wieſo?“

„Arrogant bis dort hinaus! So ſtell ich mir die Viſagen der ſeligen Engel vor, wenn ſie auf die Erde herunterlächeln. Aber du biſt noch auf der Erde, lieber Thomas!“

„O, ſicher!“

„Du wirſt es ſchon noch merken!“

„Was das betrifft ... Ich merk es eigentlich erſt ſo recht wieder, ſeitdem ich hier bin.“

„Nein, ſo mein ichs nicht ... Ja, ja, ja, du biſt klug und weiſe ... Das bin ich auch ſchon geweſen ... Bei dir gehts auch wieder über. Denn ſchließlich ... Was machſt du überhaupt ſo den ganzen Tag? Es muß doch zum Auswachſen ſein?“

„Ach, allerlei! Ich male ...“

„Ja, was malſt du? Das wollte ich dich ſchon lange fragen. — Kannſt du mir nicht was zeigen?“

„Wenns dir Spaß macht ...“

„Na, tu auch nicht ſo, lieber Thomas. Schließlich intereſſiert es dich vielleicht auch ein bischen ... So ein abſoluter Laie und Banauſe bin ich doch auch nicht. Ein Stückchen von einem Kunſtmaler war man am Ende doch auch mal ... Kommt mir übrigens beim Maskenmachen koloſſal zugute ...“

Thomas ging auf die Tür zu.

„Dein Urteil intereſſiert mich natürlich. Übrigens brauchſt du dir gar keinen Zwang aufzuerlegen. Schimpf ruhig! — Wie ich die Bilder finde, weiß ich nämlich ſchon . . .“

„Na, Thomas, ich hab Zeiten gekannt, wo du nicht ſo ungeheuer überlegen und ſicher warſt . . .“

„Eben darum!“ ſagte Thomas und ging hinein, um gleich darauf mit zwei Bildern von mittlerer Größe wiederzukommen. Das eine ſtellte er auf einen Stuhl vor Auguſt hin.

„Ah!“ ſagte der überraſcht und fragte nach einer Weile: „Und wie nennſt du das?“

„Hm? — Sagen wir: Sonnenuntergang auf der Oſtſee.“

„Du, Thomas, ich bin paff! Wart mal, ich glaub, ich muß noch etwas zurücktreten. — Ja, ſo ſeh ich es richtig! Das iſt koloſſal nobel. Das Bild iſt ganz fabelhaft gekonnt.“

„Ja, das iſt ein ſehr beliebter Ausdruck in Kunſtfeuilletons.“

„Weißt du, du kannſt nämlich Waſſer malen . . . Oder ſogar zeichnen . . . Das iſt ſchwerer. Fein! Allerdings, wenn du das heute in Berlin ausſtellen wollteſt . . . Da geht heutzutage nichts als der Impreſſionismus.“

„Ich will ja gar nicht ausſtellen.“

„Na, das wäre doch ein Unſinn . . . So ein Bild! Und wie viel Stimmung da drin iſt! So, ſo . . . Sowas feierliches . . .! Sag mal, wo haſt du dieſe ornamentale Behandlung der Wellen her?“

„Ich hab das Meer halt ſo geſehen.“

Auguſt war ganz erregt und rief lebhaft:

„Das iſt nämlich wahrhaftig auch wahr! So ſieht es aus! Geſehen hab ichs hundertmal, aber ich hab es nie bemerkt. Das Ei des Columbus! — Wenn ich denk, wie unſre Impreſſioniſten das Meer malen! Es ſieht immer wien Haufen lackiertes Heu aus!“

„Gott!“ ſagte Thomas lächelnd, „ich hab ja mehr Zeit als die Herren.“

„Ja, da ſteckt Arbeit darin!“

„Ja, ich hab mich wirklich nicht überhetzt . . .“

„Und das andre?“ Auguſt wies auf die Leinwand, die Thomas in der Hand hielt. Der nahm das Meerbild fort und ſtellte das zweite an ſeinen Platz.

„Donnerwetter!“ rief Auguſt. „Fabelhaft! Ganz altmeiſterlich! Leibl!“

„Ja, mindeſtens!“ lächelte Thomas abwehrend.

„Doll, wie das gemalt iſt! Wenn ich an deine frühern Sachen denke . . . Das iſt deine dicke Köchin, was?“

„Ja, die Lene.“

„Famos! Die Hände! Die ſtrickt nämlich wirklich. Und dieſer Vorfrühling im Garten . . .! Nee, weißt du, damit kannſt du ſelbſt in Berlin Aufſehen erregen. Wer kann denn das heutzutage noch! Auch wenn die Leute die Geduld dazu hätten . . . Sie könnten es einfach nicht machen. Wenn die mal aufhören wollen, zu ſchwindeln, fängt gleich die ganze Geſchichte zu wackeln an! — Na ja, und das weißt du ja auch ſelbſt . . .“

Thomas lächelte ruhig.

„So ganz weg wie du bin ich ja nicht von den Bildern ... Aber es könnten ruhig zwanzigtauſend Kunſtkritiker drüber ſchimpfen, es würde mich nicht ſonderlich irritieren.“

„Darüber ſchimpft keiner!“

„Das kann man nie wiſſen.“

„Probiers doch! Stell die Sachen aus; und du wirſt ſehen ...!“

„Wozu denn?“

„Ja, wie meinſt du das?“

„Was hab ich mit dem Ausſtellen für Eile? Zum Leben hab ich genug; und ...“

„Wozu iſt man denn Künſtler?“

„Zum Ausſtellen?“

„Du glaubſt ja ſelbſt an den Erfolg ...!“

„Und wenn ſchon!“

„Du, lieber Thomas, jetzt hör ich dich nämlich laufen; du haſt Angſt vor dem Erfolg!“

„Nein, Auguſt, wirklich nicht. Ich weiß ſchon, was du meinſt; und ich hab mir die Frage ſchon ſelbſt ſehr oft ernſthaft vorgelegt. Aber nein ... Ich habe — heut ſag ich: Gottſeidank — zu lange auf den Erfolg warten müſſen, als daß er mich heute noch beirren könnte.“

Auguſt heftete noch einen langen Blick auf das Bild und ſeufzte. Dann ſetzte er ſich wieder in ſeinen Korbſtuhl, zündete eine Zigarrette an und rauchte ſchweigend. Thomas ſtand am Ausgang der Veranda, die Hände an die Säulen geſtützt, und ſah ſchweigend in den Garten hinaus.

„Verdammt recht haſt du eigentlich,“ ſtieß Auguſt zwiſchen den Zähnen hervor, „eigentlich haſt du verdammt recht!“

„Wieſo?“ fragte Thomas, durch dieſen Ton überraſcht, und wendete ſich nach ihm um.

„So . . . ! Ich gelte ja allgemein für ein koloſſal vergnügtes Huhn . . . Aber das iſt alles blos äußerlich. Ich kann dir ſagen . . .!“

„Na, Auguſt, ſo furchtbar tragiſch nimmſt du das Leben auch nicht.“

„Ernſter, als du glaubſt.“

„Stimmungen, Auguſt!“

„Ich kann dir ſagen, wenn ich dich ſo anſehe, krieg ich einen Moraliſchen. Vergnügt war ich einmal. Das hat alles der Erfolg mitgenommen.“

„Na, ich weiß doch nicht . . .“

„Es iſt ſchon ſo. — Der verdammte Erfolg! Was hatte ich vorher für ein gemütliches Leben! Und jetzt: keine Ruhe mehr! Ich arbeite wie ein Pferd, um all das Geld zuſammenzukratzen, das ich brauche. Hab ich in Berlin mal zwei Tage frei, dann gaſtier ich gleich einen Abend in Breslau oder Poſen oder Krähwinkel. Einen vernünftigen Urlaub gönn ich mir ſeit fünf Jahren zum erſten Mal . . .“

„Ja, lieber Auguſt, ich denk, du haſt in Berlin ſechsunddreißigtauſend Mark?“

„Das klingt nach was, wenn mans nicht hat. Ach, und da kommt ſo viel . . . Vor allen Dingen das verdammte Jeu!“

„Muß man denn jeuen?“

„Nee! Aber man tuts. — Ich gäb was drum, wenn

ich ſoviel hätte wie du und mich in irgend einem ſtillen Winkel zur Ruhe ſetzen könnte.“

„Na, dazu brauchſt du dich doch wirklich nur ein paar Jahre einzuſchränken.“

„Jawohl! Und glaubſt du zum Beiſpiel, meine zwei geſchiednen Frauen leben von der Luft?“

„Zwei? Das weiß ich ja noch gar nicht?“

„Ach ſo? Dann hab ichs damals wahrſcheinlich verdammelt, dir ne Trauungsanzeige zu ſchicken. Es war ein total verrücktes Frauenzimmer! Ich erzähl dir ein andermal davon . . .“

Auguſt verſtummte und begann mit ſeinen Fingernägeln zu knipſen, die er dabei eingehend muſterte. Schließlich ſagte er:

„Allerdings, natürlich . . .! So ein Leben wäre ja auch nichts für mich! Übrigens, dich ſeh ich auch noch nicht für die Ewigkeit hier.“

„Gott, Ewigkeit . . .!“

„Weißt du, was mit guten Vorſätzen gepflaſtert iſt?“

„Vorſätze halten mich hier ja gar nicht.“

„Sondern?“

„Ich fühle mich hier eben wohl.“

„Und wenns dem Eſel zu wohl wird . . . Weißt du übrigens, was der Teufel am Wege zur Hölle als Wegweiſer aufzupflanzen liebt?“

„Na?“

„Frauenzimmer!“

Thomas lachte.

„Dann hats für mich keine Gefahr. Die alte Lene . . .“

„Sag das nicht, lieber Thomas. In der Beziehung

iſt der Teufel ſonderbar. Wirſt dus glauben, daß ich, wie ich da ſitze, auch ſchon wieder verlobt bin?“

„So? Mit wem denn?“

„Eine kleine Kollegin. Ein entzückendes Mädchen!“

„Na, ſiehſt du! Alſo, ich gratuliere. — Was haſt du nun von allen deinen Erfahrungen?“

„Ach nein, lieber Thomas,“ ſagte Auguſt mit Humor, „ich will durchaus nicht auf die Weiber ſchimpfen; denn ſiehſt du, die erſte Zeit bin ich ja noch mit jeder ſehr glücklich geweſen . . .“

Thomas ſaß in ſeinem Garten malend an der Staffelei. Auguſt, ſein Modell, hatte ſich ihm gegenüber auf eine Gartenbank geſetzt, hielt ein Reklambändchen in der Hand und lernte eifrig an dem großen Monologe Tells; er ſprach die Verſe halblaut vor ſich hin und geſtikulierte hie und da mit geballter Fauſt. Amüſiert beobachtete Thomas den angeſpannten und beinahe wütenden Ernſt ſeines Studiums und lächelte über den nach dem Inhalt der Verſe blitzgleich wechſelnden Ausdruck des raſierten Schauſpielergeſichts. Beſonders ergötzlich däuchte ihn immer der Moment, wo Auguſt, nachdem er die Berufe der Wandrer, die dieſe Straße zögen, in beiläufigem Tone aufgezählt hatte, auf einmal mit grimmigen Augen verſicherte, daß ſein Geſchäft der Mord ſei. Dies war auch der Moment, den er in ſeinem Bilde feſtzuhalten ſuchte; er ſaß ſtill beobachtend und griff nur ſelten zum Pinſel, um mit befriedigtem Lächeln eine kleine Retouche im Geſicht zu machen, irgend ein Fältchen charakteriſtiſcher zu geſtalten oder ein Licht aufzuſetzen.

„Du, Auguſt, kannſt du die Hand mit dem Buche einen Augenblick ſo ſtill halten!“ rief er auf einmal, „ſo iſt ſie viel beſſer, als ich ſie da habe. So, ja . . .!“ Er begann die Hand mit breiten Pinſelſtrichen neu anzulegen. „So iſt der Ärmel auch nicht ſo langweilig. Die Falten ſind ſehr luſtig.“

„Na ja,“ meinte Auguſt, „maleriſch mögen ſie ſein. Sitzen tut das Jackett aber ſcheuslich. Ich wollt es hier nur auftragen, weil mich doch niemand ſieht; und jetzt verleibſt du es der Ewigkeit ein! Wenn du durchaus aufs charakteriſtiſche gehſt, ſollteſt du mich wahr-

haftig in einem beſſern Anzug malen. Schlecht gemachte Kleider ſind nämlich kein Charakteriſtikum für mich.“

„Nee, Auguſt, laſſen wirs nur dabei! Der da paßt mir grade in der Farbe ſo gut.“

„Ich hätte meinem Schneider beinah den Kragen umgedreht, als er mit dem Monſtrum ankam.“

„Macht nichts, es ſoll ja kein Reklameſchild für die Schneiderakademie werden. — Aber halt doch die Hand ruhig!“

Auguſt ſeufzte.

„Du kannſt einen recht murcheln!“ ſagte er. „Jetzt malſt du ſchon vierzehn Tage an mir. Nee, als Porträtmaler ſind die Holbeine eine grauſame Raſſe. Das machen die Impreſſioniſten viel ſchmerzloſer.“

„Nur einen Augenblick noch, nachher kannſt du meinetwegen Räder ſchlagen!“ ſagte Thomas zerſtreut und muſterte mit gerunzelten Brauen die Falten des ſchlecht ſitzenden Ärmels. Auguſt machte mit dem andern Arm eine weitausholende Gebärde und begann wieder:

„Auf dieſer Bank von Stein will ich mich ſetzen,
Dem Wanderer zu kurzer Raſt bereitet . . .“

„Sag mal,“ unterbrach ihn Thomas, „jetzt mußt du den Monolog doch eigentlich können?“

„So ziemlich. Aber bei mir muß jede Rolle ſo ſitzen, daß ich ſie auch ohne Souffleur ſpielen kann. Schiller lernt ſich ja leicht. Und dann, weißt du: mein Gedächtnis iſt ja berühmt.“

„Komiſch, daß du den Tell noch nicht geſpielt haſt.“

„Nee, noch nie. Man iſt in Berlin ſehr geſpannt auf meinen Tell.“

„Das kann ich mir denken," verſicherte Thomas.

„Eine ſehr ſchwere Rolle!" ſagte Auguſt ernſthaft. „Schwer, aber dankbar."

„Ja, natürlich, mit deinen ſchönen Beinen . . .!"

„Mach keine faulen Witze! — Nee, weißt du, ich ich werde nämlich nicht den gewöhnlichen Feld-, Wald- und Wieſen-Tell ſpielen. Ich hab eine ganz neue Auffaſſung für die Rolle."

„So?" fragte Thomas, der ſehr ins Malen verſunken war.

„Ich ſpiele den Tell als Bauern."

„Ach . . .!" machte Thomas.

„Ja, direkt als Bauern!"

„Eine vorzügliche Idee!" Thomas lächelte ein wenig beluſtigt.

„Haſt du etwas dagegen?" fragte der empfindliche Mime.

„Nee, im Gegenteil! Das war endlich einmal Zeit . . .!"

„Du kannſt mich ruhig frozzeln, lieber Thomas. Denn — deine Malerei in allen Ehren — vom Theater verſtehſt du nicht die blaſſe Bohne. — Daß du einmal Theaterdirektor warſt . . .!"

„So!" ſagte Thomas nach einem langen vergleichenden Blick, „jetzt hab ichs ungefähr. Du brauchſt nicht mehr ſtill zu halten."

„War auch die höchſte Zeit, gleich wäre mein Arm eingeſchlafen!" Auguſt trat hinter Thomaſens Stuhl. „O ja, der Arm ſitzt jetzt viel beſſer. Aber, was haſt du denn mit dem Kopf gemacht? Ich ſeh ja wie der richtige alte Komödiant aus."

„Dafür kann ich doch nichts," lächelte Thomas.

„Nein, aber das ist übertrieben! So seh ich doch nicht aus."

„Beim Rollenstudium schon!"

„Nein, das bin nicht ich, sondern das ist der Komödiant."

„Und wenn schon! Das wäre vielleicht kein Fehler des Bildes."

„Ja, aber es soll doch ein Porträt sein."

„Lieber August, wenn du es wünschest, brauchst du es nur zu sagen, und das Bild wird nie ausgestellt."

August preßte die Lippen zusammen und dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er jovial und mit einer verdeutlichten herzlichen Offenheit:

„Nein, lieber Thomas, für so kleinlich mußt du mich nicht halten. Was mich dabei stört, ist ja nur, daß es eben kein richtiges Porträt ist. Gerade von dir würde ich gerne so gemalt werden, wie ich aussehe."

„Ja, August, Idealporträts mache ich nicht."

„Nein, das wär auch das letzte, was ich mir wünschte. Weißt du, ein bischen was versteh ich doch von Malerei. Aber ich kann dir versichern: was du da hineingelegt hast, stimmt nicht. Wenn ein Schauspieler im Privatleben nichts Komödiantisches hat, bin ichs doch! Du malst ein Vorurteil mit in dein Bild hinein."

„Na, warten wirs ab, es ist ja nicht fertig," tröstete Thomas heuchlerisch: denn seine Absicht war, den von August verpönten Zug im Gegenteil noch schärfer zu treffen und hervorzuheben.

„Na ja," sagte August beruhigt, „du wirst sehen, du kommst selbst noch darauf! Übrigens wirst du vielleicht

doch noch Gelegenheit haben, mich nächſtens auf der Bühne zu ſehen.“

„Willſt du doch am Stadttheater gaſtieren?“

„Ich hab heute wieder einen Brief bekommen. Das Komitee ſcheint allmählich einzuſehen, daß ich um ſeiner ſchönen Augen willen nicht ſpielen werde. Sie ſind mit ihrem Angebot einigermaßen heraufgegangen. Ich gehe eine Kleinigkeit hinunter; und ſo glaub ich, daß wir uns noch einigen. Für nichts mache ich ihnen jetzt in der ſchlechten Saiſon keine vollen Häuſer. Ich ſpiel übrigens fürs erſte nur zweimal. Ich bin ſchließlich zur Erholung hier. Und wenn ſie mich als Landsmann nicht tatſächlich beinah flehentlich gebeten hätten, tät ichs für kein Geld. Ob die guten Rigauer mich bewundern oder nicht, iſt mir ſehr egal. Ehrgeizig bin ich überhaupt nicht.“

„Na, na!“ meinte Thomas.

„Nein, wirklich nicht. Du faßt mich überhaupt ganz falſch auf. Daher kommt auch dieſer fatale Zug in dein Bild.“

„Was willſt du denn hier ſpielen?“

„Zuerſt Kean, dann Fauſt, erſten Teil, nachher vielleicht den Hüttenbeſitzer. Du, als Kean ſollteſt du mich ſehen!“

„Nee, ausgerechnet Kean, das kannſt du nicht verlangen. Das halt ich nicht aus.“

„Ich hab in der Rolle eine ganz eigne Auffaſſung und möchte gern wiſſen, was du dazu ſagſt.“

„Ich verſteh ja doch nichts vom Theater.“

„Ich möchte ja nur wiſſen, wie es auf dich wirkt, ob es dich packt . . .“

„Nee, ſicher nicht, der Kean nicht! Und wenn der liebe Gott ſelbſt ihn ſpielt!“

„Na ja, es iſt ja ein blödes, veraltetes Stück. Aber zeig mir doch eine moderne Rolle, wo man ſo alle Regiſter ziehen könnte. Da iſt alles drin. Eine glänzende Rolle, um ſich irgendwo vorzuſtellen.“

Thomas antwortete nicht; er hatte ſich auf ſeinem Stuhle zurückgelehnt und muſterte vertieft ſein Bild.

„Da kommt eine Dame!“ rief Auguſt auf einmal. — Thomas warf einen flüchtigen Blick nach der ſchmalen Straße hinüber; wirklich kam eine hochgewachſene, ſchlanke Frau von dem Bretterſteg auf der andern Seite auf die Zauntür zu.

„Die wird ſich verlaufen haben,“ ſagte Thomas. „Zu mir kommen keine Damen.“ Und er begann wieder zu malen.

Auguſt ſah intereſſiert hinüber und ſagte plötzlich:

„Ja, iſt das denn nicht . . .?“ — Damit ging er ſchnell auf die Tür zu. Thomas fuhr zuſammen. Sollte am Ende Roſe . . .! Er ſah ſich haſtig um. Nein, die Dame, die Auguſt jetzt über den Zaun hinweg lebhaft begrüßte, war hellblond. Und auf einmal fühlte er ſein Herz laut klopfen: das war ja ſeine Kuſine Annemarie! Er legte ſein Malgerät hin und ging ihr entgegen.

„Du biſt auch hier, Thomas?“ fragte ſie erſtaunt und verlegen. Ihre Stimme däuchte ihn viel höher, als er ſie von ihrem letzten Abſchied her im Ohre gehabt hatte.

„Ja, wo ſollte er ſonſt ſein?“ lachte Auguſt.

Thomas hielt Annemariens Hand, deren Wärme er durch den Handſchuh ſpürte, und wußte nichts zu ſagen. Sie entzog ſie ihm mit einem leiſen Druck und fragte:

„Tante Leocadie hält wohl gerade ihr Mittagsſchläfchen?“

„Tante Leocadie!“ ſagte Thomas ſo erſtaunt, daß Annemarie erbleichend auffuhr und ihn mit erſchrocknen Augen anſah.

„Ja, weißt du denn nicht . . .?“ fiel jetzt auch Auguſt ein.

„Was . . . iſt . . . mit . . . ihr?“ ſtammelte ſie. „Sie iſt tot?“ fragte ſie dann auf einmal mit großen, ſchmerzlich weiten Augen.

Thomas nickte.

„Seit einem Jahr bald.“

„So!“ ſagte Annemarie leiſe, und ihre Augen füllten ſich mit Tränen.

„Thomas wohnt jetzt hier,“ erklärte Auguſt, „er iſt ihr Erbe.“

„Und deine Frau?“ fragte ſie.

„Ich bin nicht mehr verheiratet,“ erwiderte Thomas leiſe.

Sie ſtreifte ihn mit einem ſchnellen, überraſchten Blick.

„Ja, dann muß ich . . .“ ſagte ſie mit gequältem, ſuchendem Ausdruck, „dann will ich . . . Wann geht der nächſte Zug in die Stadt?“

„Na, ſo eilig wirſt dus doch nicht haben . . . Wenn man ſich ſo lange nicht geſehn hat . . .! Begeben wir uns mal auf die ſogenannte Reveranda!“ ſchlug Auguſt

vor. Auf einen zweifelnden Blick Annemariens bat auch Thomas ſie, zu bleiben: und da ging ſie mit müden Schritten ihnen voraus, die Stufen hinauf.

Ein verlegnes Schweigen herrſchte, als ſie an dem Korbtiſche ſaßen. Annemarie ſah in ihren Schoß und ſpielte mit dem Sonnenſchirm. Und dann fühlten alle drei auf einmal das Bedürfnis, etwas zu ſagen. Auguſt räuſperte ſich und Annemarie öffnete die Lippen, als Thomas fragte:

„Aber trinkſt du nicht eine Taſſe Kaffee? Ich will gleich beſtellen.“ Er ging ſchnell an die Tür und rief ins Haus hinein: „Lene!“

„Ja, Herr Thomas, ich komm gleich,“ hörte man Lenens Stimme; und gleich darauf erſchien ſie, die naſſen Hände an ihrer blauen Küchenſchürze trocknend.

„Lene,“ ſagte Thomas, „es iſt Beſuch da. Sie müſſen Kaffee kochen. Und vielleicht könnten Sie einen von den Puttningſchen Jungen zu Ohſoling auf die Station ſchicken und Schmandkuchen holen laſſen.“

„Scheen!“ ſagte Lene. Aber in demſelben Augenblick erkannte ſie Annemarien. Sie ſchrie auf: „Herrjeh! Frau Annemarie is jekommen!“ und eilte auf ſie zu und küßte ihr die Hand.

„Guten Tag,“ ſagte Annemarie, „was, noch immer die alte Lene von Tante Leocadie!“

„Ja, ja,“ ſagte Lene mit einem mißtrauiſchen Blick, „Lene is alt jeworden. Die dicke Lene, ſagt Junghern Auguſt immer. Aber Frau Annemarie, möcht man glauben, is jünger jeworden wie vor fünf Jahre zurück.“

Ein Schatten ging über Annemariens Geſicht; ſie lächelte gezwungen, als ſie ſagte:

„Na, das hört man ja gern ...“

„Sind Sie wieder hier, Frau Annemarie? Is Herr Staatsrat nich mehr beese auf Ihnen?“

Annemarie gab keine Antwort, und Auguſt, der aufgeſtanden war, klopfte Lenen auf die Schulter und ſagte:

„Trab, Trab, dicke Dame! Und die Schmandkuchen nicht vergeſſen! — An Schmandkuchen hab ich übrigens auch ſeit zirka funfzehn Jahren nicht mehr gedacht.“

Das Geſpräch, das ſich beim Kaffee allmählich entſpann, wurde hauptſächlich von Auguſt geführt, der auf Annemariens dazwiſchen eingeſtreute Fragen nach dem und jenem in burſchikoſem Tone wortreich über Thomaſens und ſein eignes Schickſal Auskunft gab. Thomas, den ſo mancherlei an dem, was Auguſt ſagte, verletzte, ſaß ſchweigend und ſah Annemarien ſtaunend an: ſo verändert däuchte ſie ihn. Zuerſt fiel ihm das auf, als ſie langſam ihre Handſchuhe auszog und er ſich unwillkürlich in das Spiel ihrer vollen, weißen Hände vertiefte, die ſich allmählich vor ihm entblößten. Dieſe kräftigen, ſehr gepflegten Hände, deren Finger roſig polierte, ſpitz geſchnittne Nägel hatten, glichen denen ſo wenig, die er im Gedächtnis gehabt hatte; es ging ein eigner, leiſe ſinnlicher Reiz von ihnen aus, ähnlich dem, den die Begegnung mit einer etwas zweifelhaften Dame von Welt auszuüben pflegt. — Annemariens Geſicht war nach landläufigen Begriffen durchaus nicht ſchön, aber dieſe blaſſe Blondheit hatte einen aparten Reiz, der durch die ſchwarzen Wimpern

und Brauen, die faſt unnatürlich daraus hervorſchrieen, etwas unbeſchreibliches, etwas faſt herausforderndes, ein wenig perverſes bekam, das unmittelbar und auf den erſten Blick wirkte. Thomas konnte ſich von früher her dieſes Kontraſtes in ihrem Geſichte nicht erinnern, und ſein maleriſches Gefühl beſtärkte ihn in dem Glauben, daß Annemarie hier der Natur ein wenig nachgeholfen haben müßte. Aber trotzdem er ſonſt jede Künſtlichkeit in dieſer Hinſicht verabſcheute, konnte er ſich der Wirkung nicht entziehen. — Als ſie dann aufſtand und die Arme hob, um ihren Hut abzunehmen, war es ihm wieder gleichſam eine Offenbarung, was für eine ſchöne Geſtalt ſie hatte. Der um die Hüften ſehr knapp ſitzende Rock und die ſchwarzſeidne Bluſe, unter der ſie kein Korſett trug, zeigten das faſt herausfordernd. Merkwürdig, ſagte Thomas zu ſich ſelbſt, daß mir das früher niemals ſo recht aufgefallen iſt! Na, der Blick dafür geht einem wohl erſt ſpäter auf; manchem, der kein Maler iſt, vielleicht nie. In der Jugend ſieht man doch wohl mehr aufs Geſicht und — ſagen wir — die Seele der Angebeteten.

Im Geſpräch war die Befangenheit von Annemarien gewichen. Sie ſprach ihre Anſichten ſicher und beſtimmt aus; ſie wurde allmählich ſogar heiter und ging auf Auguſts Ton ein. Ihre Augen wanderten derweil aber häufig verſtohlen zu Thomaſen hinüber, und ein paarmal errötete ſie unter ſeinem Blick.

„Ja," ſchloß Auguſt ſeine biographiſchen Exkurſe endlich, „und ſo treibe ich noch im Strudel der Welt umher, während er ſich ſtill auf gerettetem Kahn bereits ins Land der alten Meiſter geflüchtet hat."

„Dafür ſieht er noch recht wohlkonſerviert aus,“ lächelte Annemarie.

„Er malt ſchon wien Alter!“ verſicherte Auguſt.

„Na, Auguſt, ich finde, eigentlich ſieht er jünger aus als du.“

„Das kommt nur vom Raſierten. Das macht alt. Son Vollbart verhüllt ja alle Gramfalten.“

„Sind das bei dir Gramfalten?“

„Selbſtverſtändlich! — Aber warum ziehſt du deine Handſchuhe ſchon wieder an?“

„Ich muß doch endlich aufbrechen ... Es wird mir wohl nichts andres übrig bleiben: ich muß Papa aufſuchen ...“

„Ich denke, du biſt mit ihm übers Kreuz?“ fragte Auguſt.

„Ja, aber was ſoll ich machen ...? Wenn Tante Leocadie noch lebte ...“

Thomas fuhr aus ſeinen Gedanken empor:

„Du wollteſt wohl hier bei Tante Leocadie bleiben?“

„Ach nein, — höchſtens ein paar Tage. Ich weiß eigentlich ſelbſt nicht ... Das Rencontre mit Papa wird nicht ſehr erquicklich ſein ...“

„Dann bleib doch heute wenigſtens hier, bleib ein paar Tage! So lange du willſt ...!“

„Ich dank dir ſehr, Thomas, aber ... Schließlich ... Einmal muß es doch ſein ... Und dann ſchon lieber heute als morgen ...! Angſt hab ich vor Papa gewiß nicht ... Die liebe Familie hat ſich gegen mich ſo benommen ...!“

„Ach, bleib hier,“ bat Auguſt. „Machen wir uns heute noch mal einen gemütlichen Abend, bevor du in den Kampf gegen den väterlichen Medizinmann ziehſt.“

Annemarie machte ein unentſchloſſenes Geſicht, aus dem deutlich die Luſt ſprach, zu bleiben; ihre Augen fragten Thomaſen, ob es ihm wirklich recht wäre. Der beeilte ſich, ſie einzuladen, und ſeine Stimme hatte dabei einen wärmeren Ton, als er beabſichtigt hatte. Zugleich klang ſie ihm ſonderbar unfrei, gefeſſelt gleichſam von den unklaren und wechſelnden Gefühlen, die ihn bewegten. Erinnerungen von früher vermiſchten ſich mit neuen Eindrücken ... Ein Zwang lag um ſeine Bruſt, er fühlte: Dies war ein Gaſt von andrer Art als Auguſt; hier drohte ſeiner Einſamkeit und Ruhe eine wirkliche Gefahr. Und ſo fern ſeine Jugendliebe hinter ihm gelegen haben mochte, ganz tot und überwunden war ſie nicht geweſen, das hatte er ſchon in dem Augenblick geſpürt, wo Annemarie in ſeinen Garten getreten war. Und wie er ſie dann ſo beobachtet und mit dem jungen Mädchen von einſt verglichen hatte, war in ſeinem Blute eine ſchmerzhafte Eiferſucht erwacht, unter deren Peitſche es ſchneller pulſte. Eiferſucht auf die Jahre der Trennung, aus denen nur ein verworrnes Echo äußerer Umſtände ihres Lebens zu ihm gedrungen war, Eiferſucht auf die Männer, die ſie ſo verwandelt hatten ...

„Alſo ja, dann bleib ich bis morgen," antwortete Annemarie mit einem Seufzer der Erleichterung auf Thomaſens Einladung.

„Das iſt vernünftig!" ſagte Auguſt. „Und heute machen wir uns einen recht vergnügten Abend! Was kann das ſchlechte Leben nützen!"

„Ja, wollen wir heute wieder mal jung ſein!" nickte Annemarie, „man muß ja nicht immer an ſeine Sorgen denken."

„Hört, hört!“ ſtimmte Auguſt zu. — Annemarie lächelte leiſe:

„Ach Gott, was ſind wir drei hier in Bilderlingshof ſchon luſtig geweſen, damals!“

„Ja, luſtig wars ſchon, obgleich ich zu Tode unglücklich war, weil du dein Herz Thomas geſchenkt hatteſt. Ja, ja, ja, du weißt vielleicht gar nicht, daß ich dich ſchon ſeit meiner Obertertianerzeit unglücklich liebe.“

„Gott, Auguſt, du haſt ſeit damals ſo oft glücklich geliebt . . .“ Annemarie wendete ſich an Thomaſen, der ein unzufriednes Geſicht machte, und ſtreckte ihm ihre Hand hinüber: „Ach Thomas, wenn ſpäter auch nichts daraus geworden iſt, es waren doch ſchöne Tage . . . Und lieber Gott, heute ſind wir alte, vernünftige Leute und könnens riskieren, davon zu ſprechen.“

Thomas ſchlug, ein irrendes Lächeln um den Mund, in ihre Hand ein und zog ſie ſchweigend an ſeine Lippen. — Auguſt deklamierte:

„Der achzigjährige Marquis küßte ſeiner greiſen Jugendfreundin mit der Galanterie des achzehnten Jahrhunderts die welke, blaugeäderte Hand . . .“

„Laß doch den Unſinn!“ unterbrach ihn Thomas ein wenig verlegen, und Annemarie ſagte, um das Geſpräch abzulenken:

„Ja aber, wenn ich bleiben ſoll, Thomas, da könnte die Lene vielleicht auf die Station; ich hab meine Sachen noch dort.“

Thomas ſtand ſchnell auf und rief nach Lenen.

„Liebe Lene,“ ſagte Annemarie, als die Köchin gekommen war, „können Sie ſo gut ſein, und auf der

Station ſagen laſſen, daß meine Sachen hergebracht werden! Drei Koffer, ein großer und zwei kleine . . .“

„Sachen?“ fragte Lene mit runden Augen.

„Ja, Lene,“ ſagte Thomas, „Frau Annemarie bleibt heute hier; ein paar Tage vielleicht. Sie müſſen ihr das blaue Zimmer zurechtmachen.“

„Hier wohnen?“ fragte Lene energiſch.

„Iſt Ihnen was nicht recht, Lene?“ lachte Auguſt.

„Das jeht doch nicht!“

„Warum? Haben Sie keine reinen Laken?“

„Laken hab ich jenug. Hier is alles jenug, un orntlich is auch alles bei mir.“

„Na alſo?“

„Das paßt ſich nich.“

„O Lene, dicke alte Jungfer!“

„Ich weiß ſchon von alleinig, daß ich alte Jungfer bin, Jungherr Auguſt. Aber was ſich paßt, weiß ich ſchon. Un wenn ich heiraten mechte, jekonnt hab ich oft! Aber heiraten is nich immer ſo ſcheen, wie man jeglaubt hat. Und das ſag ich!“

„Lene, Lene . . .!“ mahnte Thomas.

„Frau Annemarie kann im Hotel bei Bulowski wohnen.“

„Nein, Lene, Frau Annemarie wohnt hier,“ ſagte Thomas; und es kam etwas energiſcher heraus, als er beabſichtigt hatte, denn im Grunde fühlte er ſich ein wenig unſicher.

„Ich ſag nichts nich, Herr Thomas, aber das ſag ich: es paßt ſich nich, wenn eine Jungefrau bei einen Herrn wohnen ſoll, wo keine Frau nich is. Was werden die Leute ſagen?“

„Was geht das die Leute an!“

„Das heeren ſie ſchon!“

„Dann hören ſies! Und jetzt gehn Sie auf die Station und holen Sie die Sachen!“

„Was Herr Thomas mir ſagt, tu ich, und ich ſag nichts nich, ich ſag nur, weil es ſich nich paßt,“ wiederholte Lene noch einmal und ging kopfſchüttelnd und vor ſich hin brummend ins Haus.

„Sie iſt bedeutend herrſchſüchtig, die dicke Dame!“ ſtellte Auguſt nach einer Pauſe der Verlegenheit feſt. „Ich könnte ſowas auf die Dauer nicht vertragen.“

„Ach,“ meinte Thomas leichthin, „ſie iſts von Tante Leocadie her gewohnt, bei allem um Rat gefragt zu werden. Und ſonſt iſt ſie einfach ein Weltwunder von einem Dienſtboten.“

„Sie ſcheint etwas gegen mich zu haben,“ ſagte Annemarie ſo naiv, daß die beiden Männer laut lachen mußten. Sie ſtimmte herzlich ein. Dies war der Augenblick, wo die Befangenheit zwiſchen Thomaſen und Annemarien wich. Das Geſpräch wurde lebhaft, die eigentümliche Traumſtimmung eines ſolchen Wiederſehens, das lange Jahre mit ihren Erlebniſſen wegzuwiſchen ſcheint, hüllte ſie in ihre Schleier. Alles wirkliche und künftige verſank ... Was ſo lange tot geweſen war, daß man es kaum noch gewußt hatte, — ſüße Geſpenſter der Jugend erfüllten ſich mit dem Blute der gegenwärtigen Stunde und wandelten im Lichtkreis der Lampe um den runden Tiſch, ſanft lebendig geworden für einen kurzen Abend ...

Am nächsten Morgen beim Kaffee — der Langschläfer August war noch nicht erschienen — bat Annemarie Thomasen, mit ihr einen Spaziergang ans Meer zu machen. Sie freue sich, es nach Jahren wiederzusehen, und dann wolle sie mancherlei mit ihm besprechen, was nicht für Augusts Ohren berechnet sei; vielleicht könne er ihr einen Rat geben ... Jedenfalls aber würde es ihr eine Befriedigung sein, sich endlich wieder einmal einem wahren Freunde mitteilen zu können: sie sei durch Jahre zum Schweigen verurteilt gewesen ...

Sie traten durch das Seitenpförtchen des Zaunes direkt in den Dünenwald. Schweigend stiegen sie zwischen den stämmigen Föhren den kärglich bewachsenen Sandwall hinan, der die Siedelung vor Sturm und Flut und Sandverwehung schützt. Annemarie trug ein schlichtes grauleinenes Kleid, das mit gestickten russischen Borten besetzt war. In dem kurzen Rock und mit dem glatten Strohhut däuchte sie Thomasen mädchenhafter, als gestern abend. — Er hatte noch immer das Gefühl, als wäre er gerade erwacht, und alles, was er seit seiner letzten Trennung von Annemarien erlebt hatte, wäre ein Zug von wirren Traumbildern gewesen, den er in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen gesehen hätte ...

Auf dem Kamm der Düne machten sie Halt und ließen ihre Blicke schweifen. Die See lag fast glatt unter dem wolkenlosen Himmel, nur ganz am Ufer trieben sehr flache Wellen an den Strand, ohne sich zu brechen; kaum, daß sie plätscherten. Ein unsichtbarer Dunst mußte über dem Wasser liegen, denn die Linie

des Horizonts war verſchleiert, und alles ſchwamm in einem ſchwermütigen Einerlei.

„Heute iſt das Meer nicht ſchön!“ rief Annemarie enttäuſcht.

„Ich weiß nicht . . .“ entgegnete Thomas. „Es hat doch ſeine Stimmung . . . Und iſt ſo grenzenlos . . .“

„Ich finde das Meer doch am ſchönſten, wenn es recht wild iſt.“

„Ich liebe die glatte See,“ ſagte Thomas. „Übrigens . . . Überhaupt, das Meer . . .! Was das iſt, merkt man immer erſt wieder, wenn mans lange nicht geſehen hat, wie ich damals in München.“

„Ja, und ich in Moskau.“ Annemarie ſpannte ihren Sonnenſchirm auf.

„Alſo, gehen wir ein bischen?“

Durch knirſchenden Sand ſchritten ſie zum Ufer hinunter, wo die Feuchtigkeit eine harte Promenade geſchaffen hatte, und gingen im Schlenderſchritt dem Meere entlang, mit den Augen die trägen Wellen verfolgend, die kaum die Kraft hatten, ihren Saum auf den Strand zu ſchieben . . .

Ihr Geſpräch blieb einſilbig und hängte ſich an gleichgiltige Dinge; und beide verſpürten dabei ein ſonderbares Unbehagen, das von fern dem ſchlechten Gewiſſen eines Schuljungen glich, der ſeine Aufgaben nicht macht und ſich auf die Zwiſchenpauſen vertröſtet, wo hoffentlich noch Zeit genug dazu ſein werde.

Sie hatten ſich ſchon dem Ende des Badeſtrandes genähert, ihnen zur rechten lagen am Fuße der Düne nur noch vereinzelte Badehütten, da ſagte Annemarie:

„Wollen wir uns nicht hinſetzen? Im Gehen ſpricht es ſich ſo ſchlecht?“

Sie ſtiegen zu einer Hütte hinauf, die eine Veranda hatte, und ſetzten ſich einander gegenüber. — Thomaſen überkam es auf einmal, wie allein ſie hier waren ... Vor ihnen nur Sand, Meer und Himmel ... Nicht einmal ein Fiſcherboot war zu ſehen, kein Wagengleis, nichts, was von Menſchen geſprochen hätte ... So konnte es hier ſchon vor tauſend Jahren ausgeſehen haben ...

„Du warſt ja ſo lange in Deutſchland," begann Annemarie plötzlich, „da wollte ich dich fragen, ob du meinſt, wenn ich hinausgehe ...? Ob ich wohl irgend einen Erwerb finden könnte?"

Er hob überraſcht den Kopf.

„Erwerb? Ja, wie meinſt du das? Woran haſt du denn beiſpielsweiſe gedacht?"

„Ja, ich weiß eben nicht ... Eigentlich ... Gelernt hab ich ja nicht viel vernünftiges ... Ich hab in Moskau Schreibmaſchinenunterricht genommen, aber... Sehr viel Übung habe ich ja nicht, und ... Es gibt wohl ſehr viel Konkurrenz?"

„Ach, Annemarie, und dann wird das ſo ſchlecht bezahlt ..."

„Ja, das hab ich mir eigentlich gedacht! Ich hab auch eher an eine Stellung als Geſellſchafterin bei einer Dame gedacht ... Oder ſowas ..."

„Ja aber, Annemarie, iſt denn das etwas für dich? So eine Abhängigkeit von Gott weiß wem. Und dann: warum gerade in Deutſchland? Ich glaube, daß du da in Rußland beſſer dotierte und angenehmere Stellungen finden könnteſt ..."

Annemarie zeichnete mit der Spitze ihres Sonnen-

ſchirmes in der leichten Sandſchicht, die der Wind über die Bretter gelegt hatte. Dann ſagte ſie ſtockend:

„Nein, ich möchte ... Ich möchte ja gerade fort aus Rußland ... In ganz andre Verhältniſſe ... In ein ganz neues Leben ... Wo niemand mich kennt ...“

Sie verſtummte, mit erröteten Wangen. Thomas ſeufzte nur zitternd, und ihm wurde trocken im Halſe.

„Jawohl!“ ſagte ſie mit einem Ruck, und es klang ein ſtarker Trotz in ihrer Stimme. „Warum ich das will, das ... Es hat keinen Zweck, von dem allen zu ſprechen. Wer es nicht ſelbſt durchgemacht hat, weiß nicht, wie ſo eins nach dem andern kommt ... Und du denkſt natürlich nicht anders über mich, als die andern Rigenſer auch!“

„Nein, Annemarie ...!“ Thomaſens Stimme klang bittend und weich. „Siehſt du, es ſpricht ſich ſo ſchlecht über ſolche Dinge ... Es klingt immer gleich ſo ... Aber glaube mir, ich ... Ich kann alles verſtehen und ... Wer kann ...? Du haſt ihn eben geliebt.“

„Nein!“ antwortete ſie hart. Er ſah ſie mit großen Augen an. „Verſteh mich recht: Jawohl, ich bin Magnus Schlaars Geliebte geweſen,“ ſagte ſie mit einer Sachlichkeit, die ihn brutal däuchte. Und das empfand ſie: plötzlich ging ein ſehr mädchenhafter Zug über ihr Geſicht, und ſie fügte haſtig hinzu: „Gerade du ſollſt mich nicht falſch beurteilen. Ich weiß aber nicht ... Wie ſoll ich dir das ſagen? Du biſt ein Mann, und ...“

Sie brach ab. Er hatte ſein Kinn in die Hand geſtützt und ſah aufmerkſam einer Ameiſe zu, die ſich angſtvoll mühte, aus einer Ritze zwiſchen zwei Brettern

herauszukommen, aber von abrutſchenden Sandkörnern immer wieder hinuntergeriſſen wurde ...

Plötzlich begann Annemarie zu ſprechen. Und als ſie die erſten Sätze hinter ſich hatte, kam Eifer und Fluß in ihre Rede.

„Ich weiß nicht, woher ich es habe ... Aber ich bin nun einmal, wie ich bin ... Zu Hauſe ... Erzogen bin ich ja wie alle unſre jungen Mädchen aus guter Familie ... Wir wiſſen nichts und erfahren nichts; und das bischen, was man weiß, iſt auch nur dummes Zeug ... Was ſich ſo Freundinnen unter einander erzählen, mit Kichern und Quietſchen, als ob es was ſehr komiſches wäre ... Ich weiß noch, wie ich mich damals mit meiner intimſten Freundin Berta Jakobi über ſolche Dinge unterhalten habe. Die hatte es von ihrer Köchin. Und Berta iſt jetzt Paſtorin und hat ſechs Kinder — oder jetzt vielleicht ſchon zwölf, ich weiß nicht — und iſt doch in ſolchen Dingen heute noch nicht klüger, als wir damals waren. Sie begreift ſicher nicht, wie jemand von der ſogenannten Liebe zu irgend etwas hingeriſſen werden kann. Sie ſieht darin nur eine läſtige Hausfrauenpflicht mehr. — Das ſchönſte war doch die Brautzeit, hat ſie mir einmal geſagt: mit der Hochzeit iſt alles poetiſche vorbei. — Und das iſt ja wohl die Regel bei unſersgleichen. — Und wer anders iſt ... Aber ich bin nun einmal anders! — Woher ich es habe, weiß ich nicht ... Aber ich halte mich deshalb nicht für ſchlechter ... Natürlich ... Wie die Sachen einmal ſind, haben die leicht ſich entrüſten ... Aber ... Wenn ich in die richtigen Hände gekommen wäre ...! Wer nur deshalb nicht auf Abwege geht, weil er an

beiden Beinen gelähmt iſt, braucht ſich nicht zu rühmen! — Ach, Thomas, ich weiß ja, daß mein Leben verpfuſcht iſt, aber ... Siehſt du, Thomas, warum ſoll ich das heute nicht ſagen: Wenn wir beide damals auf und davon gegangen wären, dann wäre wohl alles ganz anders gekommen ..."

„Du wollteſt ja nicht," erwiderte Thomas leiſe.

„Ach, Thomas, wenn du ...! — Die Hauptſchuld tragen natürlich meine Eltern ... Aber ich glaube, wenn du ... Wenn du ... Aber dein Widerſtand war ſo matt, ſo ..."

„Ich war ein dummer Junge ...!" ſagte Thomas. „Und ſchließlich: auch meine Erziehung ...!"

„Nein, Thomas, mißverſteh mich nicht ... Ich mach dir keinen Vorwurf. Du biſt eben auch, wie du biſt ... Und wenn du anders geweſen wärſt, wer weiß, ob ich dich damals lieb gewonnen hätte ... Als das junge Mädchen aus guter Familie ... Aber ſiehſt du, was dir damals fehlte, das alles ... Das hatte Magnus Schlaar. Und das erklärt viel."

Thomas war bei dem Namen zuſammengezuckt. Annemarie ſah ihn gedankenvoll an und fuhr dann fort:

„Mein Mann ... Woldemar war ein verbrauchter Lebemann, und ich ... Ich hab bei ihm nicht mehr kennen gelernt als den Ekel ... Ach, ich will nicht davon ſprechen! Es war ein ſchreckliches Zuſammenleben. Ich war zu ſtolz, ihm Vorwürfe zu machen ... Ich ſagte nichts .... Aber was ich innerlich durchgemacht habe ... Und meine Gedanken ... Und er ... Woldemar war im Grunde furchtbar weich ... Er hatte, namentlich, wenn er getrunken hatte, ſo eine widerliche

Zärtlichkeit und konnte von Wutausbrüchen auf einmal in tränenselige Rührung verfallen und stundenlang weinen und betteln. Und mit dem Trinken wurde es immer schlimmer ... Um mich zu verstehen, müßte man das alles mit angesehen haben ... Von diesem Schwächling, den ich verachtete, mußte ich mich brutalisieren lassen ... Ich fühlte mich so entwürdigt und beschmutzt und schämte mich, einem Menschen in die Augen zu sehen ... Und da kam Max ... Magnus Schlaar ins Haus."

Thomas biß sich auf die Unterlippe. Diese kosende Zusammenziehung des Namens Magnus tat ihm weh. Annemarie sah mit sinnenden Augen aufs Meer hinaus, wohl eine Minute lang; dann sprach sie langsam weiter:

„Wie soll ich dir erklären, wie alles gekommen ist? Ob ich ihn geliebt habe ...? Weiß man das denn selbst? Zuerst war er mir unsympathisch, dann unheimlich ... Ich hab Angst gehabt vor seinen Augen! Du hast ihn ja gekannt ... Er war ... Er war eben alles das, was Woldemar nicht war ... Ich sah tausend Fehler an ihm, aber ... Ich weiß nicht, ob man das Liebe nennt ... Ich bin eben anders als Berta Jakobi und alle die andern ... Und doch hab ich mich gewehrt, monatelang, bis endlich ... Woldemar war wieder einmal für einige Tage nach Riga gefahren ... Wir waren allein ... Und da, er hat mich nicht gefragt ... Er hat mich einfach genommen ... Und wie habe ich mich da noch gewehrt ...!"

Sie verstummte und klopfte leise und taktgemäß mit ihrer Stiefelsohle auf den Boden. Thomas hielt den

Kopf geſenkt, und ſein Atem ging hörbar durch die halbgeöffneten Lippen.

„Daß ich dir das alles erzählen kann . . .!“ ſagte ſie dann auf einmal mit einem ſonderbar ſchiefen Lächeln. „Sowas ſagt man ſonſt kaum einer Freundin. Und du biſt ein Mann . . .“

„Warum denn nicht?“ ſtieß er heiſer hervor und ärgerte ſich in demſelben Augenblick über dieſe törichte Antwort.

„Ja,“ ſagte ſie, „und dir kann man auch viel mehr ſagen als andern! Man fühlt das beim Sprechen . . . Man merkt gleich, ob der andre richtig zuhört und die Sachen ſo auffaßt, wie ſie geſagt ſind.“ — Wieder machte ſie eine Pauſe und begann dann eigentümlich plötzlich: „Alſo, ſo hat es zwiſchen ihm und mir angefangen. Und da . . . Da wußte ich auf einmal, was . . . Was ich bis dahin nicht gewußt hatte . . . Ich weiß nicht, ob man das Liebe nennt . . . Wenn ich allein war und an ihn dachte, dann ſah ich ja vieles an ihm, was . . . Aber wenn er dann bei mir war . . . Er hatte das Weib in mir erweckt und wußte es wach zu halten. — Ich fühlte wohl, daß das einmal ein Ende nehmen müßte, daß es ſich nicht ſo fortſteigern konnte ins endloſe . . . Aber ich ſah nichts, was darnach kommen konnte . . . Alſo war es doch wohl nicht Liebe . . . Denn . . . Ach, ich weiß nicht! — Und dann kam das Ende. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel . . . Woldemar — wir hatten nie bemerkt, daß er irgend etwas ahnte — bekam auf einmal beim Eſſen einen Wutanfall. Ohne jeden ſichtbaren Anlaß ſagte er uns unſre Beziehungen auf den Kopf zu, er ſchrie mir

Schimpfworte ins Geſicht ... Ich fühlte, wie ich bleich wurde, aber ich lächelte nur ... Ich wußte, daß ihn das noch wütender machen mußte, ich habe es nachher oft bereut, aber ... Ich konnte nicht anders ... Woldemar fuhr auf mich los und wollte mich ſchlagen ... Da ſprang Max dazwiſchen und ſtieß ihn zurück, daß er hinfiel; er raffte ſich auf und ſprang Max mit beiden Händen an die Kehle ... Ich ſaß und ſah, wie ſie rangen, und konnte mich nicht rühren ... Und dann fuhr ich auf, mit einem Schrei, den ich heute noch manchmal höre: Max ſchlug ihm auf einmal die Flaſche auf den Kopf, daß er zuſammenbrach ... Wir ſtanden beide erſtarrt und ſahen ihn an, wie er da wimmernd lag, den Kopf in einer Pfütze aus rotem Wein und Blut ... Und dann kamen die Dienſtboten hereingeſtürzt und die Knechte ... Max wurde gebunden ... Und mich ſahen alle ſo ſonderbar an ... Ich ſag dir ...!"

Sie brach ab. Ein langes, zitterndes Schweigen herrſchte zwiſchen ihnen, in dem die Natur auf einmal an Lauten reich wurde, die ſie vorher nicht vernommen hatten. Spitz erhob ſich das Plätſchern der Wellen, Krähen krächzten im Walde, Möven ſchrieen über dem Waſſer, und irgendwo im Holzwerk der Hütte klopfte die Totenuhr ...

Annemarie brach das Schweigen:

„Was nachher alles kam, weißt du ja aus den Zeitungen, aus ... Und was ich innerlich durchgemacht habe ...! Ich kann darüber nicht ſprechen ... Ich wußte nur, daß es aus war zwiſchen Magnus und mir ... Ich weiß nicht ... Wenn es Liebe geweſen

wäre, ſo hätte doch ... Aber es blieb nichts als Reue und Ekel ... Ich klagte mich an, ich haßte mich ſelbſt und haßte ihn ... Nicht einmal ein richtiges Mitleid für ihn brachte ich in mir auf ... Ich nahm es wie ein Schickſal, daß er verurteilt wurde ... Sieh mich nicht ſo an, Thomas, halt mich nicht für gefühllos und ſchlecht! Zwiſchen Magnus und mir hatte irgend etwas gefehlt ... Alles andre hatte ich ihm gegeben und ſtand jetzt wie ausgeleert ... Mehr hatte ich nicht für ihn ... Ich muß ganz aufrichtig ſein gegen dich, Thomas, ſonſt verſtehſt du mich nicht ... Als dann nach zwei Jahren die Nachricht von ſeinem Tode kam, aus Sibirien, da hab ich ... Ja, ich habe um ihn geweint, aber ... Es iſt mir wie eine Befreiung geweſen ... Zuerſt ... Denn ſiehſt du, er ... Schließlich wäre er doch zurückgekommen ... Und er, er hätte niemals von mir gelaſſen. Und ich ... Mir hätte vor ſeiner Liebe gegraut ... Das Bild Woldemars, wie er da am Boden lag, hätte immer zwiſchen uns geſtanden. Ganz abgeſehen von ... Vom andern ... Ach, Thomas, ich bin das Bild von jenem Tage an niemals los geworden. Ich habe ſeit dem Tage nicht mehr ohne Licht ſchlafen können ... Immer, immer ſah ich ihn im dunkeln; und als Magnus geſtorben war, iſt auch er gekommen."

„Du mußt das überwinden," ſagte Thomas und wunderte ſich, wie trocken und ſachlich ſeine Stimme klang. „Wäge ab, was dieſe beiden Männer dir gekoſtet haben ... Und was haſt du ihnen getan? Hätteſt du ihnen helfen können? Sie haben beide in keiner glücklichen Haut geſteckt ..."

Mit durſtigen Augen hatte Annemarie ſeinen Worten gelauſcht.

„Du biſt der erſte, Thomas, von dem ich keine Vorwürfe höre ... Siehſt du, was du da ſagſt, hab ich mir oft geſagt, aber ... Jawohl, ich habe Woldemar betrogen ... Aber hatte er mich nicht um mehr betrogen? Und Magnus ... Siehſt du, und wenn ich am hellen Tage in ſolchen Gedanken meine Rechnung mit ihnen machte. Ich habe mich nicht verloren geben können ... Ich bin mit meiner Reue fertig geworden ... Aber in der Nacht ... Seine Träume hat man nicht in der Gewalt ... Und wenn man dann auffährt ... Im Dunkeln ... Und dann ... Wenn das alles wäre ... Wenn ſeitdem ... Hätte ich ein nützliches, fleißiges Leben geführt ... Aber das andre war ja das ſchlimmſte ... Du weißt eben nicht alles, was ich in dieſen letzten Jahren durchgemacht habe ... Vielleicht würdeſt du dann anders ſprechen ...“

„Ich hab mancherlei Gerüchte gehört,“ ſagte Thomas unbeſonnen.

„Was haſt du gehört?“ fragte ſie haſtig.

„Ach Klatſch, dummes Zeug! Was kommt es darauf an!“

„Mir kommt es aber darauf an. Ich kann mir denken, was die guten Rigenſer mir alles nachgeſagt haben mögen. Nein, du ſollſt auch nicht ſchlechter von mir denken, als ich bin. Jawohl, ich war die Geliebte des jungen Fürſten Scherbatoff, ich war eine ausgehaltne Frau! Aber wie das gekommen iſt, das hat dir keiner geſagt. Wie meine Eltern es damals gemacht haben ...! Da haſt du fünftauſend Rubel, geh nach Rußland und ſuch dir eine Stelle! Was für eine Stelle hätte ich

mir denn ſuchen ſollen? Hatten ſie mich dazu erzogen, auf eignen Füßen zu ſtehen? Ich war in meinem Leben noch kaum allein auf die Straße gekommen. Meine Freundin in Moskau, von der ich geglaubt hatte, ſie würde mir zu einer Stelle verhelfen ... Ach, ich habe bald gemerkt, wie es mit der ſtand! Aber was ſollte ich machen? Es war der einzige Menſch in Moskau, den ich kannte. Und ich hoffte ja immer, bald eine Stelle zu finden ... Aber ſiehſt du, als Geſellſchafterin oder ſo ... Mein Prozeß war durch alle Zeitungen gegangen, und ... Ich lernte Maſchinenſchreiben, aber ... Gott, ich bin das Suchen bald müde geworden ... Und ich glaubte auch, fünftauſend Rubel wären Gott weiß wie viel Geld ... Und als ſie zu Ende waren, da ... Der junge Scherbatoff ... Unter allen Herren, die ich durch meine Freundin kennen lernte ... Er war der einzige ... Wie oft hat er mir geſagt: Gnädige Frau, Frau Stratzki iſt doch kein Umgang für Sie. Aber, was ſollte ich machen! Er ſaß immer ſo ſtill unter allen den luſtigen Leuten und ſah mich an ... Er ſprach nie von Liebe ... Ach, Thomas, ſiehſt du, er iſt der rückſichtsvollſte, zartfühlendſte, feinſte Menſch, den ich kenne."

„Und ſo haſt du ihn lieben lernen ..." flüſterte Thomas gepreßt. Annemarie lachte unwillkürlich auf, ſeufzte aber gleich wieder und ſagte mit einem Kopfſchütteln:

„Lieben! Den kleinen Sergué! Ach nein, zum lieben ... Er war bei aller ſeiner Güte und Feinheit doch ein klein bischen eine komiſche Figur ... Gern haben ... Ja, gern hab ich ihn heute noch ... Trotz

allem ... Und dem armen Kerl hat es ſicher ſehr weh getan, daß ich ſo ohne Abſchied auf und davon gegangen bin.“

Thomas ſaß mit geſenktem Kopfe, preßte ſeine Handballen gegen einander und atmete laut und ſchmerzlich. Sie warf einen ſchnellen Blick zu ihm hinüber.

„Ach ſo, jetzt verachteſt du mich wohl gründlich? Ja, ſo ſeid ihr Männer!“

„Nein, Annemarie. — Aber ... Daß ich ... Wer kann ſich in einen andern hineinverſetzen ...? Du wirſt viel durchgemacht haben, bevor es ſo weit gekommen iſt ...“

„Ich hab mir ſehr viel zum Vorwurf zu machen ... Aber das nicht, Thomas. Das iſt ſo gekommen ... Als mein Geld zu Ende war ... Meine Freundin hatte es ihm geſagt ... Da bot er mir an, mir auszuhelfen ... Was ſollte ich machen ...! Ich wußte nichts andres ... Und er verſtand es mir ſo zart und rückſichtsvoll anzubieten. — Es war zuerſt nur eine Kleinigkeit ... Und ich ſuchte nun wieder mit aller Macht nach einer Stelle ... Aber ich fand nichts ... Und ſiehſt du, er ... Er war mir immer bei der Hand und half mir ... Es war wohl ein Leichtſinn von mir ... Aber er machte es mir ſo leicht ... Und ſchließlich, ja, das bekenn ich offen, an ſchöne Kleider und ſo hatte ich mich ſchon gewöhnt, ſo lange ich ſelbſt noch Geld hatte ... Und da mußte ich bald dies, bald das bezahlen, und ... Ja, ſchließlich war meine Schuld bei ihm ſehr groß geworden ... Und wenn ich auch eine Stelle gefunden hätte, an Abzahlen hätt ich nie denken können ... Ach Thomas, es war ein

ſchwerer Tag, als ich mir das erſt einmal klar machte ... Und von da an fing meine Schuld mich zu drücken an ... Er war noch immer ſo ... Er hütete ſich jetzt noch mehr als früher, von Liebe zu ſprechen! Aber wenn er ſo ſaß und mich mit ſeinen traurigen Augen anſah ... Ich kam mir wie eine Betrügerin vor ... Und da ... Eines Tages, als wir allein zuſammen waren ... Meine Freundin hatte das ſo arrangiert ... Sie war eine Gelegenheitsmacherin aus Leidenſchaft und hatte ſchon immer ... Und als er wieder ſo traurig war und ... Schließlich ... Ich weiß nicht, wie das alles gekommen iſt ... Aber als er nun endlich doch ſprach ... Er weinte ... Ich hatte den Mut nicht, ich wäre mir wie eine Hochſtaplerin vorgekommen ... Ich habe Ja geſagt ... Und als es einmal geſchehen war, da war mir alles einerlei ... Ich hatte es aufgegeben ... Glücklich war ich nicht dabei ... Es war ... Ich wollte nicht mehr nachdenken ... Ich hab ... Immer Vergnügungen, ſchöne Kleider ...! Gott, ich geſteh es offen, das iſt immer eine Schwäche von mir geweſen ... Und jetzt gab es nichts andres mehr ... Das alles wurde ſo wichtig und ging in einer Haſt ... Ich habe nie ſo wenig getan ... Aber ich hatte nie Zeit ... Der halbe Tag verging mit Toilettemachen ... Zum Nachdenken kam ich nie ..."

Thomas fiel hier ein, und es klang ein Ton von Gehäſſigkeit in ſeiner Stimme:

„Ich muß dir ſagen, daß ich dieſen Fürſten Scherbatoff nach deiner Beſchreibung nicht ſo ſympathiſch finde wie du."

„Ach Thomas, du kennſt ihn nicht, und ich mag ja . . .“

„Da iſt mir ſchließlich ein Schlaar, der brutal auf ſein Ziel losgeht, lieber, als ſo ein ‚rückſichtsvoll zarter‘ Spekulant.“

„Spekulant?“

„Ja!“ rief Thomas hitzig. „Wie nennſt du das ſonſt? Die Art, wie er dich langſam gewonnen hat ... Hat er nicht die ganze Zeit darauf gewartet, daß er endlich für alle ſeine Uneigennützigkeiten belohnt werde?“

„Ach Thomas, er war eben ein Mann.“

„Du haſt keine gute Meinung von den Männern. Und du haſt wohl auch wenig Grund dazu, aber . . .!“

„Gott, er liebte mich eben!“ ſagte Annemarie, und dies Wort traf Thomaſen. Auf einmal ging ihm auf, daß in dieſer Heftigkeit ſeines Urteils über den jungen Scherbatoff die Eiferſucht deutlich mitklang. Er antwortete nicht und begann mit dem Nagel eine Linie entlang einer Faſer des Brettes zu ritzen, auf dem er ſaß. Annemarie ſtand plötzlich auf und ſtrich mit den Händen ihren Rock glatt.

„Ja, alſo ... Was hat es für einen Zweck, davon zu ſprechen? — Jetzt hab ich dir alles geſagt und hab keine Geheimniſſe mehr vor dir,“ ſagte ſie mit einem halben Lächeln, und ihre Stimme klang trocken, gleichſam hölzern. „Gehen wir!“

„Und . . .?“ fragte er heiſer, „und warum haſt du ihn verlaſſen?“ — Sie ſtreifte ihn mit einem erſtaunten Blick.

„Weil ich ... Weil ich mußte ... Ich konnte nicht mehr. — Iſt das ſo ſchwer zu verſtehen? — Ich

wollte nicht ... Sollte das das Ende ſein? — So etwas kann lange freſſen und bohren in einem ... Aber plötzlich iſt dann der Entſchluß da ... Ich bin noch nicht zu alt, einen andern Weg zu finden. Ich will ... Ach, ich weiß ja ſelbſt noch nicht, was ich will ... Aber jedenfalls ... Ein ganz andres Leben muß anfangen ... Auf ganz andrer Grundlage ... Wenn es noch ſo beſcheiden iſt ...! Aber ich will wieder jedem ruhig ins Geſicht ſehen können."

Er ſchwieg noch immer; ein beklommener Seufzer erlöſte ſich aus ſeiner Bruſt. Sie lächelte ſchief und ſagte wegwerfend:

„Ich ſeh ſchon, du erwarteſt nichts gutes von meinen Plänen. Aber wozu ...? — Das wird ſich ſchon zeigen!"

„Aber warum glaubſt du ...?" ſtammelte er.

„Ach lieber Gott, laſſen wir das! Wir haben lange genug geſchwatzt. Gehn wir!"

Er folgte ihr die quiekenden Stufen hinunter! Sie gingen denſelben Weg zurück, den ſie gekommen waren, entlang dem Meere, deſſen Wellen in langſamem Takte ans Ufer trieben. Vor ihnen her glitten ihre ſeltſam verkürzten Schatten, ſeiner gerade und ſteif, ihrer ſich leiſe wiegend. Thomas ſah Annemarien von der Seite an; ſie hielt den Blick aufs Meer gerichtet, mit einer gemachten Zerſtreutheit im Ausdruck, den Kopf hochmütig erhoben, als bereue ſie, daß ſie ihm ſo viel geſagt hatte. Er ſchlug die Augen nieder und verfolgte wieder das Gleiten ihrer Schatten. Ach, ſeine Gedanken und Gefühle glichen dem Bilde wenig, das ſie ſich davon machen mochte. Er fand, daß ihr Verhältnis zueinander

ſich umgekehrt hätte. Wo ſie bei ihm vielleicht phariſäiſche Verachtung vorausſetzte, hatte er ein ganz andres Gefühl; und als er ſuchte, wie er es nennen ſolle, fand er keinen andern Namen dafür als das grobe Wort: Neid. Wie ſie ſo ihr Leben erzählt hatte, war ihr Bild vor ihm gewachſen; er däuchte ſich daneben klein und ſchwach.

Wäre ich an ihrer Stelle geweſen, ſagte er zu ſich, wo wäre ich heute? Hätte ich ein Leben unter ſolchen Bedingungen nicht ſchon zehnmal von mir geworfen? Und in ihr iſt noch jeder Mut und jede Hoffnung lebendig. Was ſie von ihrem verpfuſchten Leben ſagte, iſt nur eine Redensart. Sie glaubt ſelbſt nicht daran. Sie hat den Glauben, der nicht zu ſchanden werden läßt, den ſtarken Glauben ans Leben. Sie gibt ſich nicht auf und wird ſich nicht aufgeben. Sie braucht ſich keinen Zweck ins Leben hineinzulügen. Oberflächlich werden ſolche Naturen von den neunmal Weiſen genannt! Als ob ſie die Quellen alles Wachſens nicht tiefer ſtrömen fühlten, als andre; als ob das chaotiſche Lied vom Sinn des Lebens in ihren Tagen nicht reiner rauſchte als in den einſeitigen Überſetzungsverſuchen der Denker; als ob ſie nicht feſter mit den Urſprüngen verwachſen wären und in ihrem Leben das Ebenbild der großen Mutter elementarer zu geſtalten wüßten als die Künſtler in ihren Werken! —

Warum denk ich ſo? fragte ſich Thomas dann. — Sie hat mir das ja gar nicht geſagt, ſie hat mir von keinen großen Hoffnungen geſprochen. Es klingt nur zwiſchen ihren Worten mit, daß ſie noch ein Glück erwartet. Und doch wirkt dieſer Unterton ſo ſtark, daß

er alles andre verſchlingt. Wie tapfer und ſtolz ſie da neben mir geht! Wie arm und müde ich gegen ſie bin mit meinem paſſivem Willen zum Leben!

Dann aber ſchlug er ſich im Geiſte vor die Bruſt und fragte ſich noch einmal: Warum denke ich ſo? — Was heißt das: Sie hat mehr durchgemacht als ich? Wir ſind eben verſchieden. Wer kann da urteilen, und was beſagen die äußern Ereigniſſe? Kann nicht auf einen Menſchen ein flüchtiges Wort, eine kleine Gebärde tiefer wirken, als auf einen andern das ſchrecklichſte Unglück, von dem in der ganzen Welt ein Geſchrei wird? — Wäre eine andre gekommen und hätte mir das gleiche Schickſal erzählt, — was wäre dann geweſen? Ich hätte keine Sympathie für ſie gehabt, ich hätte kühl und unfreundlich abgeurteilt, vielleicht hätte ich auch alles verſtanden und verziehen, aber ich hätte ruhig die Achſeln gezuckt und gefragt: Was weiter?

Thomaſens Gedanken hängten ſich an das Wort vom Verſtehen und Verzeihen. Er verſtand Annemarien und ihre Schickſale; aber verzieh er ihnen auch? Die drei Männer, die ihr Leben geſtaltet hatten, gingen durch ſeine Gedanken; er ſah ſie vor ſich, mit dumpfem, knirſchendem Groll. Seine Phantaſie malte ſich peinigende Bilder zu dem, was Annemarie erzählt hatte. — Ja, das war Eiferſucht und nichts andres! Und daneben glomm heimlich eine quälende Glut: die Eiferſucht nährte ein haſtendes Begehren, ſein Blut fieberte nach ihr, ſchwüler als damals, wo ſie ſich ihm als reines Mädchen dargeboten hatte und er mit aller Gewalt hatte an ſich halten müſſen, um ihr Vertrauen nicht zu mißbrauchen.

So ſah Thomas mit ſtaunenden Augen eine wilde Brandung gehen, wo geſtern noch die glatte See gelegen hatte, in der er ſein ruhiges Geſicht hatte ſpiegeln können, dies Geſicht, in dem etwas von dem hochmütigen Egoismus aller Einſiedler geweſen war.

„Alſo . . .“ ſagte Annemarie plötzlich, „dann will ich heute nachmittag in die Stadt fahren und mit Papa ſprechen!“

„Du willſt fort?“ rief Thomas überraſcht.

„Ja, natürlich. Das Aufſchieben hilft ja nichts . . . Einmal muß es doch ſein, und da . . .“

„Du willſt . . .?“

„Ja, er muß mir noch einmal helfen.“

„Und dann . . . Dann willſt du nach Deutſchland?“

„Ja! — Ich werd ſchon etwas finden!“

„Aber glaubſt du, dein Vater . . .?“

Sie ſeufzte tief auf.

„Sehr, ſehr ſchwer wird es ſein. Ich kenn ihn ja . . .“

Sie gingen eine Weile ſchweigend, dann begann Thomas ſo plötzlich zu ſprechen, daß ſie erſtaunt aufblickte.

„Annemarie . . . Wäre es dir . . .? Soll ich nicht mit dir zu deinem Vater?“

„Du . . .?“ fragte ſie nachdenklich.

„Ja, ich meine . . . Vielleicht iſt es dir doch eine Hilfe . . . Für mich ſelbſt wäre ich wohl ein ſchlechter Anwalt. Aber wo es um dich geht . . .!“

Sie ſeufzte wieder.

„Aber es kann dir doch auch nicht angenehm ſein . . . Haſt du denn überhaupt noch ſoviel Intereſſe für mich?“

„Annemarie!“ bat er vorwurfsvoll.

Sie blieb ſtehen und reichte ihm die Hand.

„Ich dank dir, Thomas! Ja, wenn du mitwillſt . . .! Es wäre mir ein großer Dienſt!“

„Aber,“ ſagte Thomas, und es flog ein ſchüchternes Lächeln über ſein Geſicht, „heut noch nicht! Bleib ein paar Tage und ruh dich aus! Das läuft uns ja nicht fort.“

„N—Nein,“ erwiderte Annemarie zögernd; und dann fuhr ſie fort, mit einem wehmütigen Glanz in den Augen, aber doch erleichtert: „Alſo noch eine kurze Galgenfriſt . . .! Stecken wir den Kopf in den Sand wie der Vogel Strauß! Nehmen wir ein paar Tage Urlaub vom Schickſal!“

Es regnete in Strömen. Thomas ging fröſtelnd in der Veranda auf und nieder: der Mai zeigte heute ein ganz verwandeltes Geſicht und war auf einmal kalt und verdrießlich geworden. In den tiefen Gleiſen der Straße ſtand bräunliches Waſſer, aus dem die Regentropfen kleine Säulen aufſpringen ließen, plötzlich und unregelmäßig wie die Hämmerchen in einem Klavier. Die Bäume troffen, Blätter und Nadeln rührten ſich nur unter dem Anprall des Regens; das Meer aber rauſchte; und horchte man genauer darauf, ſo vernahm das Ohr einen einförmigen Takt, hörte Welle auf Welle die Stimme heben und wieder verſtummen, bevor die nächſte das Wort nahm. Es glich dem Atmen der Ewigkeit, ſo ruhig und gleichgiltig klang es, ſo blind und ſo taub. Selbſt wenn ein ſtärkerer Schauer auf dem Pappdach der Veranda ſeine Wirbel ſchlug, vermochte er dieſen Sang nicht zu verſchlingen.

Thomaſen trieb es unabläſſig umher. Die Stimmung dieſes Tages lag auf ſeiner Bruſt und ließ ihn keine Ruhe finden.

Aus der Glastür zum Wohnzimmer kam Auguſt in Galoſchen und legte ſeinen Gummimantel, den Zylinder und den Regenſchirm auf einen Stuhl.

„Schon geſtiefelt und geſpornt?“ fragte Thomas.

„Ja, es wird Zeit. Ich geh gern etwas früher auf die Station und trink noch einen Schnaps bei Ohſoling. Sicher iſt ſicher! Wenn ich den Zug verſäume, ſitz ich ſchön da mit meinem Talent, und das ausverkaufte Haus kann ſeinem Kean nachflöten.“

„Es iſt eben erſt fünf.“

„Ja, nu, dreiviertel sechs geht der Zug. Und eine Viertelstunde brauch ich zur Station . . .“

„Ach, keine zehn Minuten!“

„Na ja, ich geh ja auch noch nicht. — Und wie ists mit euch? Noch immer nicht anders besonnen? Es wäre grade noch Zeit; kommt doch mit!“

„Ach, August, du weißt doch . . .“

„Wegen Annemarien . . .? Die hat nämlich sicher brennende Lust.“

„Aber . . .“

„Ich verschaff euch einen Platz hinten in der Direktionsloge. Da sieht euch kein Kuckuck. Wo steckt sie denn?“

„In ihrem Zimmer. Ein bischen Toilette machen, glaub ich.“

„Das tut sie gern,“ sagte August und ging schnell ins Wohnzimmer.

„Ich will doch noch mal . . .“

„Laß es!“ rief Thomas und folgte ihm. Aber August klopfte schon an Annemariens Tür.

„Ja?“ rief sie heraus. „Wer ist da?“

„Ich! — Kannst du nicht mal nen Momang zum Vorschein kommen?“

„Gleich! Ich muß mir nur schnell die Bluse zuhaken.“

„Rückenschluß?“ rief August. „Dann helf ich dir!“

Annemarie lachte auf.

„Danke sehr! Es geht auch so.“

„Ich bin nämlich eine ausgezeichnete Kammerjungfer. Prima Referenzen zu Diensten. Gute Behandlung Bedingung, Gehalt Nebensache.“

„Mir zu billig!“ lachte Annemarie. „Ich komm gleich!“

„Aber wirklich gleich, ich muß nämlich fort,“ ſagte Auguſt und entfernte ſich von der Tür, um Thomaſen halblaut zu fragen:

„Sag mal, wie wirds denn nun mit ihr?“

„Was?“

„Ich meine, was ſie eigentlich vorhat? Jetzt iſt ſie vier Tage da . . .“

„Ja, lieber Auguſt, warum fragſt du mich? Ihr habt ja erſt heute ſo einen großen Spaziergang gemacht . . .“

„Eiferſüchtig?“ fragte Auguſt und machte ein ungeheuer ſchlaues Geſicht dazu.

„Schaf!“ entgegnete Thomas trocken.

„Es iſt nämlich kein Grund vorhanden, kann ich dir verraten. Sie hat die ganze Zeit blos von dir geſprochen. Weiß Gott, wonach ſie mich alles gefragt hat, nach Roſe Karrar und ſo weiter . . . Und dann hat ſie mich noch gefragt, ob ich nicht meinte, daß ſie zum Theater gehen könnte. Ich will ſie in den nächſten Tagen mal prüfen. Wenn ſie ein bischen Talent hat . . . So eine Schülerin wäre ja nicht von Pappe.“

„Blödſinn!“ ſagte Thomas geärgert.

„Aha, du möchteſt lieber ein Malweib aus ihr machen, teurer Meiſter? Ja, wir Künſtler ſind ein verworfnes Pack!“

„Red doch keinen Quatſch, Auguſt!“

„Nicht? — Na alſo, denn nicht! Aber jetzt ernſt und weiſe: Nimm dich vor der in Acht und bleib nicht hängen! Ich kenn die Sorte, was nicht beſagen will, daß ich die andern nicht kenne. Aber die Sorte iſt ziemlich gefährlich. Periculum in Moiree, wie unſer

guter Volker zu ſagen pflegte. Weißt du, ich hab mal eine kleine Kollegin beim Theater gehabt ... Talent nicht die Spur, aber ...“ Auguſt brach ab, denn man hörte, wie Annemarie die Tür aufſchloß.

„Ah, ſo ſchön!“ rief Auguſt mit einem bewundernden Blick auf ihre weiße Bluſe, durch deren Stoff Hals und Arme leicht hervorſchimmerten.

„Wie ſoll man bei dem Wetter die Zeit totſchlagen? Man zieht ſich eben um,“ ſagte ſie lächelnd und ordnete mit den Händen noch flüchtig an ihrem Haar.

„Schöne Frau, ich wollte nämlich fragen, ob ihr nicht doch in den Kean wollt? Ich verſchaff euch Rückplätze in der Direktionsloge. Da biſt du unſichtbar für die guten Rigauer.“

„Ich möchte ſchon gern,“ rief ſie lebhaft, warf dann aber einen ſchnellen Blick zu Thomaſen hinüber: „Aber ich weiß nicht ...“

„Es hängt nur von dir ab,“ ſagte Thomas haſtig.

„Ja, dann könnten wir ja ... Ich würde dich natürlich furchtbar gern ſpielen ſehen ...“

„Abgemacht! — Aber dann iſts höchſte Zeit. Hut auf! Mantel an!“

„Was? Schon?“

„Naturellement. Um dreiviertel geht der Zug.“

„Und jetzt iſts ...?“

„Zehn Minuten vor halb. Höchſte Eiſenbahn!“

„Ach nein, dann ... So ſchnell kann ich mich unmöglich umziehen.“

„Schon wieder? Wozu denn? Du biſt ja ſo ſo wahnſinnig ſchön.“

„So kann ich doch nicht ins Theater.“

„Aber ... Und außerdem ſieht dich auf dem Platz ja niemand.“

„Das geht aber doch nicht.“

„A!“ machte Auguſt wegwerfend, „in dieſem heiligen Lande, wo ein ſeidner Unterrock für ein unanſtändiges Möbel gilt ...!“

„Ach, nicht deswegen ... Aber ... Nein, da könnten wir vielleicht lieber, wenn du den Fauſt ſpielſt ...“

„In dubio wäre mir der Fauſt auch lieber,“ miſchte ſich Thomas hinein.

„Na alſo!“ ſagte Auguſt. „Denn nich! Man kann niemand zu ſeinem Glück zwingen. Die Menſchen wiſſen ja gar nicht, was ihnen gut iſt. — Aber ich muß jetzt machen ... Hats da nicht ſchon gepfiffen?“

„Keine Spur! Das war ein Hahn, der krähte. Du haſt noch reichlich Zeit.“

„Morgen aber beſtimmt! Ich beſorg euch Plätze!“ ſagte Auguſt und ſchlüpfte haſtig in ſeinen Regenmantel. — Annemarie warf Thomaſen wieder einen fragenden Blick zu. Der nickte:

„Ja, morgen.“

„Alſo, dann adieu! Und ich komme heute mit dem Elfuhrzug wieder heraus. Ich mag nicht mit der Provinzkollegenblaſe herumſaufen und mich feiern laſſen. Holt mich doch von der Station ab, wenn ihr ſolange aufbleibt. Ich erzähl euch dann, wies war. Jetzt muß ich aber laufen!“

„Viel Glück!“ rief Annemarie ihm nach.

„Das darf man ja nicht,“ entgegnete Auguſt lachend, während er die Zauntür öffnete.

„Alſo Hals- und Beinbruch!“ ſchrie Thomas.

„Ja, wenn ich nicht vorher ersaufe!“ August balanzierte vorsichtig über die Wassertümpel der Straße zum Bretterstege hinüber, schwenkte, als er ihn erreicht hatte, den Zylinder noch einmal vorsichtig unter dem Regenschirm und machte sich dann schnell davon.

Als die beiden allein geblieben waren, kam eine leichte unbewußte Verlegenheit über sie; ein drückendes Schweigen herrschte. Annemarie wollte es brechen und sagte:

„Ich dank dir schön, Thomas.“

„Wofür?“ fragte er verwundert.

„Daß du morgen mit mir ins Theater willst. Du selbst hast doch sicher keine Lust.“

„Ach so!“

Und wieder sahen sie stumm in den Regen hinaus. — Annemarie schauerte auf einmal zusammen:

„Ist das eine Kälte! Und das nennt sich Mai!“

„Du bist so dünn angezogen,“ entgegnete Thomas. „Gehn wir lieber hinein!“

Aber im Wohnzimmer war es beinahe noch kälter. Thomas rief Lenen und ließ den Ofen heizen. — Annemarie stand derweil am Fenster und schaute in das verdrossene Wetter hinaus, während Thomas zusah, wie das Dienstmädchen im Ofenloch einen lockern Haufen aus Spähnen errichtete und in Brand setzte. — Als die Flammen dann hungrig an den Birkenscheiten emporzüngelten und die weiße Rinde sich knisternd rollte, stand Lene auf und fragte ganz beiläufig:

„Kommt Jungherr August heite wieder heraußer?“

„Ja, mit dem letzten Zug. Sie müssen ein bischen Abendbrot zurecht stellen.“

„Scheen!“ ſagte Lene und verließ mit einem feindſeligen Blick auf Annemariens Rücken das Zimmer.

Thomas pfiff tonlos vor ſich hin und verſenkte die Hände in ſeine Jackett-Taſchen. Dann ging er auf einmal ſchräg durch das ganze Zimmer und riß ein paar Blätter von dem Abreißkalender, der dort an der Wand hing und noch den Tag von Annemariens Ankunft anzeigte. Sie drehte ſich um, um zu ſehen, was er täte, und blieb mit dem Rücken gegen das Fenſter ſtehen, für Thomaſens Augen eine dunkle Silhouette; nur über ihr Haar fiel ſelbſt das Licht dieſes Tages blaßgoldig und wob einen Schimmer um ihren Kopf. Auch ihre Augen ſahen mit einem gleichſam von innen kommenden leiſen Glanz aus dem ſchattenverwiſchten Geſicht. — Thomas vertiefte ſich in dieſes maleriſche Problem, ohne jedoch dabei zu ſein, mit einem unruhigen Leeregefühl in der Bruſt, das ſeine Ausläufer bis in den Hals ſchickte.

„Wie gemütlich der Ofen praſſelt!“ ſagte ſie und ging hinüber und ließ ihre Handflächen von der Glut beſtrahlen. Thomas rollte einen Lehnſtuhl an den Ofen:

„Setz dich und wärm dich! Ja, ſo ein altmodiſcher, heimatlicher Kachelofen . . .! Wie ich den wieder begrüßt habe nach den langen Jahren in Deutſchland, wo ſie ſtatt Holz ſchmutzige, dunſtende Kohlen brennen . . .!“

Annemarie ſetzte ſich und hielt jetzt ihre Sohlen gegen die durchbrochne innere Ofentür. Thomas holte ſich einen kleinen Stuhl und ſetzte ſich ſo neben ſie, daß er ſie im verlornen Profil ſah, während ſie den Kopf nach ihm umwenden mußte, wenn ſie ihn ſehen wollte.

„Das iſt doch noch ein lebendiges Feuer!“ ſagte er und verfolgte mit den Augen das Spiel der roten Reflexe auf Annemariens Geſicht, ihren Haaren und dem durchſichtigen Seidenweiß der Bluſe. Sie hatte die Hände im Nacken verſchränkt und ſaß ruhig wie eine Statue. Thomas hielt unwillkürlich den Atem an. Eine eigne, heimliche und doch geſpannte Stimmung wob durch das Zimmer, zu deſſen Fenſtern bläulich die Dämmerung hereinzulugen begann.

„Schummerſtunde, Thomas!“ ſagte Annemarie leiſe und mit einem weichen, faſt ſchüchternen Lächeln.

Die Tür öffnete ſich ſo plötzlich, daß die beiden zuſammenfuhren. Ein greller Lichtſchein fiel ins Zimmer und breitete ſich raſch aus, als Lene nun mit der brennenden Lampe erſchien.

„Schon die Lampe?“ ſagte Annemarie bedauernd.

„Is heller ſo!“ Lene ſtellte die Lampe mit einem energiſchen Knall auf den Tiſch und verließ das Zimmer wieder, ſelbſt vom Rücken aus wie ein wandelnder Proteſt anzuſchauen.

„Ja, nun iſt die Schummerſtunde aus!“ lachte Annemarie halb beluſtigt, halb verlegen auf, mit einem ſchnell wieder abirrenden Blick in Thomaſens Augen. Der wollte ſagen, man könne die Lampe ja wieder ausblaſen, aber ein unbeſtimmtes Gefühl band ſeine Zunge. „Es iſt vielleicht auch beſſer,“ ſeufzte Annemarie leiſe und richtete ſich auf und legte ihre Hände in den Schoß, „man ſoll nicht träumen. Es führt zu nichts!“

Thomas zündete ſich eine Zigarette an und blies den Rauch langſam gegen die Ofentür; in einer Wolke ſchwankte der einen Augenblick gleichſam unſchlüſſig da-

vor hin und her, um dann in ſchmalen Strähnen durch die Löcher eingeſogen zu werden.

„Gieb mir auch eine!“ bat Annemarie, deren Augen noch immer in die Glut ſtarrten.

„Du rauchſt?“

„Eigentlich leidenſchaftlich,“ erwiderte ſie. „Ich tu es möglichſt ſelten und möchte es mir immer abgewöhnen. Aber manchmal kann ichs nicht laſſen. Es beruhigt die Nerven ſo wundervoll.“ — Sie ſog den Rauch hungrig ein.

Thomas ſaß vorgebeugt, die Ellenbogen auf den Knieen, und vertiefte ſich in ihre Hand mit der Zigarette, aus deren Mundſtück weißlicher Rauch floß, während ſich vom brennenden Ende eine zierliche, blaue Dampfſäule emporkräuſelte.

Annemarie rauchte ſchweigend, in haſtigen Zügen; dann beugte ſie ſich vor, um den Stummel durch ein Loch der Tür in den Ofen zu werfen. — Es gelang ihr nicht, das Mundſtück fiel auf den blechernen Vorſatz. Thomas bückte ſich gleichzeitig mit ihr, ihre Hände berührten ſich, und zugleich fühlte er ihre Haare ſeine Schläfe ſtreifen. Als ſie ſich aufrichteten, war ſie rot geworden, und er vermied ihren Blick. Da klopfte es draußen hart an die Glastür:

„Na?“ ſagte Thomas verwundert und rief: „Herein!“

Sie hörten, wie draußen einer ſeine Galoſchen auszog; ein Regenſchirm wurde mit klopfendem Geräuſch an die Holzwand geſtellt. — Thomas ſtand auf, ging an die Tür und öffnete ſie.

„Onkel Albert!“ ſtotterte er. Annemarie ſprang auf.

„Papa . . .!“ ſagte ſie leiſe.

„O bitte . . .!“ wehrte der Staatsrat Kerkhoven eiſig ab und ſah ſich im Zimmer um, während er ſeine Handſchuhe langſam auszog.

„Ihr ſcheint es euch ja recht gemütlich eingerichtet zu haben?“ fragte er dann höhniſch und doch mit dem ſtereotypen Verbindlichkeitslächeln eines alten Diplomaten, während er die weißen Bartkoteletten durch die Hände gleiten ließ.

„Woher weißt du denn . . .?“

„Beſter Thomas, man bekommt Gott ſei Dank ſeine Nachrichten und iſt überhaupt über ſo manches beſſer orientiert, als gewiſſen Leuten angenehm ſein dürfte.“ Der Staatsrat ſah Annemarien mit einem unangenehmen Blick von der Seite an und hüſtelte leiſe, nicht ohne die Fingerſpitzen manierlich vor den Mund zu halten.

„Worüber biſt du orientiert?“

„Über die Abenteuer der Baronin Bökh in den letzten Jahren.“

„Ach ſo; ja natürlich! Offiziell exiſtiere ich nicht mehr für euch; aber um das Klatſchbedürfnis der lieben Familie zu befriedigen, bin ich immer noch gut genug.“

„Schweig!“ rief der Staatsrat und richtete ſich hoch auf. „Wer iſt dran ſchuld, daß ſolcher Schmutz in den reinen Frieden meines Hauſes dringen darf! Wer iſt dran ſchuld, daß ich vor der Zeit ein alter Mann geworden bin? Du ganz allein! Und du wagſt es . . .?“

„Ich weiß, daß du darunter gelitten haſt! Und es gäbe ja auch keine Gerechtigkeit mehr . . .! Womit einer ſündigt, damit wird er geſtraft.“

„Natürlich! Das dachte ich mir doch! Ich bin ja

an allem ſchuld! Selbſtverſtändlich! Wenn meine Haare heute weiß ſind, haben die Sorgen um dich ſie gebleicht! Aber du machſt mir Vorwürfe!"

„Sorgen um mich! Was aus mir wurde, war dir immer gleich; nur vor dem Skandal haſt du dich gefürchtet."

Der Staatsrat hatte ſichtlich nicht erwartet, daß ſie zum Angriff übergehen würde. Er ſah ſie mit böſen Augen an, aber ſein Blick war unſicher, und ſeine Hände erhoben ſich unwillkürlich und ordneten taſtend an der weißen Kravatte. Dann auf einmal ſagte er, zitternd vor Zorn:

„Ich werde mich nicht mit dir zanken. Kommen wir zur Sache!"

„Schön! Alſo, was willſt du hier?"

„Das fragſt du? Haſt du dich nicht ſchriftlich verpflichtet, unſre Provinzen nicht mehr zu betreten?"

„Ja."

„Wie kommſt du alſo hierher?"

„Ich werde meine Gründe gehabt haben."

„Ich werde dich zwingen, unſern Kontrakt einzuhalten."

„Ja, verklag mich doch!"

„Das hab ich nicht nötig. — Ich habe, Gott ſei Dank, meine Beziehungen; und mein Einfluß reicht weit genug, um das durchzuſetzen, was ich durchſetzen will. — Merk du dir das auch, Thomas!"

Thomas, der zum Fenſter hinausgeſehen hatte, wendete den Kopf.

„Ich?" fragte er erſtaunt.

„Ja, ihr beide!"

„Da bin ich doch geſpannt," ſagte Thomas ein bischen ſpöttiſch und wendete ſich wieder zum Fenſter. Trübſelig rieſelte draußen der Regen und fiel gleich einem zerfetzten Schleier vom Rande des Binſendaches in die Rinne, die ſeine Vorgänger ſeit vielen Jahren in den Sandboden geſchlagen hatten. Thomas trommelte kaum hörbar an die Scheiben und horchte dabei aufmerkſam auf das Geſpräch hinter ſeinem Rücken.

„Ich werde dieſen Skandal nicht dulden, verlaßt euch drauf," rief der Hofrat hitzig. „Jetzt weiß, Gott ſei Dank, noch kein Menſch davon. Aber in vierzehn Tagen iſt ganz Riga hier am Strande ... Und ihr glaubt wirklich, daß ich ...? Zaun an Zaun mit meinem Höfchen? — Das glaubt nur ja nicht!"

„Ja, was glaubſt du denn eigentlich?"

„Lächerlich! Ich möchte wirklich wiſſen, wem ihr einreden wollt ...?"

„Du, mit deiner reinen Phantaſie, kannſt dir natürlich nicht vorſtellen, daß zwei Menſchen unter einem Dache leben können, ohne ..."

„Bitte, mißverſteh mich nicht ... Es iſt mir ganz egal, was hier vorgeht. Du weißt, daß ich dich nicht mehr als meine Tochter betrachte. Tu, was du willſt!"

„Als was du mich betrachteſt, iſt ſehr gleichgiltig. Leider nur laſſen ſich Tatſachen nicht aus der Welt ſchaffen."

„Eine Frau, die wegen Gattenmord in Unterſuchung war, iſt meine Tochter nicht mehr."

Thomas drehte ſich um und rief:

„Erſtens war Annemarie nicht wegen Gattenmord

in Unterſuchung, und zweitens iſt ſie ja freigeſprochen worden.“

„Ich bin heute achtundſechzig und habe noch nie mit dem Gericht zu tun gehabt, weder als Kläger, noch als Angeklagter, noch als Zeuge!“

„Eine koloſſale Leiſtung!“ lachte Thomas grimmig auf. „Das iſt gerade bei einem Arzte doch wirklich nicht mehr als Zufall.“

„Zufall? — Nein, ich habe mein Leben lang das Beſtreben gehabt, es nur mit anſtändigen Menſchen zu tun zu haben.“

„Und warum war ich in Unterſuchung?“ fragte Annemarie. „Wie oft bin ich zu euch gekommen und habe geſprochen und gebeten . . .! Auf den Knieen hab ich euch gebeten . . .! Ich wollte mich ſcheiden laſſen; wie oft! Und ihr . . .?“

„Eine Scheidung iſt eine ſehr ernſte Sache. Damit ſpielt man nicht!“

„Ich hätte mich alſo bis an mein Ende von dieſem Trinker prügeln laſſen ſollen, weil er nun einmal mein Mann war?“

„So ſchlimm wirds auch nicht geweſen ſein. Woldemar war doch immerhin ein Edelmann . . . Du tuſt ja, als wäre er ein Stallknecht geweſen.“

„Einem Stallknecht hätt ich das vielleicht eher verziehen.“

„Allerdings . . . Für das Dienſtperſonal deines Mannes haſt du ja immer ein Penchant gehabt.“

„Onkel Albert!“ fuhr Thomas auf, „mäßige dich, bitte!“

„Laß ihn nur!“ ſagte Annemarie, „ich habe ſchon mehr heruntergeſchluckt.“

„Oder gehört ein Verwalter nicht zum Dienſtperſonal?“ fragte der Staatsrat höhniſch.

„Täuſch dich nicht!“ ſagte Annemarie kalt. „Auch daran warſt du ſchuld.“

„Ja, natürlich. Das iſt ja ſehr leicht ... Auch, was du jetzt in dieſen letzten fünf Jahren getrieben haſt ... Alles meine Schuld, nicht wahr?“

„Ja.“

„Das hab ich mir gedacht! Selbſtverſtändlich! Eigentlich bin ich es, der den Namen Kerkhoven in den Schmutz gezogen hat.“

„Ja. — Ich wollte in die Welt hinaus und mir mein Brot verdienen ...“

„Du warſt für den Anfang reichlich mit Mitteln verſehen ... Und das müſſen viele Frauen ...“

„Hatteſt du mich dazu erzogen?“

„Nein, das iſt in unſern Kreiſen nicht üblich. Und daß du in dieſe Situation kamſt, iſt doch nicht meine Schuld.“

„Dann ſag mir doch, wer mich dazu gezwungen hat, Woldemar zu heiraten?“

„Gezwungen?“

„Oder wie nennt ihr das ſonſt? Ja, ich hab ſchließlich eingewilligt, nachdem ihr mich wochenlang mit Gründen und weiſen Reden bombardiert hattet. Ich hab euch geglaubt. Ich war damals ja noch ſo dumm. Dank deiner Erziehung!“

„So? Alſo meine ſchlechte Erziehung war ſchuld? Komiſch, daß ſie nur dir ſo ſchlecht bekommen iſt; meine drei Söhne ...“

„Die ...!“ ſagte Annemarie verächtlich.

„Ja, du haſt Grund, dich über Männer aufzuhalten, die alle in Amt und Würden ſind und ihren Beruf erfüllen!“

„Was war denn deine ganze Erziehung? Äußerliche Dreſſur nach den borniertesten Prinzipien! Nur keine Selbſtändigkeit aufkommen laſſen! Einen möglichſt dumm erhalten, um ihn nachher leichter verkaufen zu können!“

„Jetzt hörſt du auf!“ ſchrie der Staatsrat. „Alles hat ſeine Grenzen! Verkaufen? Weiſe mir doch die Vorteile nach, die ich von deiner Verbindung mit Woldemar gehabt habe!“

Annemarie wendete ſich auf einmal haſtig um und ſah ihrem Vater voll ins Geſicht:

„O,“ ſagte ſie zitternd, „ich wünſch dir, daß es dir nie bewußt wird, was du an mir getan haſt! Du könnteſt ja keine ruhige Nacht mehr haben!“

„Mach dir um mich nur keine Sorgen! Ich hab ein ſehr gutes Gewiſſen.“

„Vielleicht erkennſt du es in deiner Todesſtunde. Da ſollen die Menſchen ja hellſichtig werden.“

„Laß doch die Theaterredensarten! — Mir machſt du Vorwürfe? — Mach ſie lieber dem da!“ — Der Staatsrat deutete mit dem Zeigefinger auf Thomaſen. — Der hörte, daß er gemeint war und drehte ſich um:

„Ich?“

„Ja, du! Meine Tochter hatte in ihrem Elternhauſe immer nur das beſte Beiſpiel vor Augen gehabt . . .“

„Ja, und . . .?“

„Wer hat ihr die ſchlechten Gedanken in den Kopf

geſetzt? Du, mein lieber Thomas, biſt ja überhaupt nicht erzogen worden ... Und was du aus ungeſunden Romanen zuſammengeleſen hatteſt ..."

„Sag mal, was ſoll dieſes unſinnige Gerede?" fragte Thomas. „Was willſt du damit eigentlich ſagen?"

„Wenn du ihr keine romantiſchen Liebesgeſchichten in den Kopf geſetzt hätteſt ...!"

„Was ſoll das heißen?" rief Annemarie und ſtarrte ihren Vater mit aufgeriſſenen Augen an. Ihre Lippen blieben halb geöffnet, und ihre Bruſt arbeitete heftig.

„Jetzt ſprich, bitte!" ſagte Thomas ſehr erregt zum Staatsrat.

„Ich werde mich wahrhaftig nicht genieren!" erwiderte der ſcharf. „Du weißt es ja ſelbſt ganz genau. — Hätte ſich ein junges Mädchen mit der Erziehung ſonſt ſo weit vergeſſen, eine Liebelei mit einem grünen Jungen anzufangen, wie du einer warſt?"

„Das haſt du gewußt!" rief Thomas.

„Und haſt nie ein Wort davon geſagt!" flüſterte Annemarie.

„Was hätten Reden geholfen! Ich habe gehandelt."

„Und mich an Woldemar Bökh verheiratet!"

„Das ſchreib dir ſelber zu! Woldemar hatte ſchwere Charakterfehler, gewiß! Die ganze Sache iſt vielleicht etwas übereilt zuſtande gekommen. Aber was ſollte ich ſonſt tun? Dieſer Ausweg bot ſich gerade ... Und die Folgen ſind dein Werk. Schreib es dir ſelbſt zu und Thomas! Ich waſche meine Hände in Unſchuld."

Ein Schweigen folgte darauf, während deſſen nur Annemariens haſtiger Atem hörbar war. Thomas ſetzte

ein paar mal vergeblich zum Sprechen an, mit zornig geballten Fäuſten ... Dann aber ſagte er mit einer wegwerfenden Gebärde und hölzernem Auflachen:

„Nein, werden wir nicht pathetiſch! — Ja, ja, ja, ich glaub dir ſchon. Du haſt es natürlich gut gemeint. Ihr meint es ja immer gut. Dankt euerm Herrgott, daß er euch mit einem Brett vorm Kopf zur Welt kommen ließ, ihr guten Bürger!“

„Bitte ſehr, ich ſehe in unſerm guten Bürgerſtand ...“

„Die einzige Hoffnung für die Zukunft der Menſchheit ſiehſt du darin, ich weiß ſchon! — Ja, natürlich, für dich mußte dieſe junge Liebe Sünde ſein! Was wißt ihr auch von Reinheit!“

„Du biſt wohl verrückt?“ unterbrach ihn der Staatsrat grob. „Wo findet man heutzutage noch Reinheit ...?“

„... als bei euch, nicht wahr? Ja, aller Schmutz hat ſich in eure Gedanken geflüchtet! Ihr ſeid ſo rein, daß ... Ich weiß ja, wie ihr in euern guten Bürgerhäuſern die Köpfe zuſammenſteckt und mit wollüſtigem Grauſen über alles tuſchelt und klatſcht, was nicht euern Stempel trägt; und mag es ſo rein ſein, wie die erſte Liebe von zwei geſunden, unverdorbnen jungen Menſchen!“

Der Staatsrat lächelte überlegen.

„Mein lieber Thomas, ich ſehe, mit dir kann man darüber nicht diskutieren. Du ſcheinſt mir heute noch auf einem recht grünen Standpunkt zu ſtehen. — Man verheiratet doch nicht zwei Leute mit zwanzig Jahren ...“

„Warum nicht?“ fragte Annemarie, die die ganze Zeit ſchweigend vor ſich hingeſtarrt hatte, mit einer ſonderbar abweſenden Stimme.

„Weil mans nicht tut! — Und wenn wirs getan hätten ...? Ihr beide ...! Ihr habt ja eure Lebenstüchtigkeit ſo glänzend bewieſen, daß ihr zuſammen erſt das wunderbarſte erreicht hättet!“

Thomas richtete ſich auf und ſagte, kalt abſchneidend:

„Willſt du uns vielleicht jetzt ſagen, was du hier eigentlich wünſcheſt?“

„Jawohl, kommen wir zur Sache! Es iſt auch geſcheiter.“

„Alſo, bitte!“

„Weswegen ich hier bin, könnt ihr euch wohl denken ...“

„Ja, ſo weit kennen wir dich. Aber präziſiere deine Wünſche, bitte!“

„Dieſer Skandal hier kann nicht ſo fortgehen!“ ſagte der Staatsrat ſcharf.

„Was für ein Skandal?“

„Ich nenne das Skandal! — Genug! Hört mich jetzt gefälligſt erſt ruhig an! Nämlich ... Ich glaube ... Ich will ... Meine Vorſchläge ſind für euch durchaus annehmbar ... Ich bin bereit, Opfer zu bringen ...“

„Aha, für den Namen ...?“

„... Opfer, die eigentlich größer ſind, als ich meinen andern Kindern gegenüber verantworten kann ...“

„Alſo Geld, wenn ich recht verſtehe,“ ſagte Thomas.

Der Staatsrat zog zwei in grünen Kaliko geheftete Büchlein aus ſeiner Bruſttaſche und legte ſie auf den Tiſch.

„Dies ſind zunächſt mal eure Päſſe," ſagte er kühl.

„Päſſe?" rief Annemarie und ſah ihren Vater geſpannt an, was dieſer mit einem befriedigten Lächeln bemerkte, während Thomas ihr zuwinkte, ſie möchte ſchweigen.

„Jawohl," erläuterte der Staatsrat, „Reiſepäſſe nach Amerika."

Thomas lachte auf:

„Du entwickelſt ja eine wahrhaft Bret-Hartiſche Phantaſie!"

„Ja, aber, Thomas ... Papa ..." wollte Annemarie anfangen, Thomas jedoch ſchnitt ihr das Wort ab:

„Nein, warte, Annemarie! Laß deinen Vater ſich doch erſt näher erklären!"

Der Staatsrat zeigte ein befriedigtes Lächeln und fuhr fort:

„Ich verlange nur, daß ihr nach Amerika auswandert, und biete euch dagegen folgendes: erſtens erhält Annemarie von mir dreitauſend Rubel in einem Check auf New York. Zweitens kaufe ich dir, Thomas, die von meiner Schweſter Leocadie ererbten Induſtriepapiere ab. Sie ſind momentan ſchwer veräußerlich; du würdeſt von andrer Seite höchſtens dreiundzwanzigtauſend Rubel dafür erhalten. Ich gebe dir dreißig Mille dafür, gleichfalls in einem Check auf New York. Ferner beſitzeſt du noch dieſes Haus mit der halben Lofſtelle Grund. Es iſt ſo gut wie unverkäuflich bei den heutigen Zeiten. Ich kann es gut zur Vergrößerung meines Höfchens brauchen. — Die alte Kiffe hier würde ich natürlich abreißen. — Ich biete dir den — wie jeder Sachverſtändige dir beſtätigen wird — ganz

außerordentlich hohen Preis von ſechstauſend Rubel dafür. Gemäß der Klauſel im Teſtament meiner Schweſter bekäme fünf Mille davon dein Dienſtmädchen ausgezahlt. Den Reſt von eintauſend Rubeln würde ich dir bar ausbezahlen, damit ihr auf der Reiſe für alle Eventualitäten vorgeſehen ſeid ..."

„Ich danke dir recht ſchön," lächelte Thomas ſarkaſtiſch.

„Ferner bezahle ich euch die Überfahrt von Hamburg nach New York, zweiter Kajüte, wie es euern Verhältniſſen angemeſſen iſt. — Ich denke, ſo etwas wird euch zum zweitenmal nicht geboten. Ihr könnt es ruhig annehmen. — Ihr braucht euch zu nichts weiter zu verpflichten. Denn wenn ihr drüben was erreicht — und die Mittel dazu habt ihr reichlich — dann bleibt ihr ſo wie ſo drüben; und macht ihrs wie früher und verquackelt ihr euer Geld wieder, dann iſt ja dafür geſorgt, daß euch die Möglichkeit zur Rückkehr abgeſchnitten iſt."

Thomas hatte ſeinen Onkel ruhig ausſprechen laſſen, und ſein Geſicht war dabei immer heitrer geworden. Als der Staatsrat jetzt ſeine Augen fragend von ihm zu Annemarien ſchweifen ließ, ſagte er:

„Lieber Onkel Albert, ich geſtehe gern, daß deine Pläne ungemein ſinnreich und menſchenfreundlich ausgedacht ſind ... Aber du wirſt dein Höfchen bis auf weitres nicht vergrößern können, ſo gern ich dir gefällig wäre."

Annemarie fiel haſtig ein:

„Ja aber, Thomas, ich ...!"

„Nein, Annemarie!" ſagte Thomas eindringlich. „Sag jetzt nichts! Ich bitte dich darum!"

„Aber ...“

„Nein, Annemarie! — Außerdem braucht die Sache ja nicht heute entſchieden zu werden ...“

Wieder ſtreifte der Staatsrat ſeine Tochter mit einem befriedigten Blick und antwortete Thomaſen:

„Durchaus nicht. Das Schiff nach Lübeck, mit dem ihr reiſen ſollt, geht Sonnabend früh. Bis Freitag Vormittag könnt ihr euch die Sache überlegen. Annemarie ſcheint ja nicht abgeneigt zu ſein ... Und du, lieber Thomas ...“

Annemarie trat einen Schritt vor:

„Papa, du ſiehſt die Sache ...“

Thomas ging auf ſie zu:

„Annemarie, es muß ja doch nicht übers Knie gebrochen werden! Du hörſt ja: du haſt Bedenkzeit bis Freitag früh!“

Sie ſah ihn erſtaunt an, verſtummte aber vor ſeinem Blick. Der Staatsrat ſagte:

„Du, Thomas, ſcheinſt mir nicht zu wollen? — Ich hoffe dringend, daß du dir das noch überlegſt! Vergiß auch nicht, was ich dir heute ſchon einmal geſagt habe: Mein Einfluß hier iſt doch nicht zu unterſchätzen. Ich könnte dir ſehr unbequem werden ...“

„Laß doch dieſe düſtern Drohungen! Ich möchte wirklich wiſſen, wovor ich mich zu fürchten brauchte.“

„Na, ſehen wir davon ab!“ Der Staatsrat maß Annemarien mit einem lächelnden Blick und ſah dann wieder Thomaſen an. „Ich bin überzeugt, daß du dirs noch überlegſt. Ich erwarte euch alſo Freitag früh um elf Uhr bei meinem alten Freunde, Notarius publicus Praetorius in der Kalkſtraße. Es wird alles vorbereitet

ſein. Ihr braucht nur zu unterſchreiben. Alſo: Freitag um elf! Auf Wiederſehen!“

Damit ging er. In der Tür ſah er ſich noch einmal mit einem ſchlauen Lächeln nach Annemarien um, die regungslos daſtand und ihm den Rücken zeigte. — Sie hörten ihn draußen mit Scharren und Klopfen ſeine Galoſchen anziehen und den Regenſchirm aufſpannen. Endlich fiel die Zauntür mit einem hölzernen Schlage zu. Im Zimmer lag auf einmal eine große, fühlbare Stille, in der das einförmige Trommeln des Regens auf dem Pappdache der Veranda eine drohende Stimme gewann, die zu wachſen und zu ſchwellen ſchien.

Annemarie ſtieß einen Seufzer aus, und es war, als käme die ganze Luft des Zimmers davon ins Zittern. Sie fühlten beide, daß etwas Neues zwiſchen ſie getreten war und heimliche Fäden von ihm zu ihr ſpann. Sie ſchoben das erſte Wort hinaus und lauſchten dem Singen des Regens.

Wie eine Erlöſung war es, als die Tür aufging und Lene hereinkam.

„Was wollen Sie, Lene?“ fragte Thomas gleichſam erwachend und zerſtreut.

„Ofen zumachen.“ Sie ſchob mit dem Schürhaken die Kohlen ganz nach hinten auf einen Haufen, damit ſie die Glut länger bewahrten. Dann ſchloß ſie die beiden Türen und drehte den federnden Griff um.

„Am Spelt komm ich nich an, Herr Thomas. Können Sie vielleicht zumachen?“

Er ging hin, ſtreckte den Arm in den Raum zwiſchen Ofen und Wand und ſchloß die Klappe zum Schorn-

ſtein. Lene aber blieb noch ſtehen und wiſchte mit den Händen auf ihrer Schürze herum.

„War Herr Staatsrat hier?“ fragte ſie ſchließlich möglichſt unbefangen und faßte dabei den Papierkorb neben dem Schreibtiſch ins Auge.

„Woher wiſſen Sie das?“ fragte Thomas haſtig. — Lene wurde rot.

„Ach, ich hab gedacht . . .“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Wenn er ſo ſchreit . . .!“ ſtieß Lene trotzig hervor und wollte ſich, ſeitwärts gehend, zur Tür hin drücken.

„Halt!“ rief Thomas. Sie haben alſo gehorcht, Lene?“

Annemarie wendete ſich um und ſagte mit ruhiger Stimme:

„Dann haben Sie meinem Vater geſchrieben, daß ich hier bin.“

„Was brauch ich ſchreiben? Was jeht das mir an?“ entgegnete Lene beinahe grob. „Laſſen Se mir in meine Kiche, Herr Thomas!“

In ihrer Antwort lag ein trotziges Geſtändnis.

„Lene, Lene!“ ſagte Thomas kopfſchüttelnd und wollte noch nicht recht daran glauben.

„Herr Thomas is viel zu gut,“ ſtieß Lene ziemlich rätſelhaft hervor.

„Gegen mich wohl?“ fragte Annemarie, empfindlich wie eine echte Frau.

„Ich ſag nichts auf Ihnen, Frau Annemarie. Aber Herr Thomas hat hier ſo gutes Leben gehabt . . . Und was wollen Sie hier?“

„Lene!“ warnte Thomas.

„Ja, un getreimt hab ich auch!“

„Geträumt?“

„Vorjeſtern is meine ſelje Frau an mein Bett jekommen — ganz grau hat ſe ausjeſehn — und denn hat ſe jeſagt: Lene, hat ſe geſagt, es kommt Unglick, und Sie miſſen helfen, Lene, hat ſe geſagt.“

„Schweigen Sie doch von dem Unſinn!“ fuhr Thomas ärgerlich auf.

„Is kein Unſinn nich!“ erwiderte Lene gekränkt.

Thomas wollte etwas ſagen, aber Annemarie wehrte ihm matt mit der Hand.

„Ach laß doch! Sie meint es ja gut mit dir. Und ich ... Wer meint es denn mit mir überhaupt gut ...? Ich ... Ach, laſſen wir es!“

Lene ſah mit großen Augen, in die langſam das Waſſer trat, zu Annemarien hinüber:

„Ich hab ja nich ... ich hab ja nich jewollt ...“ ſtammelte ſie auf einmal und begann zu ſchluchzen. Sie ſtieß noch hervor: „Nichts nich ...!“ und lief hinaus, einen Schürzenzipfel an die Augen gedrückt.

Thomas leitete irgend etwas, was er ſagen wollte — was eigentlich, wußte er ſelber nicht genau — mit einer unbeholfnen Gebärde beider Hände ein, aber Annemarie nahm vor ihm das Wort:

„Ach laß nur! Im Grunde hat ſie ja recht, obſchon ... Von ihrem Standpunkt haben ſie ja alle recht ...“ Sie ſchwieg einen Augenblick ſinnend, dann fuhr ſie in anderm Tone fort: „Es iſt ja auch einerlei, ich hab mir auch nie ſo beſondere Mühe gegeben, den Leuten eine andre Meinung von mir beizubringen ... Nur dir gegenüber; aber ... Du kannſt mir wirklich

glauben: ſo wie ich mit dir geſprochen habe ... Es iſt ſonſt gar nicht meine Art ..."

„Tut es dir leid?" fragte er ein wenig erſtaunt.

„N—nein ... Ja! Ich weiß nicht ... Man hat manchmal das Bedürfnis, ſich mitzuteilen ... Es iſt ja auch einerlei."

Thomas ſah ſie mit einem forſchenden Blick an und wußte nichts darauf zu ſagen. Sie ſetzte ſich in eine Ecke des Divans, hinter den runden Tiſch, ſtützte ihr Kinn in die Hand und ſtarrte in die leiſe kochende Flamme der Lampe ...

„Sag mal, Thomas," fragte ſie dann plötzlich, „warum ...? Warum wollteſt du, daß ich Papa nicht gleich heute Beſcheid ſagen ſollte?"

Er wand ſeinen Hals unbehaglich im Kragen und antwortete erſt nach einigen Augenblicken, mit gleichſam taſtender Stimme:

„Es hat ja Zeit ... So wichtige Entſcheidungen darf man auch nicht übers Knie brechen ..."

„Ja, aber ... Und ... Und haſt du denn nicht das Gefühl, daß du ... Daß ich dadurch gewiſſermaßen ... Daß Papa dadurch in ſeiner Meinung beſtärkt werden mußte?"

„Was für eine Meinung?" fragte er, obgleich er ſie ſofort verſtand.

„Ja ... Daß hier zwiſchen uns Beziehungen beſtänden, die ... Die in Wirklichkeit nicht beſtehen ..."

„Annemarie, verzeih mir," bat er, „daran ... Ich hab wirklich nicht daran gedacht!"

„Das weiß ich ja, Thomas. Und ſchließlich ... Es iſt ja auch einerlei." — Thomas war in den

Schatten getreten und wendete dort noch den Kopf von ihr weg.

„Ja, aber gerade Amerika . . .“ ſtammelte er, um das Geſpräch abzulenken.

„Amerika oder ſonſt wo . . . Ich nehme Papas Angebot für meine Perſon an.“

„Ja, aber Amerika . . .“ ſagte er noch einmal und trat zu ihr hin und legte ſeine Hand, ohne deſſen bewußt zu werden, auf ihren Arm. Sie ergriff dieſe Hand mit leichtem Druck und ließ ſie dann fallen.

„Ja, kannſt du denn engliſch?“ rief er plötzlich aus ſeiner Verlegenheit heraus.

„Leider nur wenig, aber . . . Für die erſte Zeit iſt ja geſorgt, und ich lerns ſchon. Ach, ich werd ſchon etwas finden. Und wenn ich Dienſtmädchen werden müßte . . .!“

„Was ſind das für romantiſche Ideen, Annemarie!“ ſagte er und ertappte ſeine Hand, wie ſie ſich ſchon wieder auf ihren Arm legen wollte. Er kreuzte die Arme haſtig über der Bruſt. Ein unklarer, weicher Drang war in ihm, noch allerlei zu ſagen, aber er ſchwieg. Auch ſie blickte ſtumm in die Flamme. — Da wendete er ſich ſchnell auf dem Abſatz um und ging ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Endlich machte er am Tiſche Halt und ergriff die Päſſe, die der Staatsrat da hatte liegen laſſen. Er ſchlug den einen auf und ſchaute hinein. In möglichſt leichtem Tone ſagte er dann:

„Ach ja, ich bin ja erblicher Ehrenbürger! Daran hatte ich wirklich lange nicht gedacht. — Großartig iſt er ſchon in ſeiner Art, dein Vater. Er bringt gleich

die Päſſe mit! Er zweifelt gar nicht daran, daß er erreicht, was er will. — Eigentlich ſind ſolche Menſchen doch glücklich . . .“

„Ich weiß nicht . . .“ ſagte Annemarie nachdenklich.

„Er ſieht überhaupt keine Hinderniſſe. Als ob er Scheuklappen anhätte . . . Na ja, das gehört wohl dazu, damit einer den Mut hat, für andre Leute Schickſal zu ſpielen . . .“ So war Thomas denn auf dem Punkt angelangt, um den ſie beide die ganze Zeit herumgegangen waren. Annemarie nickte leiſe und ſtieß einen Seufzer hervor. Er trat wieder zu ihr und ſtützte die Hände auf die Armlehne des Diwans.

„Annemarie!“ flüſterte er in gleichem, ſingendem Tonfall, „ſo hat er für uns Schickſal geſpielt. — Wie anders hätte alles kommen können . . .“

Sie wand ſich leiſe auf ihrem Platze und erwiderte matt:

„Ach ja . . . Was hats für einen Zweck, darüber nachzudenken!“

Da riß es ſich auf einmal aus ihm los:

„Annemarie!“ Er faßte ihre Hand mit ſeinen beiden Händen und ſank zu ihren Füßen hin. Sein Geſicht bettete er auf ihre Kniee und ſchlang ſeine Arme um ihren Leib. „Annemarie!“

Sie ſaß wie verſteinert; ihre Augen ſtarrten, ohne zu ſehen, geradeaus und füllten ſich langſam mit Tränen. Sacht legte ſie ihre Hand auf ſeinen Kopf, und ihre Finger begannen haſtig in ſeinem Haar zu ſpielen. Er ergriff dieſe Hand und begann ſie mit Küſſen zu bedecken.

„Annemarie!“ flüſterte er dabei immer wieder mit trocknen Lippen und ſah zu ihr hinauf.

Auf einmal ging ein ſchiefes Zucken über ihr Geſicht. Sie drängte Thomaſen von ſich fort, heftig beinahe. Dann ſtand ſie auf, trat mitten ins Zimmer, tupfte ſich mit dem Taſchentuche die Tränen fort, ſchüttelte ihren Rock zurecht und glättete ſich die Haare.

„Annemarie!“ ſtammelte er leiſe, in bittendem und erſtauntem Tone.

„Nein!“ ſagte ſie mit einem kühl ironiſchen Blick auf ihn; aber in ihrer Stimme klang ein Schmerz mit: „Nein, du täuſcheſt dich doch in mir.“

„Annemarie, wie kannſt du nur ſo . . .!“

„Ich ſag dir ja, du täuſcheſt dich in mir.“

Ein Klappern von Gläſern und Tellern kündete Lenens Eintritt an. Thomas warf Annemarien einen gekränkten Blick zu und ging an den Ofen, wo er ſo tat, als wärme er ſich die Hände. Annemarie ſtellte ſich an die Balkontür und blickte ins Dunkel hinaus.

Lene ſetzte das Teebrett mit dem Geſchirr auf einen Stuhl. Ihr Geſicht war rot und geſchwollen vom Weinen. Schüchtern trat ſie auf Annemarien zu und ſagte:

„Frau Annemarie, ſein Se nich beeſe auf mir. Ich hab dumm jemacht. Ich hätt ſchon verninftiger auch ſein kennen, alte Perſon! Wenn man grade klug ſein will und will recht gut machen, denn zeigt einem lieber Gott, wie dumm man is. Sein Se nich traurig, Frau Annemarie, ich kann nich aushalten, wenn ich ſchuld bin!“ Sie ergriff Annemariens Arm und küßte den Ärmel. Der aber war es, als ſpräche Lene von einer längſt vergeſſenen Sache; und ſie erwiderte müde:

„Laſſen Sie nur gut ſein, Lene! Es iſt ja nichts dabei.“

„Sehn Se, Frau Annemarie, was gehn uns die Leute an! Ich bin ja ſo dumm! Wenn lieber Gott will, wird ſchon alles gut jehn. Ich will auch beten, Frau Annemarie. Wenn lieber Gott nich jewollt hätte, daß Sie bei uns kommen ſollen, dann hätte er Ihnen nich herkommen laſſen. — Un ich hab jeglaubt . . . Un ſo dumm! Und Herr Staatsrat is doch gegen mir auch immer ſo beeſe jeweſen . . . Aber ich . . .! Sein Se nich beeſe auf mir, Frau Annemarie, und Sie auch nich, Herr Thomas . . Un wenn die andern kommen, is die Lene auch noch da . . . Wir halten zuſammen, und was kann Herr Staatsrat machen! Was kann da ſein! Was jehen uns die Leite an! — Un Sparjeln hab ich auch jekocht!“ verkündete Lene triumphierend als Schlußeffekt, als böte ſie damit der ganzen Welt Trotz.

Annemarie mußte unwillkürlich auflachen, und Lene fing auch zu lachen an.

„Wenn Frau Annemarie lacht, is ſchon gut,“ ſagte ſie. „Und jetzt jeh ich heraußer und mach die Laden zu. Kennen Sie zuſchrauben, Herr Thomas?“

Thomas ging von Fenſter zu Fenſter und ſchraubte die Laden zu, die Lene von außen andrückte. Die ausgeſchnittenen Herzen ſtanden kohlſchwarz auf den gelben Brettern. Und wie ſo ein Fenſter nach dem andern verbarrikadiert wurde, war es den beiden, als richte ſich eine Mauer hinter der andern auf, zwiſchen ihnen und der Welt da draußen, als ſchließe ſich ihr Schickſal mit ihnen ein in eine tiefe, ſchwüle, ſüße, unentrinnbare Einſamkeit . . .

Aber ſie gingen und ſprachen mit geheuchelter Blindheit aneinander und an ihrem Schickſal vorüber. Jahre waren weggewiſcht aus ihrem Leben; wie mit zwanzig waren ſie wieder und gefielen ſich in der koketten Selbſtquälerei, in dem hoffenden Schmollen ſehr junger Liebesleute. Und ihr Schickſal ſtand mit einem rätſelhaft ruhigen Lächeln und ſtillen, zwingenden Augen aufrecht in einer Ecke des Zimmers und rührte ſich nicht. Hatte es dieſe beiden Menſchen doch hinter zehnfache Mauern verſchloſſen, um die noch die Nacht unabläſſig ihre heimlichen Netze wob ...

Der Abend wurde nicht sehr gemütlich. Thomas zeigte, daß er verstimmt war, und trug eine ironische Einsilbigkeit zur Schau; Annemarie wiederum war von einer fahrigen Beredtheit, die ihre Gegenstände von überall her holte und nur das sorgfältig mied, woran sie beide dachten. Und wenn dann Thomas, befremdet gleichsam und aus einer tiefen Versunkenheit heraus, nur knappe Worte der Erwiderung fand, die dem Gespräche keinen Stoß nach vorwärts gaben und seinem Geplätscher einen Damm vorsetzten, statt ihm das Bett weiter zu graben, dann verschlug es auch Annemarien für Minuten die Rede, und beide fühlten die Luft im Zimmer gleichsam schwanken vor innrer Spannung ... Am meisten wurde von August gesprochen. Dabei suchten sie sich innerlich einzureden, daß sie seine Heimkehr aus der Stadt herbeisehnten, damit sie diesem schwülen Alleinsein ein Ende mache. Sie gestanden sich nicht, daß ihre Gefühle heimlich auf das Gegenteil ausgingen und drängend von etwas sprachen, was geschehen müßte, bevor dieser Dritte wieder bei ihnen wäre. — Aber es geschah nichts, und sie empfanden gleichzeitig die feige Erleichterung des Aufschubs und das gepreßte Bedauern um die versäumte Stunde, als Thomas nach der Uhr sah und sagte, es wäre halb elf, der Regen schiene nachgelassen zu haben; ob sie nicht Lust hätte, August vom Bahnhof abzuholen?

„Ja," erwiderte sie schnell, „ich zieh meinen Regenmantel an. Man ist heute ja noch gar nicht an die Luft gekommen."

Draußen regnete es noch, aber nicht mehr in langen Schnüren wie vorher; es waren ganz, ganz feine eiskalte Tropfen, die eher zu ſchweben als zu fallen ſchienen, und gegen die der aufgeſpannte Schirm kaum einen Schutz gewährte. Die Nacht war ſtockdunkel; kein Menſch begegnete ihnen; kein Licht, das durch den Ausſchnitt eines Fenſterladens geſchimmert hätte ... Das gab Thomaſen ein Gefühl, als wäre alles Leben der Erde erfroren, und ſie gingen als die letzten Menſchen durch eine tote Welt.

Der Schein der kleinen Blendlaterne taſtete ihnen zaghaft voran, über die Latten der Zäune und die Sträucher dahinter. An jeder Querſtraße aber wurde er auf einmal machtlos und ertrank in einer ſcheinbar unendlichen Dunkelheit. Nur die Pfützen der ungepflaſterten Straße warfen dann einen bleich blanken, traurigen Widerſchein. Annemarie trat an einem ſolchen Übergang platſchend in eine Pfütze und ſchrie auf.

„Nein, ſo geht es nicht, du kannſt ja nichts ſehen," ſagte Thomas. „Du mußt deinen Schirm zuklappen und unter meinen kommen. Nimm meinen Arm."

Sie tat es und lehnte ſich mit einem leichten Schauder an ſeine Seite. Und da verwandelte ſich die Stimmung plötzlich. Ein Hauch von lebendiger, körperlicher Wärme drang herüber und hinüber, ſie drängten ſich zuſammen wie zwei, die auf einander angewieſen ſind. Unter dem Druck ihres Armes wuchs in Thomaſen ein atembeklemmendes Glück; und Annemarie wurde luſtig. Der Humor dieſes feuchten Spazierganges erwachte in ihr: jener jugendliche Humor, der in naſſen Füßen und ſchwierigem Balanzieren auf glitſchigen Steigen etwas

ſieht, worüber man lachen muß. Sie plauderte munter, und wenn er auch einſilbig blieb: es war alles ganz anders geworden. Sein Schweigen hatte nichts hemmendes mehr, ſondern bat ſie: Sprich weiter, ich höre ſo gerne zu.

Auf dem langen Bahnſteige herrſchte ein mattes Halbdunkel. Die vereinzelten Petroleumlaternen warfen ein machtloſes Licht und beleuchteten eigentlich immer nur ein Stückchen der Holzwand, an der ſie hingen. Thomas und Annemarie blieben einen Augenblick vor dem Fenſter des Telegraphenzimmers ſtehen und ſchauten hinein. Es lag verlaſſen im dämmerigen Lichte der Lampe, die einen grünen Schirm trug: nur der Tiſch mit dem Apparate empfing ihr Licht; rötliches Meſſing glänzte proper und gemütlich.

Sie gingen weiter und blickten in den öden Warteſaal erſter Klaſſe hinein. Der Stationsaſſiſtent mit ſeiner roten Mütze und der Telegraphiſt ſtanden am Buffett und unterhielten ſich mit Herrn Ohſoling, der ihnen nach ſeiner Gewohnheit halb den Rücken kehrte und die vielfarbigen Schnapsflaſchen in dem großen Schranke muſterte; nur hie und da warf er über die Schulter einen Blick auf ſeine Gäſte und machte achſelzuckend eine Bemerkung.

Thomas ſah nach der Uhr und deutete mit dem Kopfe durchs Fenſter.

„Gehen wir ein bischen hinein? Wir haben noch gut eine Viertelſtunde?“

„Nein, bleiben wir draußen!“ entgegnete Annemarie. „Da drin ſieht es ja noch ungemütlicher aus.“

Sie gingen langſam bis ans Ende des Perrons, wo es ganz dunkel war. Dann drehten ſie um. Als ſie ſich wieder dem Fenſter des Telegraphenzimmers näherten, vernahmen ſie das haſtige Klopfen des Apparates. Thomas ſchaute hinein. Der Telegraphiſt war noch immer nicht da; aber ob ſich auch nichts im Zimmer rührte außer dem kleinen Farbrädchen des Apparates, die Stimmung des Raumes war ganz verändert. Etwas drängendes, unruhiges erſchütterte die grün durchdämmerte Luft: es war das Tempo, in dem, mit kurzen Pauſen dazwiſchen, immer wieder dieſelben Takte ertönten. Thomas, der ſich als Knabe viel auf dem Bahnhof herumgetrieben hatte und gut Freund mit den Telegraphiſten geweſen war, kannte das Morſealphabet noch einigermaßen und hörte aus dieſen ewig wiederholten Takten vier Buchſtaben heraus.

„Der Apparat ruft B—L—D—R," ſagte er zu Annemarien, „das bedeutet Bilderlingshof. Und der Room, der Telegraphiſt, iſt am Büffett. Ich wills ihm mal ſagen!"

Er holte den Mann und ſtellte ſich dann wieder neben Annemarien ans Fenſter. Der Beamte zündete ſich drinnen noch in aller Ruhe eine Zigarette an; dann griff er nach dem Taſter und antwortete. — Eine kleine Pauſe . . . Dann begann das Rädchen wieder zu klopfen, in einem andern Tempo: nicht mehr ungeduldig, ſondern geſchäftsmäßig und ſachlich.

Thomas und Annemarie gingen weiter. Nach zwei Minuten etwa kam der Telegraphiſt und übergab Thomaſen ein noch nicht zuſammengefaltetes Telegrammformular:

„Für Ihnen, Herr Kerkhoven!"

Ein freudiger Schreck durchzuckte Thomaſen. Er trat unter eine Laterne und entzifferte mühſam die langen, dünnen Bleiſtiftzüge.

„Was iſts?“ fragte Annemarie mit unſichrer Stimme.

Er las:

„Stürmiſcher, glänzender Erfolg. Sieben Lorbeerkränze, Verpflichtungen gegen alte Freunde machen Kommen unmöglich. Plätze für morgen beſorgt. Kommt unbedingt. Gruß. Auguſt.“

„Natürlich!“ ſagte Annemarie, und dann ſchwiegen beide einen Augenblick. Thomas begann in ſeinen Taſchen nach der Streichholzſchachtel zu ſuchen.

„Ja, dann können wir ja nach Hauſe gehen! — Aber ich muß die Zündhölzer zu Hauſe liegen gelaſſen haben. Da müſſen wir ſchon zu Ohſoling hinein.“

Der Wirt begrüßte Thomaſen durch ein leichtes Lüften ſeiner ſeidnen Ballonmütze.

„Nabend, Herr Kerkhoven. Sie wollen wohl Herr Appeltoft abholen?“

„Er kommt nicht. Grade hab ich ein Telegramm bekommen.“

„Nu ja,“ nickte Ohſoling, „er wird herumſchmoren müſſen in Riga mit ſeine alten Schmorbrieder. Was trinken Sie, Herr Kerkhoven?“

Thomas ſah Annemarien fragend an:

„Was meinſt du? Vielleicht ein Glas Portwein? Bei der Kälte . . .“

Sie nickte.

Der Wirt, der die ganze Zeit aufmerkſam nach der fremden Dame hinübergeſchielt hatte, rief auf einmal:

„Ach, jetzt kenn ich Ihnen, Frau Baronin. Und ich

kuck und kuck und kann mir nich erinnern!“ Er drehte ſich nach dem Flaſchenſchrank um und ließ ſeine Augen ſuchend wandern. „Weißen oder roten?“ fragte er, die eine Hand ſchon an einem Bort des Schrankes.

„Weißen! — Nicht wahr?“ ſagte Thomas.

Ohſoling holte unter dem Buffett zwei Gläſer hervor, ſtellte ſie auf ein kleines Teebrett und ſchänkte ein.

„Sie ſehen recht bliehend aus, Frau Baronin. — Ja, ja, frieherszeiten! Sie waren eine von die beſten Kundinnen bei die Schmandkuchen und die Apfelkuchen. — Wie jeht es, Frau Baronin? — Ja, ja, und der Appeltoft is beis Theater. Ich bin neijierig, was die Rigenſer ſagen werden. Nu, wird man ſehn!“

„Er telegraphiert, er hätte großen Erfolg gehabt.“

„Was Sie nich ſagen, Herr Kerkhoven! Da muß er wahrſcheinlich viel Jeld verdienen? Ja nu, dumm is er nie nich jeweſen. Aber richtjer Schwuchtjeh war er ſchon. Ich hab ſchon immer denken miſſen: nichts orntliches wird er nich werden. Ja nu, wenn er nur hibſch Jeld verdient; is auch ſchon was!“

Die beiden hatten ihren Wein getrunken. Thomas bezahlte und ließ ſeine Laterne anſtecken.

Dann gingen ſie, Arm in Arm unter dem Regenſchirm, dem taſtenden Schein der Laterne folgend, ſchweigſam beide. Sie brauchten ſich nichts mehr zu ſagen, ſie wußten: zu Hauſe in der dunkelſten Ecke des warmen Wohnzimmers ſtand ihr Schickſal und wartete auf ſie. In gleichem, beflügeltem Takte ſchlugen ihre Herzen, ging ihr Atem durch leicht geöffnete Lippen. Sie hatten ſich ergeben in ihr Glück und alle Bedenken

der Erfahrung, jede Sorge um den kommenden Tag ſchlafen geſchickt.

Als ſie auf die Veranda traten, in den Schein, der durch die Glastür herausfiel, legte Thomas ſeinen Arm um ihren Leib, zog ſie an ſich und drückte ſeinen Mund auf ihren. Und ſie nahm den Kuß, den Kopf in den Nacken gelegt, mit geſenkten Lidern. Da war kein Fragen und kein Wehren; es war alles ſelbſtverſtändlich.

Annemarie machte ſich leiſe und zärtlich frei:

„Gleich, Thomas,“ ſagte ſie lächelnd und mit einer ſehr klaren Stimme, in der keine Befangenheit war, „ich bin ja naß bis auf die Haut. Ich zieh mich um, ganz ſchnell, und bin gleich wieder da.“

Er blieb allein und ging im Zimmer auf und nieder. Die Wärme umfing ihn wohlig, und unter leichten Schauern wich die Kälte der Regennacht aus ſeinen Gliedern. In ſeinen Schritten war ein beinahe feierlicher Rhythmus, der Rhythmus der großen Glückswellen, die durch ſeine Bruſt gingen und mit ſich nahmen, was da an irdiſchem Kleinmut, an ergrübeltem Egoismus, an bürgerlicher und künſtleriſcher Überhebung gewohnt hatte. Und hatte er von ſich geglaubt, daß er wenig beengende Vorurteile gekannt hätte, jetzt ſah er, wie ringsum Mauern ſtürzten, wie der Horizont ſich noch weiten konnte, wie groß die Welt wurde, und er zu einem König dieſer grenzenloſen Stunde, deren Glanz nichts mehr würde auslöſchen können, deren Glück alle Nöte und Sorgen eines ganzen künftigen Lebens nicht würden aufwägen können ...

Dort drinnen, nur durch die Holztür von ihm getrennt, hörte er Annemarien mit leichten Schritten

gehen, Schubladen aufziehen und ſchließen; Kleidungsſtücke rauſchten, ein Stuhl wurde gerückt ... Und dann begann ſie vor ſich hin zu ſingen, mit einer hellen, kleinen Stimme, in der eine Freude war, die nicht jubelte, aber leuchtete. Und ihr Geſang war ſich nicht ſelbſt Zweck, ſondern war nur die ein wenig zerſtreute, halb unbewußte Begleitung zu irgend etwas, was ſie tat, um ſich für ihn zu ſchmücken.

Sie blieb lange fort. Thomas ſehnte ſich nach ihr, genoß aber dabei das Gefühl ihrer Nähe; ſo war es eine beglückende Sehnſucht ohne Unruhe.

Als er ſie am wenigſten erwartete, ſtand ſie auf einmal in der offnen Tür und ſah ihn mit glänzenden Augen an, nun doch in einem ſüßen Erröten. Sie trug ein weich fallendes Morgenkleid aus weißer Wolle, mit türkiſch bunten Kaſchmirſtreifen beſetzt. Die weiten, ſpitz hängenden Ärmel verhüllten ihre Arme nur bis zum Ellbogen, der Hals hob ſich frei und erſchien faſt zu ſchlank für den Kopf mit der ſchweren Fülle der Haare, die ſie tief im Nacken zu einem Knoten zuſammengerafft hatte.

„Da bin ich!“ ſagte ſie und lächelte dazu. Und dann, da er in ſcheuer Andacht ſtand und ſich nicht rührte: „Du mußt mich nicht ſo anſehn.“

Sie ging auf ihn zu, legte die gefalteten Hände auf ſeine Schulter und reichte ihm ihre Lippen. Da riß er ſie an ſich, daß ihr Leib ſich unter ſeiner Gewalt bog, und küßte ſie. Ein Rauſchen war in ihren Ohren, als ſchwelle ein Meer über ihre Köpfe empor.

„Endlich, endlich!“ flüſterte Thomas.

„Thomas!“ ſagte ſie mit ſchwankender Stimme und

drückte ſeine Hand feſt und innig. Dann ging ſie zum Diwan und führte ihn an der Hand hinter ſich her. Sie ſaßen nebeneinander, zuſammengeſchmiegt. Er küßte ſie auf den Anſatz des Haares hinter dem Ohre.

„Was du für ſchönes Haar haſt!“

„Soll ichs aufmachen?“ fragte ſie einfach und zog die Nadeln heraus und ſchüttelte die leicht gedrehten Strähnen in den Händen, um ſie zu lockern. Dann warf ſie den Kopf mit einem Ruck herum, daß ſich das Haar wie ein Mantel um ſie legte. Er lehnte den Kopf auf ihre Schulter und ſchaute auf ihre Hände, die läſſig in ihrem Schoße lagen, ohne Ringe, in fremder, beklemmender Nacktheit.

Sie trug kein Schmuckſtück. Alles hatte ſie abgelegt, was an den andern hätte erinnern können, von dem ſie gekommen war.

Dieſer Gedanke ſchlug plötzlich in Thomaſens Seele. Die andern . . .! Seine Hände, die unter ihren weiten Ärmeln die kühl elaſtiſchen Arme hinaufgeglitten waren, krampften ſich in jähem Zorn zuſammen, daß ſie aufſchrie:

„Thomas, du tuſt mir weh!“

Er ließ mit dem Druck ein wenig nach und ſtarrte ins Leere. Eine fliegende Hitze jagte über ſeine Haut, das Blut ſtrömte ihm gleichſam in die Augen, daß es dunkel wurde im Zimmer. Die weißen, feierlich wallenden Flammen ſeiner Liebe wurden düſterrot . . .

Annemariens Arme, von denen die Ärmel zurückgeglitten waren, preßten ſich um ſeinen Hals. Sie hatte ihren Kopf tief in den Nacken gebogen und ſah ihn unter geſenkten Lidern hervor an; ihre Zähne

glänzten, ein weißer Streifen, hungrig zwiſchen den Lippen ...

In der dunkelſten Ecke des Zimmers ſtand unbeweglich ihr Schickſal. Die wilden Flammen ſpiegelten ſich in ſeinen Augen als zwei helle, ruhig leuchtende Sterne. Und die ſtammelnden Schreie der Leidenſchaft hörte es zuſammenklingen mit der großen Melodie der aus ſich ſelbſt tönenden kreiſenden Welten. — Das Schickſal ſieht und hört mehr als die Menſchen und weiß immer das Ganze ...

Thomas erwachte aus einem bleiſchweren Schlafe und ſetzte ſich im Bette auf. Seine Augen ſtarrten verwundert umher, als wäre er noch im Traume, und erſt allmählich ſonderte ſeine Erinnerung heraus, was Wirklichkeit geweſen war.

In der Eſpe vor dem Fenſter zeterten ein paar Spatzen eifrig und voll naiver Wichtigtuerei. Der Sonnenſchein kam anders ins Fenſter gefloſſen, als ſonſt bei Thomaſens Erwachen: das goldne Bild des Fenſters mit dem ſchwarzen Kreuze darin ſtand nicht, zur Raute verſchoben, an der Wand, ſondern lag, in die Länge gezerrt, auf den weiß geſcheuerten Dielen.

Thomas ſtützte ſich auf den Ellbogen und ſah nach der Uhr auf dem Nachttiſch. Seine Brauen hoben ſich ungläubig, dann hielt er ſie ans Ohr. Natürlich hatte er ſie aufzuziehen vergeſſen. Er lächelte, und auf einmal wurde es ganz hell und ganz ſtill in ihm. Er ſchlang die Arme um ſeine heraufgezognen Beine, ſtützte das Kinn auf die Kniee und ſchaute auf das Waffelmuſter ſeiner Pikeedecke, deſſen Linien er verfolgte, ohne ſich deſſen bewußt zu werden. Denn eigentlich ſah er ganz andre Dinge, kleine und feine Dinge: den Tonfall eines Wortes, die Linie einer Gebärde, alle die kleinen, köſtlichen Überraſchungen, die ihm wie hundert Goldproben erſchienen: Proben auf den Perſönlichkeitsgehalt der Geliebten. Da war nichts geweſen, was ihn geſtört hätte. Jeder dieſer feinen Striche fügte ſich glücklich in das Bild eines runden, ganzen Menſchen ...

Junge, dachte Thomas, du biſt halt verliebt! Sonſt hätteſt du vielleicht auch philiſterhaft herumzukritteln an ihr. — Na ja, und wenn ſchon ...! Sind wir nicht

alle kalt- und engherzige Philiſter den andern gegenüber, wo wir nicht lieben? — Sein wir froh, daß wir verliebt ſind! Und er bekam eine ſo heftige Sehnſucht nach ihr, daß er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette ſprang.

Der Kaffeetiſch war heute auf der Veranda gedeckt. Annemarie ſaß träumend in einem der großen Korbſtühle, in ihrer Haltung eine glückliche Hingebung. Sie trug dasſelbe leichte Morgenkleid, und ihr Haar lag in demſelben ſchweren Knoten wie heute nacht, als ſie zu ihm gekommen war, bräutlich errötend. Jetzt glich ſie einer ganz jungen Frau, die in träumender Würde neue Geheimniſſe trägt, einer der ſeltnen jungen Frauen, denen ſich die Liebe als heiliges Myſterium enthüllt hat, und nicht als ein brutaler, tieriſcher Akt.

Sie hatte Thomaſen nicht kommen hören, er ſtand in der Tür und ſah ſie an, trotz ſeiner Sehnſucht zaudernd, wie ein Kind, das die Freude der Erwartung länger genießen möchte. Da fühlte ſie plötzlich, daß er da war, und blickte auf.

„Endlich, Langſchläfer!“ drohte ſie und ging ihm leicht und ſelbſtverſtändlich entgegen und reichte ihm ihre Lippen.

„Annemarie!“ ſagte er mit einer Stimme, in der freudige Rührung ſchwoll, und zog ſie an ſich. Sie ſagte:

„Frechheit, mich ſo lange warten zu laſſen! Die Lene hat den Kaffee warm geſtellt. Ich hol ihn.“

„Nein!“ bat er. „Es hat ja keine Eile.“

Sie war ſchon an der Tür und rief zurück:

„Nein, nur von Luft und Liebe leben, das führen wir doch nicht ein. Und wenn du willſt ... Ich bin ein gewöhnlicher Erdenmenſch und habe auch noch nichts genoſſen.“ Damit lief ſie davon und kam mit der Kaffeekanne wieder.

„Heute ſoll es dir mal gut gehn,“ ſagte ſie, „ich ſchmiere dir höchſteigenhändig dein Rundſtück.“

Er faßte ihre Hände, daß ſie das Brötchen und das Meſſer fallen laſſen mußte, und zog ſie wieder an ſich.

„Nun?“ fragte er leiſe an ihrem Ohr, „willſt du noch nach Amerika?“

„Eſel!“ lachte ſie und gab ihm einen Kuß.

Da trat Lene aus der Tür und prallte förmlich zurück.

„Sie haben den Schmand vergeſſen, Frau Annemarie,“ ſagte ſie verdroſſen und ſtellte die Kanne auf den Tiſch.

„Ja, Lene,“ ſagte Annemarie lächelnd, „nun gibt es kein Heimlichtun mehr, Sie haben das Entſetzliche geſehen.“

„Ich ſeh nichts nich, was mir nichts anjeht,“ war die brummige Antwort.

Annemarie wendete ſich munter an Thomaſen:

„Lene hat ſo was ... Sie vertritt bei uns die Schwiegermutter.“

Lene ſagte haſtig:

„Schwiejermutter is Deiwel ſein Unterfutter. Ich weiß ſchon, was Frau Annemarie meint.“

„O nein, das meine ich aber gar nicht. Na, Lene, machen Sie kein ſo böſes Geſicht.“

„Ich bin nich beese. — Ich ſag nur, ich bin nich ſchuld.“

„Das wiſſen wir ſchon, Lene,“ beruhigte ſie Thomas.

„Ich hab jeſagt, es paßt ſich nich. Und jetzt glaub ich, wird Frau Annemarie ſelbſt lieber bei Bulowski ziehn. Denn das wiſſen Sie auch: ein Brautpaar in ein Haus, das paßt ſich nich. Das weiß jeder! Nu kennen Sie machen, was ſie wollen!“ Damit ging ſie.

„Ja, es iſt ein höchſt unpaſſender Zuſtand,“ ſagte Annemarie und ſchänkte Kaffee ein, „aber das iſt nun mal nicht anders. — Wieviel Zucker?“

„Zwei, bitte. — Ja, aber machen wir dem unpaſſenden Zuſtand doch ſobald wie möglich ein Ende!“

„Na?“ fragte ſie, „iſt die Angſt vor Lene ſo groß?“

„Nein, Annemarie,“ er ſtreckte ihr die Hand hin, „aber wir haben doch wirklich lange genug gewartet ...“

„Das iſt ja nun vorbei!“

„Nein, Annemarie, ich meine ... Es iſt ſo ein ſchöner Tag ... Machen wir einen Spaziergang am Meer, nach Dubbeln ...! Zurück können wir ja mit der Bahn fahren ...“

„Dubbeln?“

„Ja, beſtellen wir gleich heute das Aufgebot, denn ...“

„Aufgebot?“

„Na ja, worauf warten wir denn?“

Annemarie machte ein ernſtes Geſicht.

„Heiraten willſt du mich? — Thomas, wozu brauchen wir das? Siehſt du, du ...“

„Aber das iſt doch ſo ſelbſtverſtändlich ... Wenn wir uns lieb haben ...“

„. . . müſſen wir uns gleich heiraten? — Wozu denn, Thomas? Wegen der Leute?“

„Ach, die Leute . . .!“ Er machte eine wegwerfende Handbewegung.

„Und für uns . . .? Wozu brauchen wir das? Müſſen wir uns denn binden?“

Thomas erwiderte in leicht gekränktem Tone:

„Du riskierſt es mit mir wohl nicht gern?“

„Liebſter, ſei jetzt doch nicht kindiſch!“

„Du glaubſt alſo nicht an die Dauer deiner Gefühle?“

„Ach,“ wehrte ſie mit einem Schatten von Ungeduld ab.

„Es ſoll alſo gleich wieder aus ſein?“ fragte er.

„Gleich . . .?“ Sie lächelte ſonderbar, verſonnen und glücklich zugleich. „Nein, Thomas, ſo bald wirſt du mich nicht los. Amerika läuft mir ja nicht davon. Ein paar Wochen — Monate — bleib ich ſchon. Solange es dauert, wollen wir glücklich ſein.“

„Kann es denn nicht für immer ſein?“

„Lieber Gott! Was iſt denn für immer?“

„Dann liebſt du mich nicht genug! Dann kann es ja auch heute aus ſein!“ ſagte er gekränkt.

Sie ſah zu ihm hinüber, mit zärtlichen Augen und freundlich ironiſch verzognem Mund.

„Ihr Männer . . .! — ‚Dann liebſt du mich nicht genug!‘ Ach, Thomas, komiſch ſeid ihr Männer doch! Eine gewiſſe Koketterie — was eine kluge Frau nur als Backfiſch hat —, das behaltet ihr euer Leben lang. Große Kinder bleibt ihr immer.“

Thomas lachte — denn er fand etwas wahres in

ihrer Bemerkung —, wurde aber gleich wieder ernſt und ſagte:

„Aber warum willſt du mich nicht heiraten?“

„Warum . . .? — Ja, wozu ſolls denn gut ſein?“

„Gut ſein . . .!“ ſtieß er halb beluſtigt, halb verdroſſen hervor.

„Ja, gut ſein! — Für wen heiratet man denn? Für ſich oder für die Leute?“

„Für ſich und gegen die Leute. Heiraten heißt: einen Zaun um ſein Glück bauen. Auf eine einſame Inſel ziehen heißt heiraten. Heiraten heißt, ſich auf den Ariſtokraten in ſich beſinnen, das Intereſſe für Krethi und Plethi verlieren, ſich beſchränken, um weiter zu wirken, ſich nicht mehr verlieren ans Leben, ſondern Leben ſchaffen. — Ja, Annemarie, haſt du denn gar nicht daran gedacht, daß wir Kinder haben könnten?“

„Kinder?“ ſagte ſie ſinnend und weich und reichte ihm ihre Hand, die warm und hingebend war. „Ach, Thomas — mein kleiner Junge damals . . . Es war ſo ein elendes Kind, man mußte dankbar ſein, daß es nicht lange lebte . . . Und ſpäter . . . Ich habe mir nie Kinder gewünſcht, nie welche wünſchen können und dürfen. Das weißt du ja. Und ich will aufrichtig ſein: ich hab dabei nicht nur an die Kinder gedacht . . . Ich wollte jung bleiben, und . . .“

„Und jetzt?“

„Jetzt, Thomas, iſt es ganz anders . . . Aber . . . Siehſt du, wie ſollt ich nicht wollen, was du willſt, und . . . Aber ſprechen wir doch nicht von mir! Sprechen wir von dir! Siehſt du: ich . . .! Mein

Leben iſt einmal verpfuſcht ... Aber du ... Du biſt Künſtler ..."

„Ich wäre wirklich nicht ſehr ſtolz, wenn bei mir der Künſtler vor dem Menſchen käme."

„Das ſagſt du heute, Thomas. Aber es bleibt auch nicht immer ſo. — Heute biſt du frei und dein eigner Herr ... Ich will nicht deine Feſſel werden. Wenn du für eine Frau ſorgen mußt, und ſpäter vielleicht gar noch für Kinder ... Dann mußt du wieder ums Brot arbeiten."

„Annemarie, wie kannſt du nur davon ſprechen? Was iſt denn dabei? Ich bin doch geſund, und alt bin ich auch noch nicht ... Was andre können, werd ich wohl auch noch können!"

„Ach, Thomas, das denkſt du dir ſo ſchön ... Aber wenn du erſt drinſteckſt ... Wer weiß, wie bald du mir grollen wirſt, weil ich dich hineingetrieben habe! Und dann ... Das iſt ja nicht alles ... Siehſt du, meine Vergangenheit ... Ich kann ſie nicht aus der Welt ſchaffen."

Thomas legte ſeine Hand auf ihre.

„Ja, glaubſt du denn wirklich, daß ich ...? Ich müßte ja ...!"

„Du müßteſt kein Mann ſein," entgegnete ſie mit leiſer Bitterkeit.

„Nein, Annemarie," ſagte er feſt, „fürchte das nicht! Siehſt du, ich will dir nichts vormachen ... Ja, deine Vergangenheit frißt in mir ... Heute ... Aber wenn du ganz mein biſt, für immer ... Gerade dann ... Sieh: jeder Tag, an dem du mich liebſt, zerreißt vor meinen Augen einen Faden, der dich an deine Vergangen-

heit bindet. Ungeſchehen kann man nichts machen, aber man kann ſich ſchließlich von allem frei machen, wenn man nur ..."

Sie ſeufzte und ſchüttelte melancholiſch den Kopf.

„Das denkt man ſich ſo ſchön in der Theorie, aber ... Und dann," ſagte ſie plötzlich in verändertem Tone, „das läuft uns ja ſchließlich auch nicht fort ... Das können wir ſpäter ja noch immer ..."

Thomas ſetzte ſich neben ſie auf das kleine Korbſofa und lehnte ſeinen Kopf an ihre Schulter.

„Annemarie," bat er, „ſei gut und tu es. Siehſt du, es quält mich ... Ich hab ſo ein Gefühl, als ob es für dich einen Verzicht bedeutete auf Hoffnungen ... Du haſt eben noch ganz andre Dinge vom Leben erwartet, als ſo ein beſcheidnes Daſein an meiner Seite."

Sie lächelte wehmütig.

„Ach lieber Gott, Thomas, wer träumt ſich nicht allerlei zuſammen? Wer hat nicht einmal auf einen Märchenprinzen gewartet?"

„Ja, ein Märchenprinz bin ich nicht," ſeufzte Thomas.

Sie küßte ihn ſchnell.

„Wie kannſt du nur ſo dumm reden, Thomas! Ich weiß genau, wer ich bin, und wer du biſt. Und ... Ich weiß leider auch, daß einem nichts geſchenkt wird im Leben ... Nein, Thomas, ich bin viel, viel beſcheidner geworden, als du glaubſt! Ich ...! Ach, du lieber Gott! Aber du, ſiehſt du ... Wenn ich doch auch ein Talent hätte, irgend eine Aufgabe ...! Eigentlich leben kann doch nur ein Künſtler ..."

„Meinſt du?" lächelte er trübe.

„Sieh mal, gerade wir Frauen ...! Die Männer

haben doch wenigſtens immer einen Beruf, ein ... Aber wir ... Die paar Jahre, wo man jung iſt, vielleicht ... Aber dann ...? Was hat das ganze Leben für einen Sinn?“

„Annemarie, ich liebe dich, und du liebſt mich. Iſt das nicht genug?“

„Ja, wenn man verliebt iſt. Heute! Und ſpäter ...?“

„Warum fragſt du darnach? Was morgen ſein wird ...! — Man ſoll das Morgen nicht irgendwo draußen ſuchen; da iſt es nicht zu finden. Im Heute liegt das Morgen; die Stunde trägt alle Zukunft im Schoße. — Nach einem Beruf ſehnſt du dich? Nach Werken? Beruf iſt immer ein Notbehelf. Unſre Kinder, das ſind die Werke, die nach uns bleiben. Und dieſe Werke ſind nicht die Frucht der Arbeit, ſie ſind die Frucht der Luſt. Das ſagt alles! — Mit der Kunſt iſts nicht anders. Was wird zum Kunſtwerk? — Die genoſſene oder die durchlittne Stunde. Voll genießen und tief leiden kann aber nur, wer ſich der Stunde ganz gibt!“

Annemarie legte den Arm um ſeinen Hals und zog ſeinen Kopf an ſich. „Siehſt du,“ ſagte ſie, „da ſagſt du es ja ſelbſt! — Die Stunde! Was hat das mit dem Heiraten zu tun! Das ſind doch Feſſeln für die Zukunft ...“

„Haſt du denn ſolche Angſt vor den Feſſeln?“

„Nicht für mich, Thomas, aber für dich!“

„Das laß nur meine Sorge ſein!“ entgegnete er heiter. „Und außerdem ſinds keine Feſſeln. — Im Gegenteil: eine Befreiung iſts. Eine Befreiung von der Zukunft. Ich weiß nicht, ob du mich verſtehſt ... Wie ich das meine ...?“

„Ja, daß dann die liebe Seele Ruh hat . . .!“

Thomas lachte:

„Ja, ungefähr ſo. — Alſo, wie iſts? Gehn wir nun zum Paſtor?“

„Wenn du willſt, Thomas,“ ſagte ſie ſchlicht, und er küßte ſie ſanft auf den Mund. Es war eine Stille über dieſe zwei Menſchen gekommen, die atmend ſchwoll vom Glück der Gewißheit . . .

Das Meer kam in luſtiger Brandung ans Ufer geſtürmt, als Thomas und Annemarie am Strande nach Dubbeln gingen, Hand in Hand, dicht am Waſſer, ſchweigend und den Blick auf den Boden geheftet. Sie ſahen zu, wie der naſſe Boden bei jedem Schritt um ihre Füße erblich, ſie folgten mit den Augen den feinen Kurven aus Sand, die die einzelnen Wellen als Zeichen zurückließen, wie weit ſie gekommen waren, bevor ſie die heimliche Kraft der Unterſtrömung ins Meer zurückgezogen hatte . . .

Thomas gedachte des Abends, an dem er auf ſtampfendem Schiffe dieſer Küſte genaht war, wie er ſich als kleine Brandungswelle gefühlt hatte, die ſich vom Sande wollte trinken laſſen. — Jetzt zog ihn die Unterſtrömung zurück ins Meer, und er war deſſen froh und verlor ſich in Hoffnungen und Plänen. Wie jung war er heute! Jünger fürwahr als damals, wo er, faſt noch ein Knabe, abſchiednehmend an dieſem Strande geſeſſen und geträumt hatte: über Kämpfe und Leiden junger Jahre hinweg zu ſeinem Abende, einem Abend an glatter See . . .

Eine tückiſche Welle kam mit harmloſer Miene heran,

als ob ſie die beiden gar nicht ſähe, und trällerte mit ſcheinbar zerſtreuter Miene ihr Liedchen vor ſich hin. Auf einmal aber gab ſie ſich einen Ruck und umflutete die Füße des Paares, daß ſie ſich ſchnell, auf den Zehen hüpfend, retten mußten. Sie lachten beide, und Thomas zog Annemariens Arm durch den ſeinen. Aneinander geſchmiegt gingen ſie weiter.

Und Thomaſens Gedanken formten ſich zu Worten:

„Wenn wir verheiratet ſind . . .!“ ſagte er. „Wir können es uns ſo gut einrichten . . . Die erſte Zeit . . . Da werd ich allerdings nicht viel arbeiten . . . Oder vielleicht . . .! Nein, ich glaube doch nicht; und es iſt auch beſſer . . . Aber ich habe ja Zeit. Zwei bis drei Jahre bleiben wir ruhig hier . . . Wir können uns das ja leiſten und haben keine Eile . . . Und dann werd ich eine ganze Anzahl Bilder beiſammen haben, die ſich ſehen laſſen können . . . Und wenn ich ſie dann draußen ausſtelle, eine ganze Kollektion, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehn . . .!“

„Ja, Thomas,“ nickte ſie, „ich bin überzeugt, deine Bilder werden Erfolg haben.“

Er lachte.

„Meine ungemalten Bilder! Ach Gott, das iſt alles Zukunftsmuſik! Na, ſchadet nichts! Und dann ziehen wir nach München, du kennſt es ja noch gar nicht?“

„Nein.“

„Ach, Annemarie, wie dir München gefallen wird! Ich freu mich ſo, dir München zu zeigen. Das iſt ſo recht die Stadt für dich.“

Sie drückte ſeinen Arm an ſich und ſah mit großen Augen ins Leere: in fröhliche Zukunftsbilder hinein . . .

„Du mußt nicht glauben," fuhr Thomas eifrig fort, „daß ich mich nur auf einen Erfolg meiner Bilder verlasse. Rechnen kann man mit so etwas nicht . . ."

„Das kannst du ruhig!" sagte sie zuversichtlich.

„Na ja, hoffen wirs!" Aber für den Notfall ist ja noch immer Tegtmaier da . . ."

„Tegtmaier?"

„Ach so, der ist dir ja noch gar nicht vorgestellt! Das ist nämlich der kunstgewerbliche Jüngling, bei dem ich schon einmal engagiert war. Der nimmt mich mit Kußhand wieder. Gott, und er ist schließlich der schlimmste nicht . . . Na, und ich wär heute auch nicht mehr so schüchtern . . . Für mich selbst hab ich mich nie so recht zu raufen verstanden, aber für dich . . .!"

„Hoffentlich hast du das nicht nötig," seufzte Annemarie.

„Na, das wird sich ja alles finden. Fürs erste bleiben wir ja noch lange hier."

Ein Schatten ging über ihr Gesicht.

„Sag Thomas . . .! Müssen wir das eigentlich?"

„Ja, hast du denn keine Lust dazu?"

„Lust schon! Aber . . . Sie stockte einen Augenblick und sagte dann sehr schnell: „Wenn wir ganz weit fortgingen . . . Irgendwo hin, wo niemand uns kennt!"

„Du meinst . . .?"

„Ja Thomas, wenn wir nun Papas Vorschlag annähmen?"

„Nach Amerika!" rief er. „Aber das ist doch ein heller Unsinn! Wegen der Leute . . .?"

„Ja, es ist da so viel . . ."

„Was kümmern uns denn die Leute! Ja, soll ich denn meine Kunst ganz aufgeben?"

„Nein; iſt das denn aber deswegen nötig?“

„Sieh, Annemarie, ich muß jetzt hierbleiben. In der Heimat, Annemarie, und in der Einſamkeit, mit dir allein. — Iſt das zu viel verlangt, Annemarie?“

„Ach Thomas, ich wünſch mir doch nichts, als was du willſt . . .“

„Du wirſt ſehen, Annemarie . . .! Lieber Gott, was können die Leute uns denn tun!“

„Wie du willſt, Thomas!“ ſagte ſie leiſe, aber es klang ein Seufzer in ihrer Stimme mit, und ſie blieb lange in ihren Gedanken und malte ſich allerhand Demütigungen aus, die ihr hier nicht erſpart bleiben würden . . .

Schließlich aber nahmen ſeine lichten Zukunftsträume auch ſie ein. Ihre Sorgen ſchliefen ein, und der Strom ſeiner Worte trug ſie mit ſanftem Wiegen durch die Stunden . . .

Ein glücklicher Tag dehnte ſich für die beiden bis zur Nacht, lang durch die Fülle ſeiner Erlebniſſe, denn ſie waren heute wieder wie Kinder geworden, denen alles zum Erlebnis wird.

Und wo ſie auch waren an dieſem Tage, in jeden Augenblick miſchte ſich ihnen das leiſe Brauſen des Meeres. Ihre Seelen waren ſo ſtill, daß ihnen dieſer Ton ſtärker bewußt wurde als ſonſt und ſie oft den Atem anhielten, um darauf zu lauſchen. Welle auf Welle hörten ſie dann anſchlagen: es klang wie der majeſtätiſche Pulsſchlag der Welt; und ihnen war, als paſſe er ſich dem Takte an, in dem ihre ruhigen Herzen pochten . . .

Thomas und Annemarie ſaßen auf der Veranda. Er las in der Abendzeitung, die der Poſtbote gerade gebracht hatte, ſie ſtickte an einer weißflanellnen Kinderwagendecke. Sie ließ ihre Arbeit von Zeit zu Zeit ſinken und ſah verſonnen in den Garten hinaus. Auf einmal ſagte ſie:

„Da kommen Joachim und Tony! Das hab ich mir doch gleich gedacht: ſobald Papa eingezogen iſt, kommen die ſofort.“

Thomas ſah hinaus und lächelte.

„Ja, ſeine Courage trägt der gute Joachim mehr inwendig. Aber ſchau nur die Tony an: im Reformkleid mit Jugendſtilarabesken und mit nem hohen Korſett drunter.“

„Aber auf Seide gearbeitet, darauf verlaß dich!“ ſpottete Annemarie.

Thomas ging dem Beſuch an die Gartentür entgegen, während Annemarie am Eingang der Veranda ſtehen blieb. — Die junge Paſtorin Tony Kerkhoven flatterte ſchleunigſt auf ſie zu und zwitſcherte:

„Aber, liebſte Annemarie, warum ſtehſt du denn auf? Warum bleibſt du denn nicht ſitzen? Bei deinem Zuſtand . . .! Wann erwarteſt du denn . . .?“

„Jeden Tag,“ antwortete Annemarie, „Frau Käſelau iſt ſchon ſeit vorgeſtern draußen und wohnt bei uns.“

„Du haſt die Käſelau! Na, dann iſt ja alles ausgezeichnet! Ich hab ſie bei meinem kleinen Herbertchen und bei Ingeborgchen auch gehabt. Und namentlich bei Herbertchen war es ein ſehr ernſter Fall . . .“

„Ja, wenn alles an ihr ſo tüchtig iſt, wie ihr Appetit . . .!“ bemerkte Thomas.

„Ja, lieber Gott, ſie iſt ſo verwöhnt . . . Immer nur in den erſten Kreiſen . . .!“ ſagte Frau Tony.

„Setzt euch doch!“ lud Thomas ein. „Ihr bleibt doch zum Abendbrot?“

„Wenn es euch keine Umſtände macht . . .“ dankte Paſtor Joachim, der ein wenig verlegen zu ſein ſchien.

„Aber nicht im geringſten! Ich will es Lene gleich ſagen.“ —

Als Thomas aus der Küche zurückkam, begann ſein Vetter nach einem leichten Hüſteln:

„Lieber Thomas, wir waren ſchon lange auf dem Sprunge, wieder einmal zu euch zu kommen, aber . . .“

„Na ja, Joachim,“ lächelte Annemarie, „und dann, ſolange Papa da nebenan wohnte . . . Er hätte es euch doch ſehr übel genommen.“

„Ach, deswegen . . .!“ log Joachim mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Nein,“ ſagte ſeine Frau energiſch, „warum ſoll man es denn nicht ganz offen ſagen? Es iſt eben nun mal nicht anders. Solange man noch von dieſen Leuten abhängig iſt . . . — Es iſt merkwürdig bei mir,“ wendete ſie ſich dann erläuternd an Annemarien und Thomaſen, „ich kann einfach nicht lügen. Und wenn ich mir die größten Unannehmlichkeiten dadurch zuziehe, die Wahrheit muß immer heraus. Ich weiß nicht, ob andre Leute das auch haben . . . Es iſt aber nun einmal eine Eigentümlichkeit von mir.“

Joachim ſtrich mit der Hand über ſeine blonden Locken, die ſich über der Stirn ſchon zu lichten begannen, und ſagte:

„Ja, das iſt merkwürdig bei Tony. Mit ihrer Überzeugung kann ſie nicht zurückhalten . . .“

„Ich ſeh auch gar nicht ein, warum!“ fuhr ſeine Frau lebhaft fort. „Übrigens ſind dieſe Leute ja ſo lächerlich. Daß Papa euch gegenüber noch immer auf dieſem Standpunkt ſteht . . .! Und dabei ſeid ihr jetzt bald anderthalb Jahre verheiratet!“

„O,“ erwiderte Annemarie kühl, „es kann mir gar nichts lieber ſein. Wie Papa ſich in der ganzen Angelegenheit benommen hat . . .! Eigentlich iſts ja mehr komiſch . . . Alle die Schikanen, mit denen er uns den Aufenthalt hier verleiden wollte . . .! Jetzt lacht man ja darüber! Aber damals . . .!“

„Die alten Geſchichten, Annemarie . . .!“ ſagte Thomas. „Alterier dich doch nicht mehr darüber! Er hats ja aufgegeben, als er ſah, daß er nichts erreichte.“

Frau Tony nickte:

„Ja, ihr habt es ganz richtig gemacht. Gar nicht bekümmern ſoll man ſich um die Leute! Wenn einer ſo einen engen Horizont hat, wie Papa . . .! Ich ſag es auch immer zu Joachim, daß er viel zu viel nachgibt. Er läßt ſich ja alles gefallen . . .!“

„Tonychen!“ Der junge Paſtor ergriff ihre Hand. „Du weißt doch ganz genau, daß ich ſo denke, wie du . . .“

„Ja, aber wenn Papa da iſt, gibſt du immer nach!“

„Das tu ich doch nur äußerlich . . . Das muß ich doch . . . Solange wir von Papa abhängig ſind . . .!“

„Ja, aber ich könnte mich nicht bezwingen . . .“ Frau Tony wendete ſich an Annemarien: „Siehſt du, das tut mir manchmal direkt weh . . . Ich frage mich manchmal: Iſt Joachim eigentlich ein Charakter? Wenn er ſich ſo verſtellen kann . . .?“

„Tonychen!“ bat ihr Mann traurig.

„Nein, Joachim, darin bin ich ganz objektiv. Wenn du auch mein Mann biſt...! Ich bin eben kritiſch angelegt und durchſchaue die Menſchen. Parteiiſch kann ich da nicht ſein; ſelbſt nicht gegen meinen eignen Mann. Das iſt eine Eigentümlichkeit von mir ...“

Joachim rang die Hände heftig zwiſchen ſeinen Knieen und ſah ſtarr und gequält zu Boden. Auf einmal platzte es trotzig aus ihm heraus: „Das wird auch nicht ewig dauern. Und dann wird Papa ſchon ſehen ...! Wenn ich erſt nicht mehr auf ihn angewieſen bin ...!“

„Ja, wenn wir erſt aus dieſem Joch heraus ſind ...!“ ſtimmte Frau Tony zu.

„Wollt ihr ...?“ fragte Thomas. „Habt ihr irgend etwas vor?“

„Ja, das kannſt du dir doch wohl denken, lieber Thomas, daß ich nicht Zeit meines Lebens Paſtor bleiben will!“

„So ...? Ich dachte ...?“

„Nein, das mag was ſein für Leute wie Burchard, die mit einem Brett vorm Kopf geboren ſind. Die ſind glücklich! Glaubſt du, daß Burchard je ein Zweifel gequält hat? — Aber ein intelligenter Menſch kann das doch nicht alles glauben, was er jeden Sonntag von der Kanzel verkünden ſoll. Ich muß ja einfach lügen ...!“

„Seit wann biſt du denn zu dieſer Überzeugung gekommen?“

„Ach, ſchon immer ...!“

Thomas lächelte.

„Und was gedenkſt du denn zu ergreifen?“

„Joachim will ſich der Litteratur widmen!“ verkündete Frau Tony.

„Litteratur . . .? Du willſt Schriftſteller werden?“

„Ja.“

„Ja, ſo auf einmal . . .? Und dann iſt es doch ein ſehr unſichres Brot . . .“

„Nein,“ ſagte Frau Tony eifrig, „Joachim hat es nur niemand geſagt . . . Aber er hat ſchon früher gedichtet . . . Ich hab ein ganzes dickes Heft voll Gedichten von ihm, die er noch auf dem Gymnaſium gemacht hat. Leider hat er ſein Talent nur nachher einſchlafen laſſen . . .

„Und jetzt willſt du wieder anfangen?“

„Ja, ich ſchreibe einen Roman!“

„So, wie weit biſt du denn damit?“

„Ach, im Kopfe hab ich alles ſchon ganz genau. Ich will in dieſen Tagen anfangen.“

„Nämlich,“ erklärte Frau Tony, „die Berliner Illuſtrierte Wochenſchau — ich weiß nicht, ob ihr das Blatt kennt — hat drei Romanpreiſe von fünfzehntauſend, zehntauſend und fünftauſend Mark ausgeſetzt für einen Roman von mindeſtens hundertfünfzigtauſend Silben . . .“

„Ach, und da willſt du mitkonkurrieren?“

„Ja,“ ſagte Tony ruhig, „und wenn wir den erſten Preis bekommen, hängen wir den Paſtor an den Nagel und ziehen ins Ausland.“

„Ja,“ lächelte Thomas, „das iſt allerdings der ſicherſte Weg zum Reichtum!“

Der junge Paſtor fragte haſtig:

„Meinſt du, daß da am Ende nicht alles mit rechten

Dingen zugeht? Daß die Richter am Ende parteiiſch ſind . . .?“

„Nein, nein . . . Aber die Konkurrenz dürfte doch ziemlich groß ſein . . .“

„Davor fürchten wir uns nicht,“ verſicherte Frau Tony großartig. — Ihr Mann dagegen begann etwas kleinlaut zu ſprechen, berauſchte ſich aber allmählich an ſeinen eignen Worten zu einer etwas flackernden Zuverſicht:

„Ja, natürlich . . .! Aber . . . Die Konkurrenz wird ja groß ſein . . . Aber mein Roman . . . Wißt ihr, es iſt etwas ganz neues, ein durchaus origineller Stoff . . . Ich glaube nicht, daß ſchon jemand etwas ähnliches behandelt hat . . . Ich will nämlich die Gewiſſensqualen eines jungen Geiſtlichen ſchildern, der ſeinen Glauben verloren hat . . . Auf der einen Seite ſteht ſeine Familie: bornierte, engherzige Leute, von denen er aber abhängig iſt . . . Und er hat Weib und Kind . . . Das macht ihm einen freien Entſchluß noch ſchwerer . . . Aber ſeine Frau, ein freidenkender, bedeutender, edler Menſch, iſt ihm die beſte Stütze . . . Und ſo entſchließen ſie ſich denn endlich, alles hinter ſich zu laſſen und in die Welt hinauszugehen, in ein Leben der Arbeit . . .“

„Nachdem er vorher einen Romanpreis von fünfzehntauſend Mark gewonnen hat?“ fragte Thomas mit harmloſer Miene.

„N—nein, n—nein . . .“ ſtotterte Joachim verwirrt. Seine Frau aber ſagte:

„Natürlich ſchildert er unſre eignen Verhältniſſe. Aber ich halte das auch für das richtigſte. Das iſt eigentümlich bei mir: mich intereſſieren immer nur Bücher, die von wirklichen Erlebniſſen handeln.“

„M—ja . . .“ ſagte Thomas und fand keine Fortſetzung. Eine halbe Minute lang herrſchte ein etwas drückendes Schweigen.

„Übrigens, du, Thomas,“ begann Paſtor Joachim plötzlich, „ich hatte ganz vergeſſen . . . Ich hab dir die Zeitung für Stadt und Land von vorgeſtern mitgebracht. Ihr haltet euch doch nur die Dünazeitung? — Wo hab ich ſie nur hingeſteckt? — Ach ja, da . . .! Es iſt ein großer Artikel über dich drin.“

Thomas entfaltete das Blatt und warf einen Blick hinein.

„Ach ſo, ja! Das kenne ich ſchon. — Auch wieder ein Abdruck des Feuilletons im Berliner Tageblatt,“ wendete er ſich an Annemarien.

„Ja, ich gratulier dir recht ſehr zu deinem Erfolge,“ ſagte Frau Tony und drückte Thomaſen die Hand.

„Ja, und verkauft haſt du deine Bilder ja auch?“ fragte Joachim.

„Ja, zwei von den fünf.“

„Da mußt du ja im Golde ſchwimmen!“

„Das nun nicht gerade . . . Viertauſend Mark bekomme ich dafür.“

„Na ja, für zwei Bilder . . .! Und wie viel kannſt du denn im Jahre malen?“

Thomas lachte herzlich.

„Na, das kommt darauf an,“ ſagte er. „Und außerdem verkauft man auch nicht gleich jedes Bild . . .“

„Aber du biſt jetzt doch berühmt!“

„Weil mich die Berliner Kritik entdeckt hat? Na, ſo gefährlich iſt das nun gerade nicht . . .“

„Aber gegen früher . . .!“

„Ja, natürlich," ſagte Thomas, „die Ausſichten ſind beſſer . . ."

„Ach, ihr Glücklichen!" ſeufzte Frau Tony. „Wenn wir erſt ſo weit wären! Der erſte Schritt iſt doch immer der ſchwerſte. Meint ihr nicht auch?"

Thomas zuckte lächelnd die Achſeln.

„Ja, Thomas," fuhr die junge Paſtorin fort, „freuſt du dich denn gar nicht über deinen Erfolg?"

„Gewiß," erwiderte Thomas gedehnt. Und der Zweifel in ſeinem Ton war nicht gemacht, ſondern beruhte auf Erwägungen, die er ſeit Tagen in ſich herumtrug.

„Er tut nur ſo; er hat ſich ſehr gefreut," ſagte Annemarie und ſtreckte ihrem Manne mit warmem Blick die Hand hin. Er hielt ſie eine Weile mit feſtem Druck und fühlte, wie ihre Freude die ſeine weckte.

„Ach, ihr Glücklichen . . .!" ſeufzte jetzt auch Joachim.

„Ja," begann Tony wieder, „jetzt könnt ihr hinaus aus dieſer Enge, wo die Leute um fünfzig Jahre zurück ſind. Wie ich euch beneide! Einmal hinauszukommen ins Ausland, iſt immer mein ſehnlichſter Wunſch geweſen!"

„Ja, das war früher bei mir auch ſo," ſagte Annemarie mit geſenkten Lidern.

„Früher . . .?" rief Tony überraſcht, und Thomas heftete einen forſchenden Blick auf ſeine Frau. Die aber hob die Augen und ſah ihn mit einem vollen, glänzenden Blick an, während ſie ihrer Schwägerin antwortete:

„Nein, wir bleiben hier. Ich möchte nicht fort."

Dieſe Antwort entfeſſelte eine Flut von ſtaunenden

Fragen bei Joachim und Tony. Und während Thomas und Annemarie darauf antworteten, ruhten ihre Augen oft minutenlang glücklich ineinander, fragend die ſeinen; ihre aber mit einem ruhigen Ja.

Thomas hatte nach dem Abendeſſen die Gäſte ans Gartentor geleitet. Als er wieder dem Hauſe zuſchritt, ſah er im Lichte der Lampe Annemariens ſchwerfällige, mütterliche Geſtalt auf der oberſten Verandaſtufe ſtehen.

„Nein, ſieh den Himmel!“ ſagte ſie.

Er eilte die Stufen hinauf und legte den Arm um ihre Schultern. So vereint, blickten ſie durch die ſchwarze Auguſtnacht zu den Sternen hinauf, die zahllos waren, als hätte ſich der Himmel zu einem Feſte illuminiert. Häufig zogen Sternſchnuppen ſchräge Feuerſtriche in das flimmernde Muſter.

„Sieh, ſchon wieder eine . . .! Und da wieder . . .!“ ſagte Annemarie. „Heute kann man ſich viel wünſchen . . .“

„Was brauchen wir uns noch zu wünſchen?“ fragte er leiſe. — Sie ſchauerte zuſammen, als würde ihr die Luft zu kühl.

„Man weiß ja nie, wie es geht,“ flüſterte ſie bang.

Er fand kein Wort, ſie zu tröſten. Er verſtärkte nur leiſe den Druck ſeines Armes. Und nach einer Weile fragte er dann:

„Du, Annemarie . . .! Und was du vorhin ſagteſt . . .? Daß du hier bleiben willſt? Iſt das dein Ernſt?“

„Ja, Thomas.“

„Aber ich dachte . . .“

„Willſt du denn fort?“

„N—Nein, Annemarie, ich . . . Aber du . . .!“

„Ich nicht, Thomas! Nicht mehr . . .“

„Iſt es dir denn hier nicht zu einſam geworden? Wollteſt du denn nicht gern nach München?“

„Ja, Thomas, manchmal . . . Aber hier . . .! Hier wird man beſſer . . .“

„Beſſer?“ fragte er innig.

„Ja, und für mich iſt es beſſer. Sieh, ich fürchte mich vor München . . . Vor mir ſelber . . . Ich bin . . . Leichtſinnig bin ich . . . Und wenn ich wieder ſo in den Trubel komme . . . Ich glaube, ich werde mitgeriſſen. — Was iſt das?“ fragte ſie plötzlich und deutete hinaus, wo kleine ſtumme Schatten unter der Sternendecke des Himmels in unruhigen Bahnen durch das Dunkel glitten.

„Fledermäuſe,“ erwiderte Thomas und antwortete ihr dann: „Ja, aber . . . Dann ſehnſt du dich heimlich doch hinaus. Du wirſt hier keine Ruhe haben . . .“

„O ja, Thomas,“ ſagte ſie feſt. — „Siehſt du, ich weiß ja, daß ich hinaus kann . . . Wenn ich will, tuſt du es ja . . . Du biſt ja ſo gut . . . Und klug . . . Mit Güte kann man mich zu allem bringen.“

„Ich will dich zu nichts bringen.“

„Das iſt es eben! Weil ich es freiwillig tu . . .!“

„Nun ja,“ ſagte Thomas, „und wenn du ſpäter willſt . . . Fürs erſte können wir ja ſo wie ſo noch nicht . . .“

„Nein, Thomas, ſpäter erſt recht nicht! Je länger wir hier ſind ...! Ja, man wird beſſer hier.“

„Beſſer ...?“

„Ja, ich weiß nicht ... Und ſtolzer! Mancher wird ſagen: eingebildeter. Je weniger man andre Leute ſieht, deſto ... Siehſt du, heute mit Joachims ... Komiſch kommen einem die Menſchen vor ... Man fühlt ſich ihnen ſo ... So überlegen!“

„Na ja, die ...!“ warf Thomas ein.

„Ach nein, Menſchen ſind Menſchen. Ich bin überzeugt ... Wenn man ſich von ihnen entwöhnt, kann man ſie bald kaum noch genießen. Und das, was ſie intereſſiert, worüber ſie ſich Sorgen machen oder ſich freuen ... Man begreift das nicht mehr ...“

„Ja, gewiß,“ begann Thomas zaghaft und gegen ſeine Überzeugung; er hatte dabei das Gefühl, als verſuche er ſein Glück: „Aber iſt es auch recht, ſich ſo abzuſchließen? Wird man nicht zum Sonderling dabei, zum ...“

„Sonderling? — Das wäre noch nicht das ſchlimmſte! — Und dann: Sieh, Thomas, wir haben ja uns und ... Und werden unſer Kind haben ...“

„Annemarie!“ flüſterte er glücklich.

Sie lächelte und nickte ihm zu. Ihre Augen ſtanden in ſchwimmendem Glanze in ihrem Geſicht, deſſen Formen in dieſer Zeit zu einer eigen hingegebenen Schönheit erblüht waren.

„Ja, ſiehſt du,“ ſagte ſie, „wie du mich anders gemacht haſt ...! Gerade, weil du nie verſucht haſt, mich zu beeinfluſſen. Wenn ich ſpreche, klingt es beinahe wie ein Echo auf deine Gedanken ...“

Er küßte ſie andächtig auf die Schläfe. Sie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter.

„Und jetzt wollen wir ſchlafen gehen; es iſt ſpät.“

Um zwei Uhr in der Nacht rief Annemarie nach Thomaſen.

„Du, Thomas,“ ſagte ſie, als er wach geworden war, „ich glaube, es iſt jetzt ... Ich glaube, du mußt Frau Käſelau wecken.“

Und nun kamen ſchwere Stunden, bis endlich — das Bild des Fenſters ſtand ſchon als goldne Raute an der Wand — ein kleines Menſchenweſen neben Annemarien lag.

„Lebt es?“ fragte Annemarie matt.

„Zu was ſoll es nich leben!“ erwiderte Frau Käſelau mit ihrer tiefen, rauhen und doch beruhigenden Stimme. „Ein fixes Mädchen! Sicher neun Pfund ſchwer!“ Und in demſelben Augenblick ließ das kleine ſonderbare Ding ein quarrendes Weinen ertönen.

Während das Kind gebadet und in warme Tücher gehüllt wurde, ſaß Thomas neben Annemariens Bett und hielt ihre Hand, die ſich mit ſchlaffem Druck um die ſeine rundete. Und dabei glaubte er noch das Gefühl davon in den Händen zu haben, wie ſie ſich daran feſtgekrampft hatte in ihren Nöten. An das Kind dachte er kaum; er ſah nur ſie, die da in den Kiſſen lag, unendlich matt und mit geſchloſſenen Augen, aber befreit und zufrieden und mütterlich ſtolz; zu ſchwach, um das alles zu denken, aber ganz hingenommen von dieſen Gefühlen ...

Frau Käſelau hatte das Kind ſorglich in ſeinen Korb

gebettet und war gegangen, ſich durch viel Kaffee nach ihren Strapazen zu erfriſchen. Es war ganz ſtill im Zimmer. Die Kleine ſchlief, und auch Annemarie war eingeſchlafen. Draußen in der Eſpe vor dem Fenſter zeterten die Spatzen ſo laut, daß Thomas nervös wurde und ſie am liebſten angeherrſcht hätte, ſie ſollten ſchweigen. Er ſelbſt wagte ſich nicht zu rühren und hielt Annemariens Hand, bis ihm der Arm ganz lahm geworden war. Da machte er ſich vorſichtig frei und ging zu ſeinem Kinde hinüber. Das ſchlief friedlich mit geballten Fäuſtchen. Ein Flor von dunkeln Löckchen bäumte ſich auf dem kleinen Kopfe. Das Haar hatte ſeine Tochter wohl von ihm. Wem von ihnen es aber ſonſt ähnlich ſehe, vermochte Thomas nicht zu entſcheiden, ſo lange er auch das verſchwollne, runzlige Geſichtchen betrachtete. Überhaupt konnte er noch in kein rechtes Verhältnis zu ſeinem Kinde kommen; er ſah es mit einer Miſchung von Gerührtheit und Verlegenheit an und wußte nicht zu ſagen, ob er es eigentlich lieb hätte. Auf einmal öffnete die Kleine die Augen halb und fing unglücklich zu quarren an. Thomas ſchaute ſich hilflos um; aber Annemarie war gleich erwacht.

„Es hat Durſt," ſagte ſie, „nimm ein Tröpfchen Waſſer auf einen Teelöffel und gib es ihm."

Er tat das mit großer Vorſicht und Weitläufigkeit; und die Kleine hörte zu ſchreien auf und ſchmatzte befriedigt.

„Gieb es mir ein bischen herüber!" bat Annemarie.

Thomas erwies ſich dabei ſo ungeſchickt, daß ſie rief:

„Nein, wie du dich dazu anſtellſt! Du brichſt ihm noch den Kopf ab!"

„Aber Annemarie," ſagte er, als die Kleine glücklich in ihren Arm gebettet war, „meinſt du nicht . . .! Wenn du nun wieder einſchläfſt, erdrückſt du es am Ende im Schlafe . . ."

„Ach, du biſt ja dumm!" lächelte ſie, zärtlich und überlegen zugleich.

„Nein, ſieh, was es für nette Locken hat. Und wie hübſch es ſchon iſt!"

„Na, hübſch . . .?"

„Du ſollteſt mal andre kleine Kinder ſehen! — Nein, und fühl doch mal . . . Nein, das mußt du fühlen, wie zart und weich die kleinen Händchen ſind. Das iſt, glaub ich, das weichſte, was es gibt."

Er ſtrich ganz behutſam, als berühre er einen Nippgegenſtand aus Porzellan, mit dem Zeigefinger über die geballte kleine Hand mit den vier Grübchen darin.

„Und wie fühlſt du dich denn?" fragte er.

„Ausgezeichnet! — Aber du . . . Du Armer haſt ja kaum geſchlafen . . . Und gegeſſen haſt du auch noch nichts . . .

„Ich hab heute Nacht Kaffee getrunken . . ."

„Nein, geh hinunter, du mußt ein bischen frühſtücken. Wir ſchlafen jetzt ſo wie ſo . . . Und dann legſt du dich unten ein bischen hin!"

„Nein, ſchlafen kann ich jetzt nicht."

„Dann gehſt du nachher ein bischen an die Luft!"

„Ja, das vielleicht . . .!" erwiderte er.

Thomas ging, ohne ſich weiter Rechenſchaft darüber abzulegen, durch den Dünenwald an den Strand, als wäre das Meer ſein beſter Freund und müßte

vor allen andern erfahren, daß er nun eine Tochter hatte.

„Ein Sonntagskind!“ ſagte er auf einmal überraſcht vor ſich hin. — Daß heute Sonntag war, daran hatten er und Annemarie noch gar nicht gedacht; und das erfüllte ihn jetzt mit einem innerlichen Glanze.

Als er den ſteilen, ſandigen Pfad zum Kamm der Düne emporſchritt, fühlte er doch, daß er wenig geſchlafen und eine ſtarke Erregung durchgemacht hatte; in ſeinen Kniekehlen war ein beinahe ſchmerzlich mattes Gefühl, und ſein Kopf däuchte ihn ſonderbar groß und leicht, als wäre er nur mit Luft gefüllt ...

Die See ging in kräftiger Brandung, dunkel, mit weiß in der Sonne leuchtenden Giſchtſtreifen, brauſend in ſcharfen Schlägen ...

Thomas ſetzte ſich in den trocknen, feinen Sand und ſchaute hinaus; und was er ſah und hörte, lullte ſeine Gedanken ein. Es blieb nur ein freies Glücksgefühl in ihm, das ſich keine Gründe ſuchte, ſondern ſelbſtverſtändlich war wie das Meer. Im Bedürfnis, etwas zu halten und ihm dadurch Teil an ſeiner Freude zu geben, griff er mit beiden Händen in den Sand und hob die gefüllten Fäuſte. Leiſe rinſelten die winzigen Körner zwiſchen ſeinen Fingern hervor ... Er vergrößerte die Lücken und fühlte das Fließen des Sandes, und wie es langſam hohl wurde in ſeinen Fäuſten; und er griff nach neuem Vorrat und gefiel ſich in dieſem gedankenloſen Spiel. Und bald ſaß er nicht mehr, ſondern lag ... Seine Augen umflorten ſich wohlig ... Und er war eingeſchlafen.

Vor dem Erwachen kam ein ſchöner Traum zu ihm; oder war es kein Traum? Es waren nur Farben, aber Farben, die eine Stimme hatten; und ſie klangen zuſammen zu einer mächtigen, einfachen Melodie, die ihn wiegte und ſtreichelte.

Thomas fühlte, ſchon halb bewußt, daß er erwachen würde, und daß das wunderbare Klingen dann verſtummen müßte; er ſuchte den Augenblick hinauszuſchieben und den Schlaf zu halten ... Aber dann ſaß er auf einmal doch aufrecht, mit großen, ſchlaftrunken ſtaunenden Augen, und ſtrich ſich über die Stirn und wußte auf einmal wieder alles ... Aber jene Melodie, die er im Traume gehört hatte, klang ihm noch in den Ohren, er vernahm ihren wiegenden Ton in den ſcharfen Schlägen der Wellen ... Und er wußte, daß er ſie nicht mehr verlieren würde; er erkannte ſie auf einmal und wußte: es war die Melodie ſeines Lebens, die er gehört hatte ... Mit ſtillem Blick ließ er ſeine Jahre an ſich vorüberziehen. Und ſiehe, was ihn wirr, kleinlich zerfahren und ſinnlos gedäucht hatte: der Zickzackweg, den er hinter ſich geſehen hatte, — jetzt ſchwang ſich alles im Zuge einer großen, lebendig wogenden Linie vor ſeinem Blick. Er ſah das Ganze, er ſah, wie alles — das kleinſte auch — aus ſeinem eignen entſprungen war und hatte entſpringen müſſen, ſinnlos für fremde Augen, nur für ihn ſelber des Sinnes voll, des Sinnes ſeines Lebens, das eine große Sehnſucht geweſen war, die erſt dieſer Tag ganz erfüllte, ſo nah er ſich ihrem Ziele ſchon früher geglaubt hatte ...

Jetzt lebte er nicht mehr in ſich, er lebte in ſeinem

Kinde ... Mochte ſein Leben ſinken, es ſtieg zugleich in neuer, beſſerer Kraft!

Die Sonne ſtand auf dem höchſten Punkte ihrer Bahn, und das Waſſer brandete mit Schäumen und Lärmen. Thomas aber ſchloß die Augen und malte ſich ein andres Bild. Weit breitete ſich eine glatte See, auf deren ſpiegelndem Grunde feurige Himmelsfarben ſchwammen. Die ſinkende Sonne legte ihre Brücke aufs Waſſer. Und darüber her ſah er eine nackte Frau auf ſich zuſchreiten, ein Kind auf dem Arme: Eine Mutter ... Die Sonne ... Das Leben ... Annemarie! Sie ging mit feſten, lebendigen Schritten, und doch ſo leicht, daß ſich die blanke Fläche nicht kräuſelte. Er eilte ihr entgegen, und die Waſſer trugen auch ihn; denn er hatte jetzt den Glauben, der nicht zu Schanden werden läßt, den ſtarken Glauben an das Leben ...

Thomas erhob ſich und ſchüttelte die Träume lächelnd zu Boden und ging heim, zu ſeiner Frau, zu ſeinem Kinde ...

Novellen von Korfiz Holm

Schloß Übermut 5. Tausend

Mesalliancen 3. Tausend

Die Sünden der Väter 3. Tausend

Jeder Band geheftet 1 Mark, gebunden 1 Mark 50 Pf.

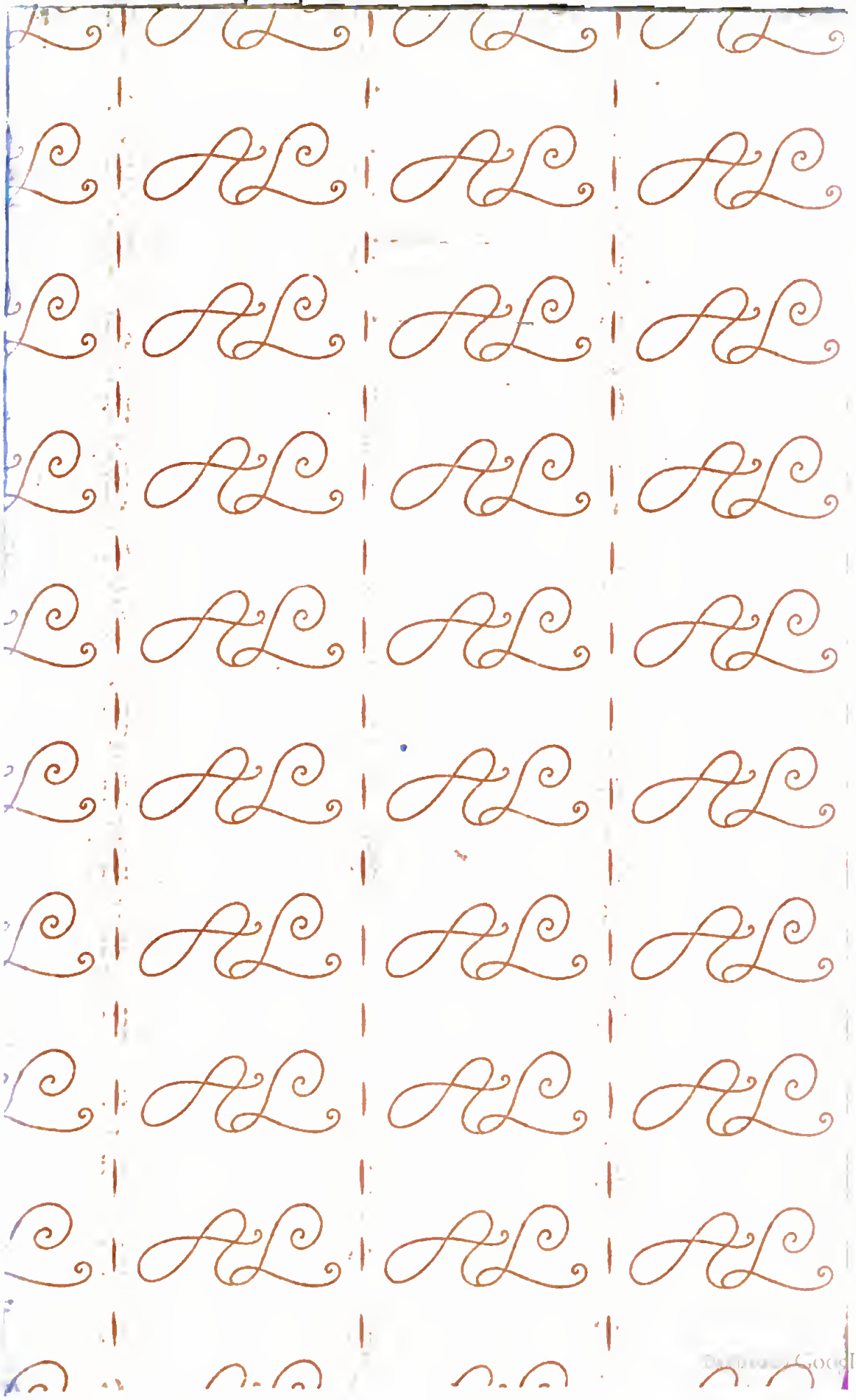
Berner Bund: Der Titel steht zu der kleinen meisterhaften Erzählung in ironischer Beziehung . . . Sie hinterläßt künstlerisch den besten Eindruck, da die Darstellung eine meisterhafte ist, was natürlich in der feinen Charakteristik aller in die Handlung eingreifenden Personen sich am meisten geltend macht. Korfiz Holm schildert so lebenswahr, daß den Leser keinen Augenblick ein Zweifel befällt, die Dinge könnten sich anders zugetragen oder einen andern Verlauf genommen haben als den, nach dem der Verfasser sie hinlenkt.

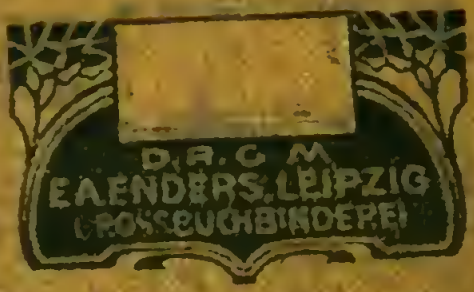
Das litterarische Echo, Berlin: Man ist gewöhnlich geneigt bei uns, die Form der kurzen Skizze zu unterschätzen, eben weil sie zu kurz ist. Maupassant und nach ihm Tschechow haben bezeigt, auf welche künstlerische Höhe diese Gattung gebracht werden kann. Von ihnen hat Holm gelernt, ohne sie nachzuahmen.

Internationale Litteraturberichte, Berlin: In diesen Bändchen wiederholen sich seine vielen Vorzüge bestens, und an den Stellen, da er von verbotener Liebe und den Frauen redet, erinnert er an die ersten französischen Vorbilder. Immer nur knapp und prägnant reden seine Personen, wie in einem Ibsenschen Drama, und gerade in dieser kurzen Charakteristik zeigt sich der Meister. Bei jeder Novelle wird man sich von neuem bewußt, der Dichter wandelt mit offenen Augen unter uns, er sieht den Menschen bis ins Herz hinein und gibt uns dann ihr Konterfei mit allen ihren Schönheitsfehlern und Schwächen wieder. Ich empfehle den Band besonderer Beachtung.

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.




D.R.G.M.
E.A.ENDERS, LEIPZIG
GROSSBUCHBINDEREI

Princeton University Library
32101 068391026